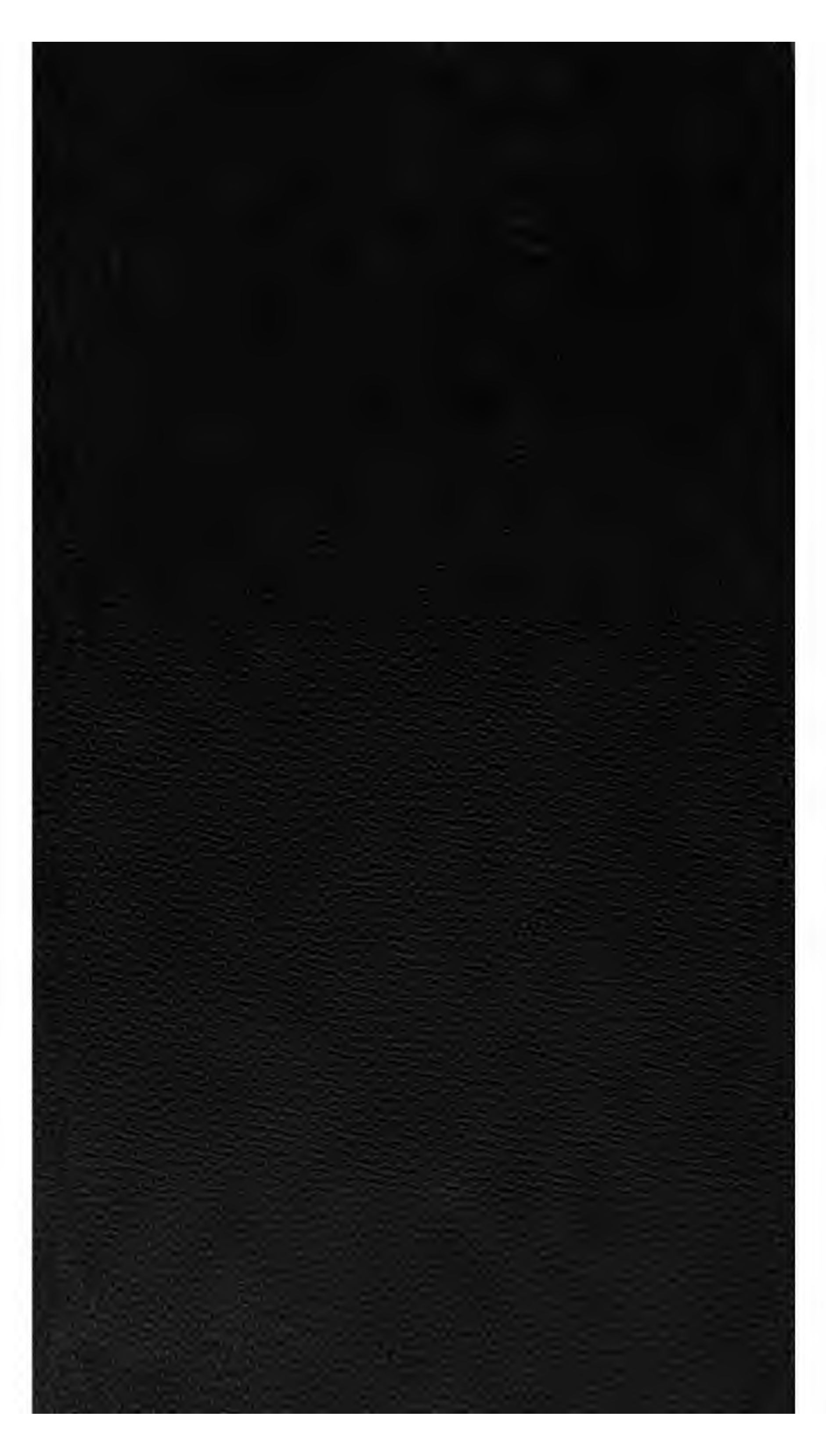
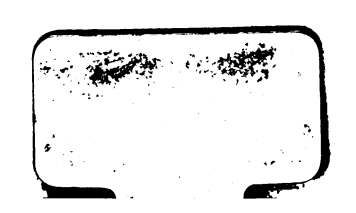




# Der Graf Friedrich Leopold Stolberg

und

# seine Zeitgenossen.

Der

# Graf Friedrich Leopold Stolberg

und

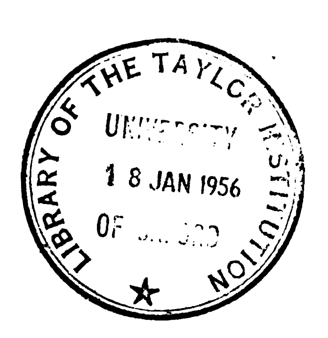
# seine Zeitgenossen.

Von

Dr. Theodor Menge.

Erster Band.

Gotha.
Verlag von Friedrich Andreas Perthes.
1862.


LIBRARY OF THE TAYLOR INSTITUTION
1 8 JAN 1956

# Vorrede.

Wer das Leben des Grafen Friedrich Leopold Stolberg der Gegenwart wieder vorzuführen unternimmt, des Mannes, welcher in den letzten Jahrzehnten des 18. und in den ersten des 19. Jahrhunderts von der Gunst vieler seiner Zeitgenossen emporgehoben und hochgetragen, aber auch von ungünstigen, ja feindseligen Urtheilen vieler derselben verfolgt ward, setzt sich der Gefahr eines so undankbaren als schwierigen Unternehmens aus. Der Charakter der neuesten deutschen Litteratur-Geschichte bezeugt es, daß die, welche sich in ihr auf den Richterstuhl gesetzt und hier die öffentliche Meinung zu vertreten den Anspruch machen, nur von der Seite der Ueberlieferung die Maaßstäbe ihres Urtheils zu entlehnen beflissen sind, welche ihrer und der Denkungsart der größern Zahl ihrer Leser entsprechend ist, und daß es deswegen vergeblich erscheint, gegen die ausgesprochenen Rechtsurtheile, welche auf die Verurtheilung Stolbergs lauten, aufkommen zu wollen. Jedoch, wenn auch zur Lebzeit desselben die Zahl seiner Gegner auf dem litterärischen Markte überwiegend war, so anerkannten doch die ausgezeichnetsten und

edelsten Geister, deren Stimme nie in einer Nation in's Leere verhallt, ihn in seiner Größe, und wie Vielen, denen der Lärm jenes Marktes fremd war, oder welche auch wußten, wie zweideutig der Werth der dort dargebotenen Waare sei, brachten seine religiösen Schriften stillen Segen und war sein Name in allen Gegenden Deutschlands in der glaubensarmen Zeit ein gepriesener! Aber auch jetzt noch ist die Zahl seiner Verehrer nicht so gering, als man nach seiner litterärischen Verfehmung anzunehmen geneigt sein möchte, und während seit der Zeitströmung eines halben Jahrhunderts wir manche Tagesgötzen mit launenhaftem Wechsel der Stimmung dann von der Woge des Beifalls hoch emporgehoben, dann wiederum der Vergessenheit für immer preisgegeben sahen, ist der Name des Grafen Fr. Leop. Stolberg, des sorgsamsten und treuesten Hüters und Pflegers der größten Kleinode der Menschheit, des Christenthums und der ächt vaterländischen Gesinnung, im stets gefeierten Andenken geblieben; und diesen Verehrern möchte vor Allen das hier unternommene Werk eine nicht unwillkommene Erscheinung sein. Die Anzahl jener, die einst in den lautern Spiegel seines Lebens sahen, ist bereits sehr klein, und die Aussicht nicht vorhanden, daß ein Anderer aus seinen Schriften und der Anschauung seines Lebens das Bild des Mannes der Gegenwart und der Zukunft öffentlich darreichen werde. Ihm ein würdiges biographisches Denkmal nach Kräften zu widmen, war schon seit Jahren mein innigster Wunsch, dessen Befriedigung aber nicht bei den Arbeiten des öffentlichen Amtes, wohl aber im Schatten der Muße und Ruhe des Alters versucht werden konnte. Die Eindrücke, welche der längere Aufenthalt in der gräflich Stolbergschen Familie dem Knaben und dem Jünglinge hatte einwachsen lassen, waren tief und stark genug gewesen, um sie mit voller Frische und Stärke durch das ganze folgende Leben

zu tragen. So konnte der Mann, in dessen Sonne sich der Morgen meines Lebens erhellte und erwärmte, auch dem Abend desselben Freude, Licht und Wärme geben. Auch das Glück, diejenigen mehr als aus ihrer vorübergehenden Erscheinung gekannt und in treuer Erinnerung bewahrt zu haben, mit denen Stolberg in der letzten Epoche seines Lebens in engem Freundesverkehr stand, und denen Verehrung gern einige Denksteine in das Denkmal einzusetzen wünschte, winkte dem Unternehmen aufmunternd zu. Dieses war bereits in das dritte Lebensalter Stolbergs vorgerückt, als über des Biographisten Wünschen und Hoffnungen ein großer Glücksstern aufging. Durch wohlwollende Theilnahme Münsterscher Freunde wurden mir aus den hinterlassenen Papieren des seligen gewählten Bischofs Kellermann diejenigen Schriftstücke zugänglich gemacht, welche mit dem Ziele der Arbeit am engsten verbunden waren. Kellermann war viele Jahre Hausgeistlicher und der erste Hauslehrer in der Familie des Grafen, war sein geliebter und verehrter Freund und während der Reisen des Grafen und der Gräfin der zurückgelassene Schutzgeist des Hauses. Die Briefe an ihn mußten eine reiche Quelle für Stolbergs äußeres und inneres Leben sein. Ferner fanden sich in Kellermanns Nachlaß diejenigen Briefe und schriftlichen Aufsätze, welche sich auf seinen Uebertritt zur katholischen Kirche bezogen, sorgsam gesammelt, theils als Handschriften des Grafen, theils als saubere Abschriften Kellermanns, so daß die Vermuthung nicht unbegründet erscheint, der Selige habe sich mit dem Gedanken getragen, einstens der Lebensdarsteller Stolbergs zu werden, und sei nur durch seine immer wachsende Amtsthätigkeit in Münster an der Ausführung gehindert worden. Die Mittheilung dieser größtentheils ungedruckten Schriftstücke wird beweisen, daß Stolberg als ein völlig Ueberzeugter in die katholische Kirche eintrat. — Die

Arbeit mußte dorthin den vorzüglichsten Nachdruck der Behandlung verlegen, wo die innersten Nerven seines Daseins lagen, in der Religion, welche bei ihm, wie bei wenigen Sterblichen, Erkennen, Wort und That war. Ueber dieses Lebensprincip spricht er sich an unendlich vielen Stellen seiner Schriften aus. Führen wir uns nur einige vor. „..... Der Mensch, dessen unsterbliche Natur an die Engel, dessen sterbliche Natur an das Thier gränzt, ist in dem Maaße edel, in welchem er nach Liebe und nach Wahrheit dürstet. Sehnsucht ist hienieden sein Theil." — „Wahrheit und Liebe sind Licht und Wärme eines Strahls, Wahrheit und Liebe sind das Element der Geister, ihr wahres Leben." — „Alles kommt auf die Liebe an, denn der Bund des Unendlichen mit uns ist ein Bund der Liebe. Wollen wir uns in den Ocean Seiner Liebe versenken, so sind wir in Ihm! Er umfahet uns dann, und Er erfüllet uns! Wir sind in Ihm, und Er in uns. Aber lieben wir Ihn würklich, so folgen wir Seinen Fußstapfen; denn darum verließ Er den Himmel und wandelte uns vor, daß „wir sein sollten in dieser Welt, wie Er war," als Er hienieden wallete" [1]).

Das zweite Element, in welchem das Leben und Streben Stolbergs athmete, war das deutsche Vaterland und die warme Liebe zu seiner Nation. Deswegen mußten wir ihn in der Zeit der Gefahren der deutschen Selbständigkeit und Freiheit, in den Jahren der Demüthigung und Schmach Deutschlands und seiner Wiedererhebung begleiten, und konnten die bedeutendsten Phasen der französischen Revolution und der ihr folgenden Umwälzungen Europa's, insbesondere Deutschlands bis zum Ende der Frei-

---

[1]) Geschichte der Religion Jesu Christi VI, 234. VII, 523. Sämmtliche Werke XX, 19.

heitskriege dem größeren Theile des Werkes einen zusammenhaltenden Faden mehr geben. Ferner, kann Stolbergs Geist ohne den Geist seiner Zeit und seiner Zeitgenossen im Wesentlichen nicht verstanden werden, so steht ein eingehenderes Verständniß desselben nur von der erkannten Denkungsart seiner näheren Freunde zu erwarten. In den Freunden des Freundes lernt man diesen näher kennen, und gern übertragen wir die Verehrung desselben auch auf jene: sind diese durch sich selbst schon Vertreter einer persönlichen Größe, so ist die Vorführung ihrer Lebensbilder in einer Zeit, welche, in einseitiger und rasch vorübereilender Verehrung ihrer Lieblinge befangen, mit Undank sich der Erinnerung jener entschlägt, desto mehr gerechtfertigt. Daher bedurfte es im Hintergrunde des Lebens Stolbergs einer etwas ausführlichern Hervorhebung der Persönlichkeit Klopstocks. Im Juni des Jahres 1865 vollendet sich der Kreislauf eines Jahrhunderts, seitdem der Vater Friedrich Leopolds, der Graf Christian Günther, in Aachen von Gott in das jenseitige Leben abberufen ward[1]). Mehr als ein Anderer vertrat Klopstock bei dem 15jährigen Knaben gewissermaaßen die Vaterstelle und kein Anderer hat fortan auf des Knaben und Jünglings religiöse und vaterländische Begeisterung und auf die Entfaltung seines Dichtertalents einen größeren Einfluß geübt. — In der späteren Zeit ist ein zwiefacher Freundekreis Stolbergs in Umrissen ihres Lebens und Wirkens mit gerechter Vorliebe behandelt, und sind ihre Lebensbilder in größeren Bruchtheilen in das Leben Stolbergs verwebt. Hamann, Claudius und Lavater bilden den einen, Fürstenberg, die Fürstin von Gallitzin und Overberg, welchen sich eine Gruppe jüngerer Freunde, der Freiherren Caspar Max, Clemens August und

---

[1]) Siehe Seite 9 des ersten Bandes.

Franz Droste-Vischering, Kellermanns und Anderer, später anschloß, den anderen Kreis. Die enge Verbindung beider Kreise hat Stolberg nicht gestiftet; er fand sie vor, und sie wurde durch ihn noch mehr belebt und befestigt. Sie stritten nicht über das, was die eine Confession von der anderen abscheidet, aber desto mehr trugen und liebten sie sich einander in Betracht dessen, was auf dem gemeinsamen Glaubensgrunde gegenüber den gemeinsamen Gegnern des positiven Christenthums und des entsprechenden christlich-frommen Wandels sie vereinte. — Eine scheinbar leichte, in der That aber schwierige Aufgabe war es, beim Herausproben aus den zahlreichen Werken Stolbergs diejenigen Stellen zu treffen, welche vor allen charakteristisch auf den ausgezeichneten Dichter und Prosaisten, auf den edlen Menschen und auf den lebenswarmen Patrioten und Christen hinweisen. Eine wiederholte aufmerksame Lesung der Werke reichte bei weitem nicht aus; nur die anschauliche Erfahrung, daß hier in seltener Weise der Schriftsteller und der Mensch eins, oder vielmehr, daß seine Schriften, wenn auch noch so bedeutende, doch immer nur einzelne Reihen der Gedanken und Empfindungen aus der reichen Fülle seines Lebens waren, vermochte dem Herausprobenden eine größere Sicherheit in einer treffenden Auswahl zu gewähren. So vielfach Stolberg als Dichter Anerkennung gefunden, so sind die Verdienste des Prosaisten in der Litteratur viel weniger erwähnt und gewürdigt, und auch schon deswegen ist auf die Zahl und den Umfang der mitgetheilten Stellen ein größerer Nachdruck in der Prosa als in der Poesie gelegt. Wir werden sehen, wie sich in Stolbergs prosaischer Darstellung überall die Wahrheit der Gedanken, der Werth und die Würde des Gegenstandes in einer schönen classischen Form hervorheben. —

In Betreff der äußeren Oekonomie des Werkes fügen wir noch folgende Bemerkungen bei. Die Briefe oder Theile der Briefe von und an den Grafen Stolberg sind wörtlich mitgetheilt, nur sehr selten in die erzählende oder raisonnirende Form des Berichterstatters umgestaltet. So blieb dem Briefsteller sein natürliches Hauskleid gesichert und gesicherter dem Leser die persönliche Bekanntschaft mit jenem. — Nach dem ursprünglichen Plane der Arbeit sollte diese sich zugleich als ein Beitrag zur Litteratur-Geschichte während der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ankündigen und war dieses Ziel in einer großen Zahl von Citaten und Anmerkungen verfolgt. Diese betrafen die nachweisende Berichtigung vieler auf eine fast unbegreifliche Weise sich aus dem 18. Jahrhundert in das 19. bis zur Gegenwart fortschleppenden Irrthümer litterärischer Art. Später überzeugt von der Unvereinbarkeit dieses Nebenzweckes mit dem Hauptzweck habe ich die bei weitem größere Anzahl derselben weggeschnitten, und selbst an zurückgebliebene ist die kürzende Hand gelegt. Aber auch so noch mag einigen Lesern die Fahrt am Ufer sich zu breit machen, so daß sie ungern das strömende Fahrwasser aus dem Gesichte verlieren. Diesen wird die Versicherung gegeben, daß Störungen dieser Art im zweiten Bande selten sein werden. Im Greisenalter Stolbergs fließt das Leben ruhiger dahin; den litterärischen Bewegungen und Kämpfen des Jahrhunderts, ihrem Zuschauen und ihrer Theilnahme entfernter gestellt, beruht sein Dasein, ärmer geworden an äußeren Beziehungen dieser Art, um so ruhiger und fester in dem von ihm in Besitz genommenen und verarbeiteten Reichthum. Die Angabe der fortlaufenden Lebensjahre auf jeder Seite des Werkes soll als steter Zeitweiser den Leser der Gefahr entrücken, den Mann am Steuer aus dem Gesichte zu ver-

lieren, wenn sein Lebensnachen nacheinander mehrere Personen unter verschiedenen Zeitangaben aufgenommen hat. —

Als das Kind der Stunde der Ausgeburt nahe gerückt war und väterliche Um- und Vorschau nach der Stätte seiner Geburt gebot, glaubte ich den Wunsch, das Werk über Stolberg im Besitze derjenigen Buchhandlung zu sehen, bei welcher der Verklärte seine bedeutendsten Werke niedergelegt hat, dem Geiste desselben ganz entsprechend. Der gegenwärtige Verleger, der Sohn des so viele Jahre hindurch in wärmster Freundschaft mit Stolberg verbundenen Friedrich Perthes, kam mit freudiger Bereitwilligkeit dem anwinkenden Wunsche entgegen und mit dem Versprechen, beiden Bänden eine des Gegenstandes würdige Ausstattung zu geben. — Der zweite Band wird im Verlaufe einiger Monate erscheinen.

Aachen, den 7. Juni 1862,
am Vorabend der heiligen Pfingsten.

Dr. Theodor Menge.

# Inhaltsverzeichniß des ersten Bandes.

## Erstes Lebensalter.

### Stolbergs Knaben- und Jünglingsalter

vom Jahre 1750 bis 1776.

Seite

**Erster Abschnitt.**

Das Elternhaus. Das Brüderpaar. Klopstock und die deutsche Litteratur 1

**Zweiter Abschnitt.**

Die Universitätsjahre. Die Universitäten Halle und Göttingen. Der Hainbund. Claudius und Schönborn . . . . . . . . . . . . . 31

**Dritter Abschnitt.**

Die Reise der Brüder nach der Schweiz. Goethe und Lavater . . . . . 55

## Zweites Lebensalter.

### Stolbergs Mannesalter

vom Jahre 1776 bis 1800.

**Erster Abschnitt.**

Friedrich Leopolds Iliasübersetzung und freie Dichtungen. Seine Ernennung zum fürstbischöflich-lübeckischen Gesandten in Kopenhagen. Trennung der Brüder. Balladen. Ein unvollendetes Epos. Vermählung. Von Halem. Die Jamben. Die Reise nach Karlsbad. Dramatische Dichtungen . . 70

Seite

**Zweiter Abschnitt.**

Die erste Gesandtschaft nach Petersburg. Hamann. Klinger . . . . . 144

**Dritter Abschnitt.**

Die Jahre in Neuenburg. Lavater und Goethe. Die Insel. Der Gräfin Agnes Tod. Schillers »die Götter Griechenlands« . . . . . . . . . . 155

**Vierter Abschnitt.**

Stolberg königlich dänischer Gesandter in Berlin. Kriegsrath Scheffner. Nicolovius. Die französische Revolution. Die zweite Vermählung . . 224

**Fünfter Abschnitt.**

Stolbergs Reise in Deutschland, der Schweiz, Italien und Sicilien im Jahre 1791 und 1792. — Osnabrück und Möser. Münster und der Minister von Fürstenberg, die Fürstin von Gallitzin und Overberg . . 274

**Sechster Abschnitt.**

Pempelfort und Fr. Heinrich Jacobi. Weitere Reise durch Deutschland und die Schweiz . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 331

**Siebenter Abschnitt.**

Fortsetzung der Reise nach Italien und Sicilien. Stolberg der Betrachter und Beurtheiler der schönen Künste in Italien. Die Natur und der Aufenthalt im Thale von Sorrento und auf der Insel Ischia . . . . 352

---

Der zweite Band wird enthalten:

## Zweites Lebensalter.

(Fortsetzung.)

**Achter Abschnitt.**

Stolberg Präsident der fürstbischöflichen Regierung in Eutin. Seine Stellung zur französischen Revolution. Claudius und Lavater. Goethe und die Fürstin von Gallitzin. Stolberg und Voß. Seine Münsterschen Freunde in Eutin. Er war und blieb immer ein Freund des classischen Alterthums. Barthold Georg Niebuhr. Johann Georg Schlosser.

**Neunter Abschnitt.**

Stolbergs zweite Gesandtschaft nach Petersburg. Klinger. Die zweite Reise der Fürstin Gallitzin und Overbergs nach Holstein und Eutin. Die Angelegenheit einer neuen Kirchen-Agende für Schleswig und Holstein. Stolbergs Blick auf den politischen Zustand Europa's in den letzten Jahren des 18. Jahrhunderts.

---

# Drittes Lebensalter.

## Das Greisenalter

vom Jahre 1800 bis 1819.

---

**Erster Abschnitt.**

Stolbergs Rückkehr zur katholischen Kirche im Jahre 1800 und Niederlassung in Münster. Oeffentliche Stimmen über seinen Uebertritt. Lavater.

**Zweiter Abschnitt.**

Freundeskreis in Münster. Die Freiherren Caspar Maximilian, Clemens August und Franz von Droste-Vischering. Georg Kellermann. Litterärische Thätigkeit. Schönborn.

**Dritter Abschnitt.**

Die Säcularisationen und Deutschlands Schicksal. Weitere Stimmen über Stolbergs Rückkehr zur katholischen Kirche. Der älteste Sohn, Graf Ernst, verläßt das väterliche Haus.

**Vierter Abschnitt.**

Anregungen zu einer Geschichte der Religion Jesu Christi. Die Uebersetzung Ossians und die Ossiansfrage.

**Fünfter Abschnitt.**

Der Fürstin von Gallitzin Tod. Die Geschichte der Religion Jesu Christi.

**Sechster Abschnitt.**

Oesterreichs und Preußens Unglück im Jahre 1805, 1806 und 1807. Friedrich von Gentz und Joh. von Müller, oder die in dieser Zeit dem Vaterlande bewährte Treue und ihr Gegentheil.

**Siebenter Abschnitt.**

Fürstenbergs Tod. Professor Schmedding und Hermes.

**Achter Abschnitt.**

Stolbergs christliche Lehre und christliches Leben.

**Neunter Abschnitt.**

Seine Uebersiedelung nach Tatenhausen. Reise nach Karlsbad und Schlesien. Seine und seines Bruders Vaterlandsliebe und ihre vaterländischen Gesänge. Deutschlands und Europa's Befreiung. Friedrich de la Motte Fouqué. Der König Alfred. Einige Worte über den Wiener Congreß. Claudius' Tod. Erneuerter Feldzug gegen Frankreich. Christian fällt bei Ligny. Der zweite Pariser Friede.

**Zehnter Abschnitt.**

Münster und Herr v. Vincke. Der Missionär Dr. Jos. Wolf in Tatenhausen.

**Elfter Abschnitt.**

Stolbergs letzte Anwesenheit in Holstein. Der Tod Schönborns und der Gräfin Julia Reventlow. Adam Müller.

**Zwölfter Abschnitt.**

Eröffnung des deutschen Bundestages und Stolbergs Ansichten vom Staatswesen.

**Dreizehnter Abschnitt.**

Vincentius von Paula. Kellermann verläßt das Stolbergsche Haus. Das Reformationsfest und die Wartburgfeier. Stolbergs religiöse Toleranz. Niebuhr.

**Vierzehnter Abschnitt.**

Familienbesuch aus Holstein. Betrachtungen und Beherzigungen über die heilige Schrift.

**Fünfzehnter Abschnitt.**

Friedr. H. Jacobi's Tod. Stolbergs letztes Lebensjahr. Voßens Schmähschrift gegen Stolberg. Der Schwanengesang und das Büchlein von der Liebe. Seine letzten Lebenstage.

**Sechszehnter Abschnitt.**

Die überlebende Familie.

# Erstes Lebensalter.

## Stolbergs Knaben- und Jünglingsalter

vom Jahre 1750 bis 1776.

---

## Erster Abschnitt.

### Das Elternhaus. Das Brüderpaar. Klopstock u. die deutsche Litteratur.

In den nordwestlichen Gränzmarken des deutschen Vaterlandes, in der von der Elbe und Eider eingeschlossenen und von dem deutschen und baltischen Meere bespülten Landschaft Holstein liegt, sechs Meilen von Hamburg entfernt, der Flecken Bramstedt. Hier wurde der Graf Friedrich Leopold Stolberg am 7. November des Jahres 1750 geboren. Sein älterer Bruder Christian war am 15. October 1748 zu Hamburg geboren. Der Vater der beiden Grafen war der Reichsgraf Christian Günther Stolberg-Stolberg, geboren den 9. Juli 1714, aus einem der uralten edlen fürstlichen Geschlechter im alten Sachsenlande; die Mutter, geboren den 5. September 1722, mit dem Grafen im Jahre 1744 vermählt, war eine geborne Gräfin Castell, aus dem reichsständischen, gräflichen Hause in Franken, welches seine Abkunft mit hoher Wahrscheinlichkeit von einem Grafen Rudolf herleitet, dessen Tochter Fastrade die Gemahlin Kaiser Karls des Großen gewesen. Unter welcher glücklichen Constellation Friedrich Leopold geboren war und welche Genien die Wiege des Kindes umstanden, wurde wenige Monate nach seiner Geburt durch eine Handlung des Vaters offenbar, welche von Einsicht und von vorzüglich edler Gesinnung zeugte und die sein Andenken in der Geschichte gesichert hat. Der Graf Christian

Günther, königlich dänischer Amtmann und Statthalter des Amtes Segeberg, dessen Amthaus im Flecken Bramstedt lag, kaufte das in der Nähe des Fleckens gelegene Rittergut gleichen Namens und stellte im nördlichen Deutschland die erste Urkunde wirklicher Freilassung vorhandener Leibeignen aus, zu einer Zeit, als die Aufhebung der Leibeigenschaft noch nicht zur Tagesordnung gehörte und weder durch die Regierung, noch durch vielgelesene Schriftsteller empfohlen ward. Der edle Mann, reicher an Tugenden als an Glücksgütern, hatte gesetzliche Gerechtsame gesetzmäßig erkauft, um ihrem Mißbrauch zu wehren und ihre Auflösung herbeizuführen, und verfuhr bei dieser mit der größten Uneigennützigkeit. Wo er Eigenthum und Freiheit zugleich ertheilen konnte, ward der Besitz des ersten um einen so geringen Grundzins angewiesen, daß die letzte für mehr als geschenkt gelten konnte. Wo die Freiheit allein zugesichert, ward ihr Erwerb auf einen Preis gesetzt, den der Fleiß eines kurzen Zeitraums aufzutreiben vermochte [1]. Der Beschützer und väterliche Freund seiner Untergehörigen wurde schon im sechsten Lebensjahre Friedrich Leopolds von Bramstedt zu einem höhern Wirkungskreise nach Dänemark berufen, wodurch die Momente der Ausbildung des Knaben und seiner spätern Lebensverhältnisse vielfach berührt und bedingt werden mußten.

Im dänischen Staate wurde seit der Einführung der erblichen und unumschränkten königlichen Gewalt im Jahre 1660, vorzüglich aber unter Friedrich V. und seinem Nachfolger Christian VII. [2]) zur Erhöhung des Glanzes des Hofes und zur Verwaltung der höchsten Staatsämter der deutsche Adel statt des einheimischen, der sein Ansehen fast ganz verloren hatte, vielfach berufen und befördert, ja im Verlaufe der zwanzigjährigen Regierung Friedrichs V. wurden vierundsiebzig Familien in den Adelstand erhoben, unter denen Heinrich

---

[1]) Vergleiche die Erläuterung des Herrn Professors Meyer, welcher dieselbe im Jahre 1819 nach zweiundzwanzigjährigem Besitze des Gutes Bramstedt, ohne irgendwie mit der Nachkommenschaft des Grafen persönlich bekannt zu sein, der Wahrheit zur Steuer gab, zugefügt als zweite Beilage zu Friedrich Leopolds Grafen zu Stolberg kurzer Abfertigung der Vossischen Schmähschrift.

[2]) Friedrich V. regierte vom Jahre 1746 bis 1766, Christian VII. vom Jahre 1766 bis 1808; seit 1784 aber war dem gemüthskranken Vater sein Sohn und späterer Nachfolger Friedrich VI. zum Mitregenten gegeben.

Karl Schimmelmann und sein Sohn Ernst als Förderer der Wohlfahrt des Landes und als Unterstützer so deutscher als dänischer Talente eben so ein dankbares Andenken sich erwarben, als unter der Regierung Christians VII. die kurze Wirksamkeit des genialen, abenteuerlich leichtfertigen Arztes und Staatsministers Grafen Struensee dem Lande und ihm selbst eine verhängnißvolle Katastrophe herbeiführte. — Der Mann, welchem die Leitung Dänemarks in dieser Zeit — unter Friedrich V. und Christian VII. bis 1770 — vor Allen anvertraut war, war der geborne Hannoveraner Freiherr, später Graf Johann Hartwig Ernst von Bernstorf, gleich ausgezeichnet als rechtlicher und thätiger Staatsmann, als frommer Christ und als hochherziger Förderer der geistigen Bildung des Staats, von dem Friedrich der Große sagte, daß er den Namen eines Orakels von Dänemark verdiene [1]. In seiner unmittelbaren Nähe, an seinem Vorbilde und durch seine Belehrungen reifte früh, dem großen Onkel zur freudigen Genugthuung, der Liebling seines Herzens, der noch größere Neffe Andreas Peter Graf von Bernstorf, jener wahrhaft menschlichen Größe entgegen, die den wahren Staatsmann bei der Durchführung der schwierigsten Aufgaben der öffentlichen Wirksamkeit bewährt, — Bernstorf, welcher in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts die innern und äußern Angelegenheiten des Staates so führte, daß er die Achtung und Dankbarkeit der Nation und seines Königs im höchsten Grade gewann und dem kleinen Dänemark, seinem zweiten, mit warmer Treue umfaßten Vaterlande, unter den verwickeltsten Verhältnissen eine nie geahnte Bedeutung im europäischen Staatensystem und in der öffentlichen Meinung zu verschaffen wußte, so daß in der letztern Hinsicht die durch die Verfassung absoluteste Monarchie in Europa, deren erster Minister den revolutionären Grundsätzen und dem von Frankreich wehenden Schwindelgeiste entschieden abgeneigt war, von der liberalen Opposition in England, ja von den Jakobinern in Frankreich und von den Anhängern der Revolution in Deutschland gepriesen und namentlich von der Seite der Opposition im englischen Parlamente der Ruf vernommen wurde: Gebt uns euern Bernstof und wir schenken euch

---

[1] Vergleiche Peter Sturz, Erinnerungen aus Bernstorfs Leben.

unsern Pitt und noch Vieles dazu! — Unter den Söhnen des Andreas Peter Bernstorf zeichnete sich später Christian Günther vorzüglich aus, welcher, in die Fußstapfen seines großen Vaters tretend, als Gesandtschaftssecretär seines Onkels, des Grafen Friedrich Leopold Stolberg, des dänischen Gesandten zu Berlin, im Jahre 1789 die diplomatische Laufbahn betrat, und nachdem er eine lange Reihe von Jahren seinem Vaterlande ruhmvoll und segensreich gedient, im Jahre 1818 als Wirklicher Geheimer Staatsminister in den preußischen Staatsdienst überging.

Als im Jahre 1756 der Graf Christian Günther Stolberg als Oberhofmeister der verwittweten Königin Sophia Magdalena mit dem Charakter eines königlichen Geheimen Raths nach Kopenhagen berufen ward, mußte die gemeinschaftliche deutsche Abstammung, noch mehr aber die innere Verwandtschaft der Gesinnungen eine Verbindung zwischen ihm und Johann Hartwig Ernst Bernstorf stiften, welche sowohl dem gemeinschaftlichen Ziele ihres Wirkens, der öffentlichen Wohlfahrt ihres Landes, als auch der sittlichen und geistigen Belebung ihrer Familien zu Gute kam. Wie früher in Bramstedt, so wurde jetzt auf dem Gute der Königin, Hirschholm, der Zustand der Bauern verbessert, indem diese auf Stolbergs Rath jedem leibeigenen Bauer Eigenthumsrecht verlieh. Bernstorf, dem Beispiele seines Freundes folgend, hob 1764 auf seinem eine Meile von der Residenz gelegenen Gute Bernstorf die Ganerbschaft auf und schaffte die Frohndienste ab. So war dem Minister Andreas Peter Bernstorf der Weg zu der spätern, auch auf diesem Gebiete sich ruhmvoll bewährenden, den ganzen Staat umfassenden Thätigkeit, zu der allgemeinen Aufhebung der Leibeigenschaft, vorgezeichnet.

Der Graf Christian Günther Stolberg und seine gleichgesinnte Gemahlin lebten möglichst fern von den zahlreichen Festlichkeiten des Hofes und den zerstreuenden Lustbarkeiten der Hauptstadt das glückliche Stillleben des häuslichen und engern Familienkreises, zu dem außer Bernstorf vorzüglich Klopstock und Andreas Cramer gehörten. Der Sommeraufenthalt der Eltern auf einem Landschlosse unfern des Gestades des Meeres mit seiner heiligen Weite, auf die sich den vom Waldgestade her staunenden Blicken die Herrlichkeiten des Himmels mit den ergreifendsten Verkündigungen herablassen, der Verkehr mit

Seelands reizender Natur, vor Allem die auf dieser Insel herrschenden majestätischen Buchenwälder mit ihrer frischen, hellen, gelblich-grünen Farbenpracht und mit den geheimnißvoll von ihnen umschlossenen und verborgenen Seeen mußten ihren stillen dichterischen Zauber auf die empfänglichen Gemüther des jugendlichen Brüderpaars ausüben und ihnen eben so sicher eine nachhaltige, lebensdauernde Quelle dichterischer Anschauungen und Darstellungen werden, als der Himmel, das Meer und die Erde Joniens und Hesperiens, früh aufgeschlossen ihren kindlichen Lauschern und Horchern, in den spätern Dichtungen des jonischen Sängers und venusischen Kunstdichters wiederklangen. — Wenn die Natur des Eilandes im Sommer ihre Gaben den Knaben reichlich darbot, um Geist und Körper zu kräftigen; wenn namentlich das Meer und die herrlichen Seeen dieselben häufig in ihren Schooß herabzogen, so brachte auch der Winter für sie seine wohlthuenden Naturfreuden mit und half sie schützen gegen jene zweideutigen Vergnügungen und heimlichen Verbindungen, in welche begabte Knaben und Jünglinge in größern Städten am leichtesten gerathen und deren sittlichen Werth wir bestimmt genug in Goethe's Selbstbekenntnissen offen gelegt finden. Die vorzüglichsten Jugendfreuden des Decembers auf Seeland sind in Klopstocks Gedichten vielfach besungen und verherrlicht; sie waren in hohem Grade seine Freuden und blieben's, bis das Alter sie dem Dreiundsiebzigjährigen verbot. Den berühmten Hensler, seinen Gaul Iduna und seine Schrittschuhe nannt' er seine drei Aerzte; und wenn auch einstens, — die unglückliche Eisfahrt war im Winter 1762, — der letzte ihn in die größte Lebensgefahr brachte, so kehrt' er doch mit Vertrauen zu ihm zurück. Unter der Schaar der Jugend, mit der der Dichter sich gern im verjüngenden Spiel umgab, waren auch der junge C. F. Cramer und die Stolberge, welche auch hier auf ihn, ihren Meister, voll Bewunderung sahen und auf dem krystallenen Wasserspiegel des nicht weit von Kopenhagen gelegenen Lyngbyer-See's manche Stunden heller Wintertage mit ihm verkehrten. Hätt' es für die rüstigen Stolberge, Roßtummler zu werden, noch eines spornenden Vorbildes bedurft, so konnte auch hier der reisige Dichter der Nacheiferer sicher sein und mochte die später von Friedrich Leopold ihm geschenkte Iduna Dank und Erinnerung an frühere gemeinschaftliche kühne Ritte mit sich führen.

Ode: **Unterricht aus dem Jahre 1781.**

Strophe 1. Iduna Hensler grüßet, mein Stolberg, dich,
Und sagt dir leichthin spielendes Ganges, hoch
Den Kopf, die Mähn' im Fluge: daß sie,
Bei der entscheuchenden Kerze Schimmer,

Strophe 2. In diesem stets noch starrenden Winter, (ach!
Zum erstenmale wagt' ich, die mürrischen
Ostwinde meidend, nicht, der Eisbahn
Tönende Flügel mir anzulegen!)

Strophe 3. Durch mich zum Aufsitz stehen gelernt, durch mich
Gelernet kurzen Zephyrgalopp, verlernt,
Doch nicht zu sehr! den allzu frohen,
Launigen Schwung in die Läng' und Breite! ... [1])

Im Schooße der Familie empfingen Christian und Friedrich Leopold mit ihren Geschwistern reichlich den Segen einer sorgfältigen, vorzüglich auf Gottesfurcht und die Erkenntniß der christlichen Heilslehren gegründeten Erziehung [2]). Was die frommen Eltern beseelte, Wahrhaftigkeit und Frömmigkeit, wahre Nächstenliebe, Duldung und Freude und Freiheit gewährende christliche Demuth, diese höchsten Güter des Daseins suchten sie ihren Kindern mit gemeinschaftlichem Eifer einzuflößen und zum Steuer zu geben auf den unsichern, Gefahren drohenden Wellen des Lebens. Dem wissenschaftlichen Unterricht, welchen der wackere, in Kloster Bergen und in dem hallischen Pädagogium gebildete Hofmeister Clauswitz und ein französischer Hauslehrer leiteten,

[1]) Friedrich Leopold Stolberg hatte lange vergebens für mich ein Pferd gesucht. Nun gab er mir eins von seinen beiden Pferden, die Iduna und Olympia hießen. Er hielt das letzte für das schönste. Ich gestand dieses nicht zu und zog Iduna vor, die aus dem Friedensburgischen Gestüt und dänischer und arabischer Abkunft war. Anmerkung Klopstocks. Vergl. Klopstocks Brief an Gleim in H. Schmidlins Sammlung, Bd. I, Nr. 230.

[2]) »Von gottesfürchtigen Eltern auf die h. Schrift geführt von Kindheit an, gewann ich sie früh lieb, und unterließ nie, sie zu lesen«, sagt Friedr. Leop. Stolberg in der Vorrede zum fünften Bande der Religionsgeschichte.

brachten die Knaben einen regen, mit großen Anlagen ausgestatteten Geist entgegen. Wenn der ältere durch sein zartes Mitgefühl und durch wohlwollende Sanftmuth die Herzen einnahm, so zog Friedrich Leopold Graf zu Stolberg durch sein feuriges, phantasiereiches und begeisterungsvolles Wesen an. Die beiden Brüder lebten den Morgen des Lebens mit seinen heitern und trüben Erscheinungen im innigsten Verein, auf den sie, wenn auch später die Pfade des Lebens sie trennten, als Männer und Greise, in brüderlicher Liebe unzertrennbar nahe, mit freudiger Wehmuth gern zurückblickten.

. . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . .

Und wir wuchsen empor freudig, wie Stauden am Bach,
Kannten früh die süßesten Freuden des Lebens, und pflückten
Jeden kleinen Genuß, der sich im Schatten verbirgt.
Ungesondert lebt' ich mit dir die Tage der Jugend;
Wenn ein Morgen uns schied, schied uns der Abend nicht mehr.
Wie, aus Einem Born, von Einem Schatten gekühlet,
Zwillingsströme sich hell stürzen vom Felsen herab,
Mit vereinter Kraft bald Tannen wälzen und Felsen,
Bald mit spiegelnder Fluth schlängeln im ruhigen Thal,
Also flossen auch uns vereint der Kindheit und Jugend
Tage; jegliche Lust theilten wir, jeglichen Schmerz!
Jeden werdenden Wunsch und jede heimliche Sorge,
Jedes Sehnen, das kein Flügel der Hoffnung noch hub,
Jeden ahnenden Trieb, eh' Selbstbewußtsein ihn wiegte,
Fühlten beide zugleich leis' in der innersten Brust!
u. s. w. [1]

So sang später, von Jugenderinnerungen belebt, Friedrich Leopold, der Bruder Christian aber gleichzeitig u. A.:

---

[1]) Elegie Friedrich Leopolds an seinen Bruder Christian bei der Feier seines Geburtstages, den 15. October 1778. Sämmtliche Werke, Band I, S. 215 fg. Vergleiche die Elegie Christians an Friedrich Leopold bei der Feier seines Geburtstages, den 7. November 1778. Bd. I, S. 219 fg., und vergl. Bd. II, S. 358 fg.

. . . . . . . . .

Wie, durch der heiligen Natur
Tief verborgne Wunderkraft,
Der unberührten Leyer Saite bebt,
Wenn des Sängers Stimme den Ton
Der Bebenden hallt:
O! so stimmte Mutter Natur
Unsrer Zwillingsseelen
Immer tönende Harmonie!
Tönend, wenn das Feuerblut
Lodert in der Jünglinge Brust,
Tönend, wenn der Rührung Zähre sanft
Ueber die blässere Wange rinnt.
u. s. w.

In Feierstunden entrissen oft Gleim und Lichtwer den Knaben den Kreisel und den bunten Ball [1]). Daß Friedrich der Große und seine Helden auch auf Seeland das jugendliche Leben der beiden deutschen Knaben entzündeten, sehen wir aus Friedrich Leopolds Erinnerungen im Jahre 1792 [2]). „Collin, Prag, Lowositz, der Anblick dieser Oerter rief mir lebhaft die Erinnerungen des siebenjährigen Krieges zurück, an dessen Begebenheiten, entflammt durch unsers Gleims unsterbliche Kriegslieder, meine Geschwister und ich einen glühenden Antheil nahmen, welcher unsere Kinderspiele beseelte. Indessen meine älteste Schwester die edle Kaiserin Maria Theresia vorstellte, mußte ein ernsthaftes vorläufiges Gefecht entscheiden, ob mein Bruder oder ich im Spiel König Friedrich sein sollte. Der Ueberwundene mußte den Feldmarschall Daun vorstellen. So sehr galt das Recht des Stärkern, daß die jüngern Schwestern nicht einmal die Wahl hatten, ob sie die Kaiserin von Rußland, die Reichsarmee, die Schweden oder gar die Franzosen vorstellen sollten.“ Bald aber wuchsen den Brüdern die Schwingen über Lichtwer und

---

[1]) Vergl. die zehnte Jambe, der Frohn, an Lichtwer. Sämmtl. Werke, Bd. III, Seite 40.

[2]) Reise in Deutschland, der Schweiz, Italien und Sicilien, Bd. IV, S. 464 fg. Sämmtliche Werke, Bd. IX, S. 464 fg.

Gleim und über kriegerisches Knabenspiel hinaus. Der zehnjährige Friedrich Leopold wurde von den einzelnen bereits herausgegebenen Gesängen der Messiade und von den Oden Klopstocks mächtig ergriffen und sein dichterischer Schaffenstrieb früh geweckt. Die Erhaltung einer seiner frühesten jugendlichen Dichtungen verdanken wir B. G. Niebuhr, der das Gedicht im Jahre 1828 aus dem Gedächtnisse aufschrieb und dem Professor Dahlmann mittheilte [1]).

1. Streut Blumen diesem Tag zur Ehre,
 Auf daß er ewig festlich sei,
Baut, frohe Dänen, baut Altäre
 Dem Throne und der Sklaverei.

2. Doch, daß euch ja kein Mißklang störe
 In eurer Freude Jubelton,
Verbergt des Patrioten Zähre,
 Dann zündet Weihrauch vor dem Thron.

Im Jahre 1765 erfuhr die Stolbergsche Familie den tiefen Schmerz, den heißgeliebten und allgemein verehrten Vater zu Aachen, wohin er sich zum Gebrauche der dortigen Bäder begeben hatte, durch einen plötzlichen Schlaganfall zu verlieren. Am 22. Juni endete er mit den Worten: „Herr Jesus, in deine Hände befehle ich meinen Geist!“ in den Armen des treuen Clauswitz ein segensreiches Leben, dem die durch ihn befreiten Bauern auf dem königlichen Gute Hirschholm eine Ehrensäule zum dankbaren Andenken errichteten und dem ein Freund die Anerkennung nachrief:

---

[1]) Dahlmanns Politik, S. 188 und 189. Die Veranlassung zu diesem Gedichte, worin sich der erste Freiheitsdrang des Knaben offenbar Luft macht, war entweder das Jubiläum der unumschränkten Regierung Dänemarks im Jahre 1760, oder auch die Thronbesteigung Christians VII. im Jahre 1766. Dahlmann hält die letztere Veranlassung, weil die erstere mit dem noch zu wenig reifen Alter des zehnjährigen Friedrich Leopolds zusammentreffe, für die wahrscheinlichere. Die früh keimende dichterische Begabung desselben zeigte sich aber auch um diese Zeit in lyrischen Versuchen, welche er im Sapphischen und Alcäischen Versmaaße, eh' er schulmäßig über die ersten Anfänge der Metrik unterrichtet ward, aus Klopstockschen Oden sich den Rhythmus erhorchend, dichtete.

„Er wog auf gleicher Wage
Des Großen dauernd Recht
Und eines Bauern Klage.“

Die Gräfin Stolberg hatte ihrem Gatten in glücklicher Ehe elf Kinder geboren, von denen das älteste, eine Tochter Henriette Friederike, 1763 mit Andreas Peter Bernstorf vermählt war. Auf diese folgten Christian und Friedrich Leopold, sodann Catharina. Eine jüngere Schwester, Auguste, ward nach Henriettens Tode Bernstorfs zweite Gattin. Sophie Magdalena starb, erst 15 Jahre alt, im J. 1773. Die jüngste, 1760 geborne Tochter, Juliane, vermählte sich später mit dem dänischen Officier von Witzleben. Von den Brüdern starben zwei gleichnamige, Christian Friedrich Gottlieb, im zartesten Alter, eben so das kleinste Kind, Andreas, im Juni 1765 fast gleichzeitig mit dem Vater. Der vorletzte unter den Söhnen, Magnus Ernst Christian, fiel als Jüngling auf der Universität im Zweikampfe. — Der frühe Tod des hochherzigen Grafen Christian Günther vermehrte der verwittweten Gräfin die Sorgen einer Herz und Geist nährenden und bildenden Erziehung der Ihrigen. Doch standen Mutter und Lehrern des Hauses bewährte Freunde, vorzüglich Bernstorf und Klopstock, redlich zur Seite. Diese erschienen häufig auf dem kleinen, am Sunde gelegenen Gute Rongsted, wohin zu größerer Abgeschiedenheit von dem zerstreuenden Lärme der Hauptstadt die Wittwe sich zurückgezogen hatte. Klopstock gab Clauswitz und den strebenden Jünglingen Winke für den Weg und das Ziel des wissenschaftlichen und sittlichen Strebens. Er trat einst, sagt „der kurze Lebensumriß des Grafen Friedrich Leopold zu Stolberg“, welchen kurz nach seinem Tode der Graf Christian und die Familienangehörigen der Oeffentlichkeit übergaben [1]), in den Saal, die beiden Jünglinge, die eben Cicero's Briefe in der französischen Uebersetzung lasen, überraschend; mit seinem bedeutenden Ton und durchdringenden Blick sagte er wenige Worte. Augenblicklich faßten sie den Entschluß eines strengen Fleißes und wandten besonders so viele Bestrebung auf die lateinische Sprache und Litteratur, daß sie in allen römischen Dichtern zu Hause waren und einen großen Theil der klassischen Werke

[1]) Er erschien im XXII. Hefte der »Zeitgenossen« 1821 und ward zugleich besonders abgedruckt.

in dieser Sprache gelesen hatten, als sie aus ihrer Einsamkeit ihren Ausflug nahmen. — Klopstock stand damals auf dem höchsten Gipfel seines Ruhmes; keinen Dichter unserer Nation glaubte Deutschland neben ihn stellen zu dürfen, bis im nächsten Jahrzehnt im raschen Umschwunge des Urtheils ein großer Theil seiner Verehrer neuen Lieblingen seine Gunst zuwendete. Es war für die jungen Stolberge eine besonders günstige Fügung der Vorsehung, daß der Mann, auf welchem vor Allen die Wiedergeburt der deutschen Litteratur im 18. Jahrhundert beruht, ihnen, im fremden Lande voll Liebe zur Heimath ihrer Väter, mit seiner unmittelbar ergreifenden Persönlichkeit, welche das eindringliche Verständniß seiner litterärischen Geistesproducte beseelte und ihren bildenden Einfluß verstärkte, nahe war, wie es für Klopstock wohlthuend war, mit dem Strome der Begeisterung, der den Edlern seiner Nation den längst verlornen würdigen Gehalt der Poesie wiedergeben sollte, Schößlinge zu befruchten, in deren späterm Wachsthum er die große Aufgabe seines Lebens gesichert zu sehen hoffen durfte. Was Friedrich Leopold, welchen Klopstock immer seinen Lieblingsjünger nannte, in seinen spätern Dichtungen an diesen Hoffnungen erfüllte, wird später erwähnt werden.

Durch Klopstock hatte überhaupt die deutsche Sprache, Dichtung und Wissenschaft — der im Jahre 1749 früh gestorbene J. Elias Schlegel und seine Wochenschrift „Der Fremde" waren ein bald verschwindendes Meteor gewesen — in Seeland eine sichere Pflanzstätte gefunden, welche durch den fördernden Schutz der Bernstorfe und durch Klopstocks Einfluß bald sich mehrte und des wachsenden Gedeihens erfreute. Auf Klopstocks Empfehlung ward im Jahre 1754 J. Andreas Cramer (1723—1788), der Barde aus Wingolf, als Oberhofprediger nach Kopenhagen berufen, dem bald G. B. Funck, später H. P. Sturz folgte. Cramer, welcher als religiöser Dichter mit Feuer und Würde Klopstock nachahmte, als Kanzelredner in feierlichen Bildern und kunstreichen Perioden dem Tone und dem Style des von ihm geschätzten Chrysostomus und Bossuet nacheiferte, gab seit dem Jahre 1758 den „nordischen Aufseher" heraus, eine Wochenschrift, zu der das Beste Klopstock beisteuerte und die zunächst bei den gebildeten und vornehmen deutschen Familien die Theilnahme für die deutsche Nationalität wach erhalten, dann auch in den litterärischen Verkehr der Geister Deutsch-

lands eingreifen sollte. Auch Matthias Claudius — geboren im Jahre 1740 zu Rheinfeld unweit Lübeck — wanderte nach Kopenhagen. Claudius war, nachdem er Jena, wo er bald vom theologischen Studium zur Rechts- und Kameralwissenschaft überging, verlassen, in's väterliche Haus nach Rheinfeld zurückgekehrt, wo er nicht lange nachher in traulichen Verkehr und nachhaltige Freundschaft mit Schönborn — geboren zu Stolberg am Harz wahrscheinlich im Jahre 1737 — der auf dem nahen Gute Trenthorst Hauslehrer war, einging. Im März 1764 verließ Claudius seine Landeinsamkeit und den gefundenen Freund, um in Kopenhagen die Secretärstelle beim Grafen Holstein anzutreten. Zählt' auch sein dortiger Aufenthalt kaum 18 Monate, so hat diese Zeit doch hingereicht, im Umgange mit Klopstock und seiner Jüngerschaft des jungen Dichters Muse, welche früher in poetischen „Tändeleien und Erzählungen" sich genügte, zur höhern Weihe zu reifen. — In der geselligen Umgebung Klopstocks und unter dem belebenden Einfluß seines Dichtergenius finden wir in dieser Zeit auch den Schleswiger Gerstenberg (1737—1823), welcher seit dem Jahre 1764 mit dichterischer und prosaischer Betriebsamkeit, zugleich von Ossians Schwermuth und Shakspeare's kühner Genialität erfüllt, das Barden- und Skaldenthum seines Meisters in die deutsche Litteratur zu übertragen thätig war und 1768 — in welchem Jahre er von Hartw. E. Bernstorf als Geheimer Conferenzsecretär der deutschen Kanzlei berufen wurde — durch seine Tragödie „Ugolino" das Herannahen der Sturm- und Drangepoche in der deutschen Litteratur ankündigte. Bald nach der Rückkehr des Claudius nach seinem „Vaterflecken" Rheinfeld erscheint in Kopenhagen 1766 auch sein Freund Schönborn, einer der merkwürdigsten Männer des vorigen Jahrhunderts und viel bedeutender durch das, was er war und den Besten seiner Zeit galt, als durch seine litterärische Leistungen. Der junge Privatgelehrte hatte 1768 das Glück, mit dem Grafen H. E. Bernstorf Bekanntschaft zu machen und als Hofmeister seines Sohnes in seiner täglichen Umgebung die eigenen Welt- und Menschenkenntnisse zu berichtigen und zu erweitern. Nach dem Tode Bernstorfs ging die Freundschaft des Oheims auf seinen edlen Neffen über. A. P. Bernstorf, der dänische Staatsminister seit 1773, führte Schönborn in die öffentlichen Geschäfte ein und ernannte ihn noch in demselben Jahre zum Königlichen

Consulatssecretär in Algier [1]). Diese jungen Männer, an Jahren Klopstock und Cramer nachstehend, aber gereiftern Alters als die heranwachsenden Jünglinge, die Grafen Christian und Friedrich Leopold Stolberg, mußten diesen verstärkter Antrieb werden, als jüngste Mitglieder des Kreises, welchen der gefeierte Altmeister um sich gezogen, auf nacheifernden Anbau deutscher Geistesbildung ihre Kräfte zu richten. Sollten aber der deutschen litterärischen Anpflanzung jüngste Sprößlinge in Seeland nicht ein fremdes Gewächs von kurzer Lebensdauer sein, so mußten sie immerfort ihrer mittägigen Sonnenseite zugewendet bleiben. Hier im heimathlichen Boden lagen ja nicht nur die Wurzeln ihres Daseins und ihrer künftigen Geisteserzeugnisse und fand die stäte Wechselwirkung ihres geistigen Empfangens und Gebens in dem größern Zwiegespräch mit Deutschlands Geistern ihr inneres Verständniß und ihre größere Würdigung, sondern hier hatte auch seit zwei Jahrzehnten der schaffende und bildende Genius Klopstocks die mit Licht und Finsterniß noch streitende Dämmerung zum hellen Tage eines neuen Frühlings hinaufgeführt, in welchem sein Odem die jugendlich aufstrebenden Geister zu neuen Schöpfungen anwehete, welche unserer Nation die volle Wiedergeburt der Poesie und der höhern Geistesbildung ankündigten. — Das Verständniß einer neuen Glanzepoche in der Gesammtentwicklung der intellectuellen Fähigkeiten und der höhern ästhetischen und moralischen Strebungen einer Nation und die Beurtheilung des Werthes ihrer entsprechenden Denkmäler für die Gegenwart und Zukunft muß die innere Begründung zuerst in der vergleichenden Hinweisung auf die eigenthümlichen und hervorstechenden Uranlagen und Charakterzüge suchen, womit jene von Gottes Vorsehung ausgestattet ist, um in der großen Völkerfamilie ihr Dasein zu erfüllen; dann in der offenbar gewordenen Macht der Ueberlieferung und organischen Aneignung und Fortbildung und in der Wahrnehmung der gegenseitigen Einwirkungen der hervorragenden Zeit- und Altersgenossen und des Einflusses günstiger und ungünstiger Umgebungen und Verhältnisse in der bestimmten Epoche und zuletzt in der Erscheinung jener Ingenien, welche berufen sind, den wiedererwachenden und

[1]) Vergl. Schönborn und seine Zeitgenossen von J. G. Rist. Hamburg bei Fr. Perthes 1836.

nach Ausgestaltung ringenden Volksgeist in neuen Schöpfungen auf wundervolle Weise zu offenbaren. Daher erscheint es sachgemäß, daß, bevor wir die beiden Stolberge zur deutschen Hochschule begleiten, wir die eben angedeuteten Richtpuncte, namentlich den von Klopstock vorgefundenen Standpunct der deutschen Litteratur in kurzen Umrissen [1]) hervorheben, um seinen mächtigen Einfluß auf den engern und weitern Kreis seiner treu gebliebenen und seiner später von ihm abfallenden Zöglinge und sein entschiedenes Verdienst um die Wiedergeburt unserer Litteratur im vorigen Jahrhundert zu würdigen. —

Senken wir den forschenden Blick in jene Zeit der Kindheit unsers Volkes, die, wenn auch längst verschwunden, doch noch dunkel und räthselhaft in dem nationalen Gemüthe ruht und die in ihren ersten Lebensthätigkeiten das Wesen unsers Stammes und den Beruf seines weltgeschichtlichen Daseins ankündigt, so wird uns ein entscheidendes Richtmaaß zum Verständniß und zur Würdigung, wie überhaupt aller Lebensäußerungen der spätern Lebensalter, so besonders der Erscheinungen der schönen Kunst und Wissenschaft und selbst zur Besinnung über unsere Gegenwart in die Hand gelegt. Ernst, besonnen, mit sich selbst einig und seiner selbst gewiß und zugleich voll Wärme und Innigkeit des Gefühls, beharrlich treu mannigfachem Dienste, vor Allem dem des Vaterlandes und des angestammten Fürsten, und zugleich wachsam auf den unverlierbaren Werth eigner Persönlichkeit, zugethan dem sondereigenthümlichen Leben in Haus und Hof und in den engern Kreisen der Genossenschaften, dann wieder äußerst weltbürgerlich, daß Leib und Seele weit über Gau und Marken hinaus mußten und die Güter daheim nicht selten ihre gerechte Werthschätzung verloren, vor Allem aber empfänglich für Vernehmungen der überirdischen Stimme aus der Höhe und für die Einverleibungen ihrer Wahrheiten in Geist und Leben — das war der Deutsche nach dem wesentlichen Inhalt seines Charakters. Aber alle höhere wissenschaftliche Cultur mußte im langsamen Fortgange der Zeit, im harten Kampfe zwischen der Selb-

[1]) Vollständiger diese auszuzeichnen ward in den Abhandlungen der Programme des Aachener Gymnasiums vom Jahre 1851 und 52: in den »Erinnerungen an Friedrich Leopolds Grafen zu Stolberg Jugendjahre und an die deutsche Litteratur« von uns der Versuch gemacht.

ständigkeit und Eigenthümlichkeit und dem Bedürfniß, Fremdes aufzunehmen, errungen werden. Diesseit und jenseit der Aufnahme des Christenthums, selbst in den Tagen des Kampfes gegen römische Weltherrschaft haben unsere, dem väterlichen Erbe treu gebliebenen Vorfahren, auf denen die Verheißung einer großen Zukunft ruhte, der höhern Macht des gebildeten Geistes ihres römischen und romanisirten Nachbars nicht widerstehen können und wollen — wer will Tadler sein? — und von ihm zu Eigen genommen, was ihnen zu ihrem Wachsthum Noth war, vor Allem die Ideen des Ewigen, die durch Christum, durch die Vermittlung der Kirche in die Zeit eingetreten sind. Das so innerlich Aufgenommene ist der gelehrten Cultur der Deutschen fort und fort, nach den Gesetzen der Continuität geschichtlicher Entwicklung, ein Bildungsprincip geworden, das bestimmt ist, das nationale Dasein auf allen einzelnen Puncten zu ergreifen und zur organischen Einheit zu gestalten. Soll aber das von der Schule und von den Gelehrten überlieferte Wissen nicht dem Trägheitsprincip der mechanischen Welt mit ihren dunkeln Naturkräften verfallen, so muß das lebensvolle Gleichgewicht des Wissens und des Könnens, der erhaltenden und der schaffenden Kräfte walten und wirksam sein. Jahrhunderte hindurch fehlte dieses zur Entfaltung einer Nationallitteratur nothwendige Gleichgewicht. Der gelehrte Stand hatte sich nicht mit freudiger Theilnahme den Elementen der nationalen Bildung, welche in der Pflege der Muttersprache und in den Erinnerungen einer thatenreichen Vergangenheit und ihrer kunstsinnigen Ausbildung wurzeln, zugewendet; und statt den Schatz, welchen die reiche Sage darbot, zu heben und nach antiken Vorbildern naturwüchsig und volksthümlich zu veredeln, überließ er jene der Phantasie des Volkes und ihrer allmäligen Verwilderung und war zu früh und zu einseitig bemüht, antike Stoffe und Dichtungen der deutschen Bildung einzupflanzen. Die Gefahr der völligen Durchbrechung der naturgemäßen Entwicklungsstufen unserer Nation wandte das Zeitalter der Hohenstaufen und der Kreuzzüge ab. Von der Mitte des zwölften Jahrhunderts bis in die zweite Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts durchlebte im jugendlich erwachten Europa Deutschland die erste Blüthe seiner Nationalpoesie. Die bisherige gegenseitige Entfremdung der Volks- und der Gelehrten-Bildung hörte nun um so mehr auf, je entschiedener Kirche und Geistlichkeit

durch Theilnahme an jenen religiös-kriegerischen Heerfahrten unter den verbindenden Einfluß derselben sich gestellt; und der Ritterstand, der Hauptträger der neuen Richtung und Bildung, gab dem raschen Schwunge der geistig erwachten Lebensrichtungen bald jenen entschieden nationalen und christlich-universellen Ausdruck, den wir in zahlreichen, den poetischen Reichthum der heimathlichen Sagen umschließenden Epen und in jenen großen Dichtungen bewundern, welche die Gegenwart mit ihrer reichern Strömung der Weltbildung in sich aufgenommen hat. — Dieser Zeit des Reichthums und der Fülle hoher Begeisterung folgten wieder Jahrhunderte des hinsterbenden Schaffenstriebs: die Tabulatur bezeugt es und die wachsende Zahl der Universitäten, auf welchen die Todten ihre Todten begruben! Wie hoch oder wie niedrig man auch die gewaltige Bewegung der Gemüther in der Zeit der Kirchenrevolution in Rechnung bringen mag, die kurz vorher aufwachende Lehre des Geistes vom Geiste, die Philosophie, ward allerseits wieder zum Schlummer gebracht, und die ästhetische Bildung der Nation ging den Weg ihres Siechthums weiter [1]. — M. Opitz (1597—1639) glaubte der Mann zu sein, welcher für Deutschland eine neue Poesie zu schaffen berufen sei; und wirklich ward er der Gründer einer Schule, welche in ihm den Vater der neuen Poesie ehrte. Zur Ehre der Vaterschaft fehlt' ihm aber ein schöpferisches Erfindungsvermögen und die tiefere Einsicht in die innern Verhältnisse des Lebens und in das Wesen der Kunst; und statt als vermittelnder Dichter zwischen Weltbildung und seine Nation und den zugedeckten Reichthum früherer Zeiten zu treten, wurden seine Dichtungen Studien antiker und fremder Vorbilder, für den gelehrten Stand bestimmt, unter dessen Händen seine vorbildenden Leistungen und die abstrahirten Regeln und Vorschriften zum Mechanismus einer inhaltsleeren Form übergingen. Die zweite schlesische Dichterschule, nur als Vater der correctern Sprache und des geregelten Styls Opitz ehrend, stellte sich seiner nüchternen Reflexionspoesie entgegen und suchte durch phantastische Selbstüberhebungen über die Natur, durch erkünsteltes Gemüthspathos und durch ein blendendes Spiel mit üppigem Bilderprunk der Poesie einen Gehalt wiederzugeben, forderte dadurch aber, nachdem das Strohfeuer bald verflackert, und

[1]) Bouterweks Geschichte der Künste und Wissenschaften, Bd. IX, 203 fg.

bei den Meisten der Rausch verflogen war, desto mehr den gesunden Menschenverstand, welcher sich an dieser excentrischen Manier rächen wollte, heraus, auf den breiten Weg der platten Natürlichkeit zurückzukehren, der noch in die ersten Jahrzehnte des folgenden Jahrhunderts hineinführte. — Daß nach Befreiung vom schmählichen Drucke höfisch eingeschmeichelter Fesseln des französischen Geschmacks und von der erstarrenden Regel der Schule die jüngste Tochter der christlich-europäischen Cultur so rasch, im Verlaufe weniger Jahrzehnte, — von 1730 bis 1770 — sich emporrang, bietet eine desto merkwürdigere Erscheinung dar, je tiefer der deutsche Geschmack am Ende des 17. und im Anfange des 18. Jahrhunderts gesunken war und je weniger seine Veredlung von der Gunst der Umstände gefördert wurde. In jenem Zeitraume herrschte so wenig wie in den vorhergehenden Jahrhunderten irgend ein gemeinschaftliches Nationalinteresse, welches der Nationalpoesie ein neues Leben einzuhauchen geeignet gewesen. Dem Bewußtsein der politischen Einheit und der Verfassung des Reiches war schon längst der belebende Geist entflohen; in Deutschland gab es keinen fürstlichen Hof, wie Ferrara und Versailles für die nationale Poesie Italiens und Frankreichs gewesen war, — Klopstock verdankte dem Könige Friedrich V. von Dänemark die Muße, um seinen dichterischen Beruf erfüllen zu können —; die Ausländerei der höhern Stände in Sprache und Sitten fuhr fort, das Wiedererwachen einer nationalen Gesinnung zu hemmen. Das Studium der altclassischen Litteratur, wenn auch durch Ernesti in Leipzig während dieser Periode wieder gehoben, fing erst an, durch die ihr innewohnende Kraft nationale Bedeutung für die deutsche Litteratur zu gewinnen, als einzelne Jünglinge in den gelehrten Schulen der Erklärung der Alten ein Verständniß entgegenbrachten, bei dem die empfangende Thätigkeit des Geistes ein nöthigender Anreiz zur eigenen Schaffenskraft wurde und ohne Wissen und Willen der Schule dichterische Versuche in der Muttersprache entstanden, welche die neue Zeit verkündeten. — Zu desto größerm Ruhme gereicht' es den deutschen Dichtern — und bald folgte auch hier die Prosa nach —, die Geburt einer Nationallitteratur, oder vielmehr die Wiedergeburt derselben, mit Beharrlichkeit und Kraft der innewohnenden Ingenien in's Leben gerufen zu haben. Diese, aus dem Triebe eigener Lebenskraft hervorgegangen, mußte eine Selbständigkeit, Originalität und Universalität

entfalten, wie keine neuere Litteratur sie besitzt. Wenn in England, wo die Nation überhaupt mit der Wissenschaft sich versöhnte und diese nicht weiter strebt, als jene wünscht, die Poesie der durchsichtige Spiegel des nationalen Lebens geworden ist; wenn in Frankreich, wo die Wissenschaften im Mittelalter unter der Herrschaft der Aristotelischen Philosophie standen, und nachdem diese abgeworfen, die Dichter den Fesseln seiner Poetik, welche als tiefsinnige Reflexion auf die vorhergegangene reiche Poesie der Griechen ihren besondern Werth hat, sich hingaben und zugleich den mächtigen Einfluß des Hofes anerkannten; wenn hier nichtsdestoweniger die Poesie der reinste Ausdruck des nationalen Lebens geworden: so sollte Deutschland durch die unendliche Tiefe und Fülle seiner Geister eine Litteratur zur Erscheinung bringen, welche, als geistige Macht über den erscheinenden Staat und über die Gegenwart sich erhebend, die gesammte Richtung der geistigen Kräfte der Nation zu bestimmen und zu beherrschen berufen zu sein schien. Wohl kam es der poetischen Litteratur zu Gute, daß sie unter den übrigen Litteraturen des neuern Europa die jüngste war; sie konnte einzelne Fehler vermeiden, welchen jene verfallen waren, und die jungen Kräfte konnten an Vorbildern sich üben, welche, statt beschränkend zu wirken, den eigenen Schaffenstrieb vielfach herausforderten, der nun mit den größten Geistern anderer Nationen, wie mit Dante, Calderon, Milton, Shakspeare, den rühmlichsten Wettkampf begann. — Wir finden zwar im Anfange dieser Periode von Gottsched (1700—1766) den Versuch Opitzens, auf dem Wege sclavischer Nachbildung und durch Handhabung abstrahirter und conventioneller Regelmäßigkeit die deutsche Poesie umzubilden, erneuet; aber auch diesmal ging aus dem für das innere Wesen fruchtlosen Versuche der formale Nutzen einer größern Sprachreinigkeit und Sprachrichtigkeit hervor, und der entschiedene Kampf, welchen gegen Gottscheds und seiner Schule gesetzgeberische Anmaßung die Zürcher begannen und glücklich zu Ende führten, bewies, wie gering die Gefahr einer einseitigen Geschmacksrichtung war. Uebrigens übersahen es die Kämpfenden in der Hitze des Streites, daß ihre kritische Gesetzgebung von mehreren Seiten auf demselben Boden stand [1]). Beide Häupter der Schule, Gottsched und

---

[1]) Vgl. Wachlers Vorles. über die Geschichte der Nationallitteratur, Bd. II, S. 112 fg.

Bodmer (1698—1783), gingen von den geläuterten Grundansichten der Wolfischen Philosophie aus, drangen auf Helligkeit und Bestimmtheit der Vorstellungen in den Werken der redenden Kunst, waren daher Gegner des Lohensteinschen Geschmacks, der noch einzelne bessere Köpfe beherrschte, und bekämpften den leeren Prunk der Darstellung und das unfruchtbare Spiel mit gekünsteltem Witz und Wortgetön; beide achteten die Denkmäler der früheren deutschen Poesie und suchten sie der Vergessenheit zu entreißen; aber Bodmer that einen kühnern Griff zurück bis in's 12. Jahrhundert und kam auf Goldgrund; beide forderten Achtung für das classische Alterthum; hier aber ging ihr Weg auseinander. Gottsched und die Leipziger ahndeten nicht, daß in den mustergültigen Werken der Alten Seele und Körper eins sind, daß in der Form derselben sich der Geist ausleibt, und beschränkten sich daher auf die Wahrnehmung der äußern Regelmäßigkeit und des klaren, richtigen Ausdrucks; die Schweizer suchten mehr in den belebenden Geist der künstlerischen Darstellung einzudringen. Daher glaubten die Leipziger in der französischen Litteratur, die Zürcher dagegen in der englischen ihre modernen Vorbilder finden zu müssen; ereiferte doch vor Allem Bodmers Uebersetzung des „verlornen Paradieses" von Milton (1608—1674) den Vertreter des französischen Perrückenstils, den Meister vom Stuhle zu Leipzig, so, daß von da an alle Schranken der Mäßigung im Kampfe überschritten wurden. Wie wenig aber die Nachahmung, die äußere Form und der Buchstabe zum Geiste der Poesie führen, haben beide Männer durch ihre Gedichte bewiesen, deren innerer Werth durchaus nicht geeignet ist, ihrer Theorie einige Geltung zu verschaffen. Es ist überhaupt nicht nöthig, daß irgend Jemand sich bestrebe, etwa durch vernünftige Reden und Lehren die Poesie zu erhalten und fortzupflanzen, oder gar sie erst hervorzubringen, zu erfinden, aufzustellen und ihr warnende Gesetze und strafende Vorschriften zu geben, wie es die Theorie der Dichtkunst so gern möchte. Wie der Kern der Erde sich von selbst mit Gebilden und Gewächsen bekleidete, wie das Leben von selbst aus der Tiefe hervorsprang und Alles voll ward von Wesen, die sich fröhlich vermehrten: so blüht auch die Poesie von selbst aus der unsichtbaren Urkraft der Menschheit hervor, wenn der erwärmende Strahl der göttlichen Sonne sie trifft und befruchtet.

Auf zwei von einander entferntesten Puncten des litterärischen Deutschlands traten zu derselben Zeit die Männer auf, deren Dichtungen den neuen Genius der Litteratur verkündeten: Albrecht von Haller aus Bern (1708—1777) und Friedrich von Hagedorn aus Hamburg (1708—1754). Beide Dichter besuchten England und traten in ein näheres Verhältniß zur englisch-poetischen Litteratur; jedoch der weltbürgerlich geselligere Hamburger befreundete sich zugleich mit der französischen. Vom Homer, der ihm im 12. Jahre sein Roman war, wandte Haller sich früh zum Virgil, welcher seiner religiösen Muse näher stand; Horaz wurde der Freund und stete Begleiter Hagedorns. War Haller auch Bodmers Freund, so ließ er sich doch eben so wenig als Hagedorn zur Theilnahme am Kriege gegen Gottsched gewinnen. Hallers strenger moralischer Ernst und die Alpenlast seiner Gelehrsamkeit, die der heiße, unauslöschliche Wissensdurst stets zu vermehren strebte, hemmten die freie Beweglichkeit der schaffenden Phantasie immer mehr, so daß seine Muse immer seltener vernehmbar wurde und zuletzt gänzlich verstummte, ehe Hagedorn starb, welcher noch in seinen letzten Lebenstagen dichtete. — Das Gedicht, worauf Hallers Ruhm vor allen gegründet ist, „die Alpen", ist ein Werk freier Selbstthätigkeit und nicht einer Nachahmung der „Jahreszeiten" von Thomson (1700—1748). Wie Bodmers Noachide eine methodische Nachbildung von Milton und Klopstock war und schon deswegen ein wässeriges Epos werden mußte, so tritt Haller in den kühnen Wettkampf mit der britischen Muse, mit der seine ganze Denkart große Verwandtschaft hatte. Aus der Brockesschen Miniaturmalerei heraustretend faßt der Dichter die Natur mehr von der erhabenen Seite ihrer Erscheinungen auf und weiß durch die didactische Einfassung des Gedichts, durch vielfach eingewebte, fortschreitendes Leben darstellende Handlungen der Bewohner der gewählten Landschaft — der Berner Alpen — und durch die an die Natur sich anlehnende Lyrik der Empfindung den Gefahren, welchen ein beschreibendes Gedicht größern Umfangs in Hinsicht des ästhetischen Eindrucks ausgesetzt ist, und dem ihm von Lessing einseitig gemachten Vorwurf auszuweichen [1]). In den letzten Jahren seines Lebens ver-

[1]) Sämmtliche Werke, Band IX, Seite 239 fg. der Originalausgabe. Uebrigens sind Lessings Ansichten von dem wesentlichen Unterschiede der Malerei und Poesie in der Hauptsache richtig.

suchte Haller seine politischen Ueberzeugungen in den drei politischen Romanen: Usong, Alfred und in seinem Fabius und Cato, in einer Darstellungsform niederzulegen, welche eben so sehr der Prosa als der Poesie angehört. Daß Hallers Geist, der allenthalben den menschlichen Verhältnissen auf den tiefsten Grund sah, der wie sein großer Enkel die Macht der Eigenthümlichkeit in den Personen und Dingen und die Bedingungen eines naturgemäßen und gesunden Zusammenschießens und Wachsens mannigfaltiger Kräfte und Strebungen zu größern Organisationen erkannte, nicht einer und derselben Staatsform die Mustergültigkeit für die verschiedensten Völker der Erde beilegte, können wir um so sicherer erwarten, da seine Zeit noch nicht zu den Geheimnissen der politischen Nivellirungskunst vorgedrungen war, die es meisterlich zu verstehen glaubt, alle lebendige Wirklichkeit, charakteristische Wahrheit und Freiheit zu Tode zu abstrahiren, um auf der weiten flachen Ebene den für mechanische Experimente, optische Täuschungen und äquilibristische Seiltänzereien günstigsten Punct zu gewinnen, einer Kunst, die ja erst gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts Sieyès mit einem für sein Land und für Europa verhängnißvollen Erfolge entdeckte.

Der sittlich-ernsten und religiösen Dichtung Hallers steht die heitere, weltmännische, mitunter leichtfertige Muse Hagedorns entgegen. Wenn jener seine sittliche Weltbetrachtung auf dem Grunde der ihm überlieferten christlichen Lehre auferbaute, so nahm dieser es mit der Aufgabe des menschlichen Daseins leichter, und Männer, die aus den materiellen und geistigen Genüssen ein System der Lebensweisheit zu machen gewußt, mußten ihm Muster und Vorbilder sein. Freilich beginnt er seine moralischen Gedichte mit einem „Gebet nach Pope“ und mit „schriftmäßigen Betrachtungen über einige Eigenschaften Gottes“, in denen der königliche Sänger des alten Bundes und das Hohe Lied Salomo's ihm größtentheils den Stoff darbieten; jedoch in den folgenden Gedichten verflacht sich die Betrachtungsweise immer breiter in's Deistische, bis er im letzten Gedicht beim Horaz anlangt, der ihm als die vorzüglichste Norm und Quelle aller Tugend und Weisheit gilt.

Bedeutender als Hagedorns moralische Gedichte und Epigramme sind seine Fabeln und Erzählungen. Hier bewährte sich seine Gabe, das Entlehnte in sein Eigenthum zu verwandeln und es mit anmuthiger

und doch zum größern Theil geistvoller Leichtigkeit zur erneueten Darstellung zu bringen. Wer kennt nicht Johann, den Seifensieder? Und sind dem Nachbildner auch nur wenige wie diese Erzählung gelungen, so hat er doch das Verdienst, diese Gattung der komischen Erzählung, welche seit Burkhard Waldis und Hans Sachs, dessen bürgerliche Muse und Laune vorzüglich in diesem Gebiete einheimisch war, sich fast gänzlich aus der deutschen Litteratur verloren hatte, mit glücklichem Erfolge wieder erneuet zu haben.

Die Oden Hagedorns müssen in umgekehrter Werthschätzung zu seinen Liedern gerechnet werden, wie einzelne Lieder des Horaz seinen Oden zugezählt sind. Sollten doch seine Oden nicht den erhabenen, sondern den gefälligen Charakter der lyrischen Muse haben und wollt' er nicht mit Horaz Götter, Könige und Helden, wohl aber invenum curas et libera vina referre [1]). Hier waren Horaz und Anakreon, noch mehr aber die neuern Franzosen, die er als Beförderer aller fröhlichen Wissenschaften preist, seine Vorbilder. In diesen Liedern hat sich die wesentliche Aufgabe Hagedorns, des Dichters und des Menschen, allenthalben die lachenden und bunten Außenseiten des Lebens zum heitern und selbstzufriedenen Lebensgenuß einzufangen, am bestimmtesten ausgeprägt; und so wenig dieser vergötternde Naturalismus gerechtem Tadel entgehen soll, eben so sehr verdienen die bezaubernde Natürlichkeit und die lachende Anmuth der Darstellung in manchen derselben unsere Bewunderung. Mehrere unter ihnen, sangbar und die Melodie schon in sich tragend, wie es beim echten Volksliede sein soll, leben noch in den Kreisen geselliger Fröhlichkeit fort. Gleim — Anakreon —, die Halberstädtischen Erotiker und Wieland traten vorzüglich in dieser Richtung in seine Fußstapfen, und selbst Klopstock, welcher als Christ und Dichter auf ganz andern Wegen wandelte, wurde Hagedorn, dem Entfernten, durch seine Hamburgischen jüngern Landsleute, Ebert und Giseke, — im Jahre 1747 — befreundet und setzte ihm, im sechsten Liede des Wingolf, ein ehrenvolles Denkmal der Freundschaft.

Mit Hagedorn sind wir im Wingolf, im Tempel der Freundschaft, angelangt und so zu Klopstock zurückgekehrt.

---

[1]) Horat. ars poetica, v. 83—85.

In dieser Ode: „Wingolf" oder, wie sie in der ältesten Bearbeitung vom J. 1747 überschrieben ist, „an meine Freunde", in welcher Friedr. Gottlieb Klopstock (1724—1803), der 23jährige, auf der Universität Leipzig studirende Jüngling, seine Freunde und ihre dichterischen Verdienste preist, und in der kurz vorher verfaßten kleineren Ode: „Der Lehrling der Griechen", liegt der Wendepunct der neuen Litteratur offen zu Tage. Ein solcher Geist hatte sich hier in eine Form eingegeistet, welche, wiewohl antik, der deutschen Dichtung eben so neu wie jener selbst war. Hat in unseren Tagen die ästhetische Kritik in der Werthschätzung einzelner gleichzeitigen Dichter früherer Zeiten und ihres epochemachenden Einflusses entweder auf die poetische Entwicklung im Ganzen oder für einzelne Dichtungsarten nach dem verschieden angelegten, immerhin aber wohlberechtigten Maßstabe es nicht zu einer Uebereinstimmung des Urtheils zu bringen gewußt; mußte Hans Sachs des 16. Jahrhunderts den gewohnten Ehrenplatz dem genialeren Zeitgenossen Fischart einräumen, — Opitz, der gefeierte Reformator des 17. Jahrhunderts, gegen Schuppius zurücktreten, wie im Anfange des vorigen Jahrhunderts gegen Drollinger Haller; — ward von Mehreren Liscow, der Satiriker, über Rabener gestellt: — über die Stellung Klopstocks zur Litteratur der vorhergehenden Jahrhunderte und seiner nächsten Zeitgenossen und über die überwiegende Macht des Einflusses, mit der er, der ehrwürdige Altmeister der deutschen Kunst und Sprache, die nächstfolgende Dichtergeneration beherrschte, wird das Urtheil nie dem Zweifel anheimfallen. Was als werdende, zum Theil noch im Kampfe begriffene Keime höherer Bildung in Deutschland zerstreut war, faßte sein Geist mit kühnem und sicherem Griffe zusammen und stellte es in poetischen, dem classischen Alterthum entlehnten Formen dar, welche bewiesen, daß er den mehrere Jahrhunderte fruchtlos fortgesetzten Schweiß der Schule überwunden habe. Schon seine ersten Gedichte mußten als bestimmte Thatsachen einer neuen, ursprünglichen Dichtungskraft den Streit der Leipziger und Zürcher um den Geschmack als einen thörichten, unfruchtbaren und vergeblichen darstellen. Selbst seine gefeierten Freunde, die Arbeiter an den Bremer Beiträgen, welche er mit rührender Selbstverläugnung als ebenbürtige Dichter behandelt, wie hoch überragt der Veldekin des 18. Jahrhunderts sie alle! Ramlers Oden, welche am Ende der vierziger und im Anfange der fünfziger

Jahre gedichtet wurden, lieferten den Beweis, daß der von den Alten mit dem glücklichsten Erfolge erlernte Kunstverstand nicht hinreicht, um der Ode jenen Gehalt zu geben, durch welchen sie erst in das Gebiet der höhern Lyrik erhoben wird. An dem Inhalt der Klopstockschen Oden zeigt sich der große Unterschied der antiken und modernen Bildung. Diese ergreift nicht, wie jene, die Gegenwart, um mit ihrer Gunst unser beglücktes Dasein zu erfüllen; hält sie uns auf Augenblicke fest, so thut sie es, um uns die Flügel für die Ewigkeit unterzubinden; sie verkehrt gern mit der Natur, aber nicht, um sie abgöttisch zu verehren und den Genuß der Sinne in der Sinnlichkeit der Göttin aufgehen zu lassen, sondern weil der Geist Gottes in ihr weht und sie ihr ist ein vielseitiger Index des Menschengeistes, der ein Ebenbild Gottes, seines Schöpfers, ist. Der Nachdruck der Behandlung in den Oden Klopstocks ist immer in das Gebiet der subjectiven Innerlichkeit gelegt; höchst selten wird ein Bild in den sinnlichen Umrissen der Wirklichkeit ausgeführt, fast immer vernehmen wir nur die Begeisterung des kühnen Sehers, welche mit der größten Energie der Gedanken und Empfindungen, Andacht, Freude, Trauer, Wehmuth, hinströmt. Diese Seite der Klopstockschen Poesie hat am treffendsten Schiller [1]) gezeichnet. „Was nur immer, außerhalb der Gränzen lebendiger Form und außer dem Gebiete der Individualität, im Felde der Idealität zu erreichen ist, ist von diesem musikalischen Dichter geleistet. Ich sage *musikalischen*, um hier an die doppelte Verwandtschaft der Poesie mit der Tonkunst und mit der bildenden Kunst zu erinnern. Je nachdem nämlich die Poesie entweder einen bestimmten *Gegenstand* nachahmt, wie die bildenden Künste thun, oder je nachdem sie, wie die Tonkunst, blos einen bestimmten *Zustand des Gemüths* hervorbringt, ohne dazu eines bestimmten Gegenstandes nöthig zu haben, kann sie bildend (plastisch) oder musikalisch genannt werden. Der letztere Ausdruck bezieht sich also nicht blos auf dasjenige, was in der Poesie wirklich und der Materie nach Musik ist, sondern überhaupt auf diejenigen Effecte derselben, die sie hervorzubringen vermag, ohne die Einbildungskraft durch ein bestimmtes Object zu beherrschen; und

---

[1]) In der Abhandlung über naive und sentimentale Dichtung, Band XII, S. 221 fg.

in diesem Sinne nenne ich Klopstock vorzugsweise einen musikalischen Dichter.“ Dieser monologische Charakter der Klopstockschen Lyrik herrscht auch in seinem „Messias“ vor. An Miltons „verlornem Paradiese“ hatte sich schon auf der Schulpforte die religiöse Begeisterung des Schülers entzündet und dem jugendlichen Ehrgeiz, der, beseelt von dem Berufe, der Litteratur seiner Nation ein episches Ehrendenkmal zu schaffen, zwischen der Wahl eines religiösen und vaterländischen Gegenstandes schwankte, die Richtung für die Messiade entschieden. Nehmen wir den Maßstab zur Beurtheilung der Messiade aus der Zeit des Kaedmon und des Verfassers des Heliand, wie es in der neuesten Zeit, ohne Zweifel viel mehr in der Absicht, das Verdienst des Verfassers herabzuwürdigen, als aus Interesse für die Reinhaltung der epischen Gattung geschehen ist, so müssen Plan und Behandlung des Gedichts als gänzlich verfehlt erkannt werden. Jene konnten nicht anders als unvermittelt, mit geringer Kunstrüstung den heiligen Stoff ihrem kaum aus der Nacht des Heidenthums aufgeweckten Volke darbieten, um Belehrung, Erbauung und Befriedigung dichterischen Bedürfnisses zugleich zu gewähren; aber schon im Krist vom Mönch Otfried, der so nahe dem Heliand folgte, mußte das Wachsthum der Bildung bei der epischen Behandlung zur Geltung gelangen und nicht mehr legt sich die poetische Form so ungesucht an den heiligen Stoff. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts, zur Zeit, als Voltaire und seine Geistesverwandten auch in Deutschland unter den gebildeten und höheren Ständen eine große Zahl der Verehrer fanden, mit fein geschliffenen Waffen des Hohnes und Witzes gegen den Glauben an alles Höhere kämpften, wurde der Glaube an die Mysterien des Christenthums bei Manchen wieder geweckt und gestärkt, als der sündigen Menschen Erlösung durch den Gottmenschen mit einer Fülle der Phantasie, mit einer Tiefe der Andacht und einer Energie der Gedanken gefeiert wurde, wofür die gesammte Litteratur keinen Maßstab hatte. Gerecht ist der Tadel, daß das Gedicht oft zu sehr aus dem Gebiet des Epischen in das Lyrische übergeht und ein epischer Hymnus wird und daher der Gebete und Reden zu viel und der Handlungen zu wenig hat. Dieser Fehler hängt mit dem allgemeinen Charakter der Klopstockschen Poesie zusammen, die mehr in der musikalisch-elegischen Empfindung als in der plastischen Anschauung ihre Stärke hat. —

Klopstock sehnte sich in Langensalza, wohin er, als er im Sommer 1748 Leipzig verließ, gegangen war, oft nach einer heiligen Muße, die er der Ausarbeitung des Messias ganz widmen möchte, welche Muße ihm nicht das Vaterland, sondern ein auswärtiger König später gewährte. Auf Bodmers wiederholte Einladung reiste Klopstock den 13. Juli 1750, als der vom dänischen Gesandtschaftsposten zu Paris zurückkehrende Baron Hartwig Ernst von Bernstorff, ein großer Bewunderer der Erstlingsfrüchte des Dichters, bereits Aussicht zur Erwirkung einer Pension bei seinem Könige gab, mit den beiden Schweizern Sulzer und Schuldheiß nach Zürich zu Bodmer. Wie die Natur und heitere Gesellschaft der Freunde und Freundinnen in der ersten Zeit den gefeierten Dichter ergriffen, verherrlichte dieser in seiner Ode „der Zürchersee“, welche die Fahrt auf demselben am 13. August zum Gegenstand hat. Aber bald neigen Hoffnungen und Gefühle wieder den Theuern seines Vaterlandes zu, die Zahl seiner neuen Freunde, mit denen er nach seiner Weise lebte, war klein und die Nähe Bodmers wurde immer peinlicher. Dieser, anfangs von der mächtigen Persönlichkeit des jungen Gastes überrascht, ward der geistig Empfangende, holte den schon bei Seite gelegten Plan der Noachide wieder hervor und wollte, was er über dem vieljährigen Streit der Theorie versäumt, ein nach allen Seiten schaffender Dichter werden. Bald zeigte sich die herrische Anmaßung des eitelen, in seine Arbeiten verliebten Enthusiasten gegenüber dem Jüngling, welcher im Gefühl der überlegenen Kraft seine originale Selbständigkeit von dem meisternden Parteihaupt nicht discipliniren ließ. Desto willkommener war dem unbemittelten, um die äußere Existenz der Zukunft besorgten Dichter der Ruf nach Kopenhagen, um in der Nähe des Königs Friedrich V., von welchem Bernstorff, nunmehr Minister, in Verbindung mit dem Grafen Moltke, eine lebenslängliche Pension bewirkt hatte, dem Winke der Sionitin, der er vor Allem sein Leben zu widmen wünschte, in freier Muße folgen zu können. Im April 1751 finden wir den Dichter in Kopenhagen, im Mai auf dem Lustschloß Friedensburg, vier Meilen von Kopenhagen, wohin ihn der König mit sich genommen. Nach fünf Jahrhunderten war Klopstock wieder der Erste, der kraft seiner persönlichen Würde und religiösen Weihe die Dichtkunst zu seinem einzigen Lebensberufe machen konnte, den er nie durch höfisches Lob entweihte. Während die Hauptaufgabe

seines Lebens, die Fortsetzung und Vollendung der Messiade, unsern Dichter vor Allem zu beschäftigen fortfuhr, wird die Leyer selten, seit 1752 häufiger, dann Telyn [1]) zur Verherrlichung des deutschen Vaterlandes, dann Psalter und Harfe zur Verherrlichung der Religion ergriffen. Was er selbst für eine der schwersten Unternehmungen hielt, Lieder für den öffentlichen Gottesdienst zu machen, mußte ihm, dem gelehrten Kunstdichter, der so wenig Leyer und Harfe zum Volkstone zu stimmen vermochte, größtentheils mißlingen; als geistliche Lieder haben sie mit Recht größere Anerkennung gefunden. Um diese Zeit wandt' er sich immer mehr vom classischen Alterthume ab, brauchte selten mehr die metrischen Maaße des Horaz und verschmähte den Figurenschmuck der griechischen und römischen Mythologie. Die von Macpherson herausgegebenen Gedichte Ossians wurden bald auch in Deutschland bekannt und regten auf vielen Puncten mächtig die Geister an. In Dänemark, wo dänische Dichter und Forscher damals die nordische Mythologie und die Edda wieder an's Licht zu ziehen und von neuem zu beleben angefangen hatten, mußte Ossian für diese Richtung eine um so entschiedenere Bedeutung haben, je zuversichtlicher man den alten Celten noch für einen urgermanischen Dichter hielt. Auch Klopstock, welcher vor der Bekanntschaft mit Ossian schon ossianisch war, faßte Ossian und Edda zusammen, stellte mit überspannter Begeisterung Ossian über Homer und versenkte sich, um als Odendichter das Vaterland dem Vaterlande zu singen, mit rhetorischer Spitzfindigkeit in die Mythik der letztern, die eben so fremd dem Christenthum, als die griechische Götterlehre, dem allgemeinen Verständniß der neuen Zeit aber viel weiter entrückt ist, als diese. Der Dichter, welcher schon in der frühen Jugend Heinrich den Finkler für ein vaterländisches Heldenepos sich erkor, eh' er für den Messias sich entschied, mußte, statt auf den schottischen Hochgebirgen die nebelhaften Heldengestalten Ossians aufzusuchen und sich in den Himmel isländischer Skalden mit unklarem Tiefsinn zu versteigen, um seiner vaterländischen Gesinnung den erforderlichen Hintergrund und seinen lyrischen Gesängen Stoff und Form zu verschaffen, in die schwäbischen Hochlande, in die Heimath

[1]) Zuerst in der Ode »Hermann und Thusnelda«. Seinem Heinrich hatte er im Jahre 1749 ein Schlachtlied gesungen.

der Manesse, zu seinem ehemaligen Freunde Bodmer zurückkehren, der lange verschüttete Schätze echt germanischer Vorzeit und Dichtung seit einigen Jahren zuerst zu entdecken und an das Tageslicht zu bringen angefangen hatte [1]). Die Forschung würde auf ein Gebiet geführt worden sein, auf dem der Ruhm der Thaten und der der Dichtkunst der Liebe zum Vaterlande und der deutschen Muse reiche Nahrung dargeboten hätte, und wollte Klopstock in seiner elegischen Weichheit und von seinem politischen Idealismus befangen nicht wie sein Freund Gleim den großen Helden des Tages und des Jahrhunderts in Kriegsliedern feiern, oder nicht wie Lessing in der „Minna von Barnhelm“ frisch aus der Gegenwart, aus dem Ende des siebenjährigen Krieges, ein lebendiges und zugleich echt nationales Schauspiel schöpfen, die Zeit der Hohenstaufen gab Stoff und Vorbilder zu den verschiedensten Dichtungsarten und die Veranlassung, rückwärts den Gesichtskreis über Heinrichs Gruft zu Quedlinburg und über Karls Kaiserstuhl bis zum Armin zu erweitern und den Endpunct seiner poetischen Anschauungen und Bildungen zum Anfangspuncte derselben zu machen. Wie wenig überhaupt Klopstock in der national-litterärischen Richtung das positiv Wirkliche festzuhalten und in diesem eine wohlthätige Anregung für die Berichtigung seiner dichterischen Behandlungsart zu finden geeignet war, zeigt sich recht offenbar da, wo ihm das Glück zur Bekanntschaft mit zwei lange verborgenen herrlichen poetischen Denkmalen aus den frühesten Jahrhunderten unserer Litteratur verhalf. In der ersten Freude der Entdeckung nennt er in einem Briefe an Gleim den Angelsachsen Kaedmon [2]) den größten Dichter nach Ossian, später aber verliert er seinen Fund aus dem Gesichte. In demselben Brief an Gleim fährt er fort, seine litterär-historische Jagd zu rühmen. Die Weidmannerei ferner anlangend, so hab' ich noch weiter entdeckt [3]), daß es

[1]) Ueber den Werth der nordischen Mythologie und namentlich der Edda für den deutschen Dichter, Sprachforscher und Gelehrten spricht Herder lehrreich und in verständig beschränkender Weise Band XII, S. 407 fg., vorzüglich 833, 834 in der Abtheilung zur schönen Kunst und Litteratur.

[2]) Ein poetischer Bearbeiter des alten Testaments aus dem 7. Jahrhundert, welchen die Engländer noch heute den angelsächsischen Milton nennen. — Anm. von Klopstock.

[3]) Freilich hätte es der ganzen deutschen Welt seit dem Anfange dieses Jahrhunderts durch Hickes gar wohl und füglich bekannt sein können.

einen sächsischen Dichter gibt, der unter dem Titel herausgegeben zu werden verdient: „Die Geschichte des Erlösers, von dem Sachsen, einem christlichen Dichter bald nach Wittekinds Barden“ [1]). Er ist edel und so poetisch, als es die schöne Einfalt des Originals zuläßt. ... Es ist vornehmlich viel alte Kernsprache darin und unter andern manches vielbedeutende poetische Wort, das wir arme Neulinge verloren haben; außerdem viel schönes lyrisches Silbenmaaß. Ich denke es mit einer fast ganz wörtlichen Uebersetzung und mit kurzen, aber bedeutenden Anmerkungen herauszugeben u. s. f.

Aber bald zogen Druiden, Barden und Bardiete ihn von dem betretenen Pfade wieder ab, nicht ahnend, daß auf diesem über Silbenmaaß und Sprache hinaus vom Dichter unserer ältesten Messiade für die Behandlung seiner Messiade Einiges zu lernen sei, und der Heliand sank wieder in die Vergessenheit zurück, bis in unserer Zeit Druck, Erklärung und Uebersetzung ihn an das Tageslicht brachten. Hatte der Dichter bereits durch seine Oden bei Vielen den Enthusiasmus für ein uraltes, zum größern Theil nie dagewesenes Vaterland angefacht, so hoffte er diese Wirkung als dramatischer Dichter zu verstärken, als er seine „Bardiete für die Schaubühne“ begann, „Hermanns Schlacht“ (1769) mit der Zueignung an den Kaiser Joseph II. herausgab und ihr bald eine Zwillingsschwester, „Hermann und Ingomar“, nachzuschicken beschäftigt war. Sind auch diese Bardiete, denen alle dramatische Verwicklung und Auflösung der Handlung fremd sind, keine tragische Dramen, vielmehr theils elegische, theils erschütternde Oden; irrte er sich auch vollends, wenn er jene für die Schaubühne von Brettern bestimmte: so hat er doch wahrlich sein Ziel nicht gänzlich verfehlt. In den H e r z e n Vieler, vorzüglich in denen der aufstrebenden deutschen Jünglinge, fand der Dichter die Schaubühne, wo seine Dramen sich eine Wirksamkeit verschafften, die weit mehr als die damals zuerst durch Wielands Uebersetzungen bekannt gewordenen und zugleich zündenden Dramen des Shakspeare den Gesetzen der Aristotelischen Einheiten Hohn sprach. Wenn selbst im männlichen Alter

---

[1]) Es ist die Rede von dem nun unter dem Namen »Heliand« bekannten Epos nach dem Londoner Codex aus der bibliotheca Cottoniana, welche, von Cotton gesammelt, später der Westminster-Bibliothek einverleibt wurde.

der Jesuit Denis, ein wackerer Priester und Ordensmann, Freund und Verehrer Gellerts und Klopstocks, wenn Gerstenberg und Kretschmann u. m. A. in Klopstocks nachgesungenen Bardieten ihre ideale Schwärmerei für ein Urdeutschthum verkündigten, welch überschwenglicher, gehalt- und bodenloser Enthusiasmus mußte in den jugendlichen Gemüthern angefacht werden! Wie mußte dieser bei Jünglingen zünden, mit denen der gefeierte Messiassänger und der anerkannt größte Odendichter mit der ganzen Macht der Persönlichkeit, so in der Feierlichkeit der ernsten Unterredung, als in der gemeinschaftlichen heiteren Uebung gymnastischer Fertigkeiten, verkehrte! Karl Friedrich Cramer, Sohn des Andr. Cramer, und die Grafen Christian und Fr. Leopold Stolberg nahmen mit aller jugendlich-frischen Empfänglichkeit, welche dichterischen Anlagen am meisten eigen ist, was aus Klopstock, dem Menschen und Dichter, hervorging, in sich auf, den idealen Patriotismus ihres bejahrten Freundes um so mehr, da der Deutsche und seine Sprache in Dänemark verhaßt war. Seine Hermannsschlacht las Klopstock, noch ehe sie gedruckt war, den beiden Jünglingen vor. Bei einer ausgezeichneten Stelle fängt Friedrich Leopold an zu weinen und drückt schweigend und voll freudigen Grimms dem Barden die Hand. — Jüngling, antwortete der Dichter, der in der Hitze des Vorlesens war, dies Lob reizt mich mehr als Deutschlands Lob, und weinte auch [1]). Der jungen Stolberge oft aufflackernde Flamme konnte nicht mehr an den Blicken und Winken ihres Vaters, des erfahrenen Staats- und Geschäftsmannes, ihren Dämpfer finden; die Gefahr, unter anregenden Verhältnissen in formlos aufgährender Gemüthsaufwallung hier und dort jugendlicher Ueberspanntheit und Abenteuerlichkeit zu verfallen, mußte hier größer sein als irgendwo in der nun bald beginnenden und bald vorübergehenden Sturm- und Drangperiode unserer Litteratur.

---

[1]) Briefe von J. H. Voß I, 116.

## Zweiter Abschnitt.

### Die Universitätsjahre. Die Universitäten Halle und Göttingen. Der Hainbund. Claudius und Schönborn.

Im Anfange des Sommers 1770 verließen die beiden Brüder den stillen, ländlichen Aufenthalt am Sunde, schieden von der geliebten Mutter und den theuern Schwestern und traten, begleitet von ihrem Hofmeister Clauswitz, ihre Reise nach Deutschland an, um auf der Universität Halle ihre höhere wissenschaftliche Bildung fortzusetzen. Diese Hochschule hatte damals den Ruhm, welchen ihre Wissenschaft und Leben erfrischende Wirksamkeit seit der Stiftung durch den König Friedrich I. (III.) im Jahre 1694 mehrere Jahrzehnte des 18. Jahrhunderts hindurch selbst über Deutschlands Gränzen hinaus weit verbreitet hatte, wieder verloren. Bald nach dem Beginne derselben waren die verschiedenen Fachwissenschaften von Gelehrten ersten Ranges vertreten; einen Verein von Männern, wie ihn hier Thomasius, Christ. Wolf, Just. Henning Böhmer, Ludwig, Heineccius, Cellarius, Stahl, Fr. Hoffmann, Aug. Herm. Francke bildeten, konnte keine Hochschule Deutschlands aufweisen. Wem sind nicht bekannt Thomasius' siegreiche Kämpfe gegen Hexenwahn und -Verbrennung und gegen erstarrte Zunftgelehrsamkeit, die im benachbarten Chursachsen eine verfolgungssüchtige Herrschaft übte, und sein unermüdliches Streben für freiere, durch die Muttersprache gehandhabte und dem Leben zugewendete Wissenschaft? Wem unbekannt die Folgen, die hieraus für die Geistesbildung des nördlichen Deutschlands, besonders für Preußen, hervorgingen? Der Theolog Francke und sein älterer Freund und Gesinnungsgenosse Spener waren zur Einsicht gelangt, daß Kanzel und Lehrstuhl nicht mehr mit dem kirchlichen Leben in wohlthätiger Verbindung ständen, daß vom Bösen sei die Accommodation in der Lehre, noch schlimmer aber, und diese mehr oder weniger in sich schließend, selbst wenn das Bewußtsein es ablehnen möchte, die Accommodation und leichte Abfindung im christlichen Thun und Handeln, und daß die Christen in die Tempel des Herrn zu gehen berufen seien, um vom Altare heilige Kohlen sich heim zu holen, um mit ihnen ringsum gottgefällige Brandopfer für unsere Mitbrüder zu entzünden. Deswegen

suchte Francke als Lehrer der Theologie an der neuen Universität das von der Einseitigkeit geistestödtender Verstandesreflexion beherrschte theologische Wissen zu einem von der Wärme des Herzens und der Innigkeit des Glaubens und der Liebe zu Jesus Christus beseelten Erkennen hinüberzuführen. Was er voll liebender Glaubensbegeisterung als Pfarrer und Erzieher auf dem Gebiete des werkthätigen Christenthums wirkte, von der Gründung der Armenschule für die moralisch verwilderte Jugend seiner Gemeinde an bis zum Abschluß der unter seinem Namen bekannten umfangreichen Stiftungen, war von noch dauernderer und in das christliche Leben eingreifenderer Bedeutung und machte Halle und die Francke'schen Stiftungen zur Mutter- und Pflegestätte des Pietismus; und als in der Strömung der wechselnden Zeitrichtungen Halle nicht mehr wie früher die Propaganda desselben war, so waren hier doch Denkmäler zurückgeblieben, aus denen auch später noch der Geist des Stifters empfängliche Gemüther mit seinem belebenden Odem anwehen konnte. Wie am Ende des 17. und in den ersten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts Halle unter ihren Schwesteranstalten Deutschlands vorzüglich die Philosophie und Theologie durch Thomasius und Francke vertrat, so war vom Jahre 1738—1740 es der Verein von den Musensöhnen der Universität, von Gleim, Uz und Götz, welcher durch seine gemeinschaftlichen dichterischen Versuche auf den Entwicklungsgang der deutschen Poesie wohlthätig anregend einwirkte und Halle zur Geburtsstätte jenes Dichterkreises machte, der, nachdem neue Dichterkräfte dem frühern Verein sich zugesellt, unter dem Namen „Preußische Dichter“ berühmt geworden ist und seine national-litteräriſche Bedeutung im 18. Jahrhundert nicht verloren hat. — Während der akademischen Jahre der Stolberge hatte Halle weder Lehrer, welche durch ihre ausgezeichnete Gelehrsamkeit im Vereine mit der innern sittlich belebenden Kraft ihrer Persönlichkeit edle, wissensdurstige Jünglinge zu fesseln wußten, noch die Elemente zu einem jugendlichen Dichterbunde, der durch selbsteigen schaffenden Bildungstrieb das ersetzte, was der mechanisch fortgehende Gang wissenschaftlicher Ueberlieferung unberührt ließ. Das Studium der Philosophie und der Rechtswissenschaft und die weitere Ausbildung in der Kenntniß des classischen Alterthums und der neuern Sprachen nahmen den regen Fleiß der Brüder in Anspruch, den sie vorzüglich durch häusliche Vor-

bereitung und Wiederholung bethätigten. Der Lehrstuhl der Philosophen und die Jurisprudenz Carrachs und Heißlers mochten nicht selten die Themisjünger langweilen, und wenn auch der Jurist Daniel Nettelbladt, ein Lieblingsschüler Chr. Wolfs, des wissenschaftlichen Ruhmes nicht bar war und seine Lehrmethode bei manchen Akademisten Beifall fand[1]), so konnte diese doch für jene, welche bisher mit den Wissenschaften und mit den Männern der Wissenschaft in freierer Weise zu verkehren gewohnt waren und die im Auditorium mehr als den wissenschaftlichen Schematismus zu empfangen das Bedürfniß fühlten, nicht völlig ausreichen. Nun und dann gab ein Epigramm oder ein kleines Gedicht der Laune und der innern Lebensregung der beiden Brüder genugthuenden Ersatz für das, was aus der Situation des Hörsaals als peinigende Beschränkung hervorgegangen war. Nachempfindungen solcher Stunden waren es wohl, welche einige Jahre später in Friedrich Leopolds vierter Jambe: „Die Quelle" [2]), ihren Ausdruck fanden.

. . . . . . . Nie genügte mir
Des Lehrsaals hochgelahrter, leerer Tand
Und nie der eitlen Schlüsse hoher Bau.
Mit Mitleid und Verwundrung sah ich oft
Pedanten auf erhabnen Sesseln stehn,
Um welche sich der Schwarm der Jugend drängt'
Mit offnem Munde der Aufmerksamkeit,
Den nackten Vögeln in dem Neste gleich,
Die blind und pipend, mit gedehntem Hals
Heißhungrig schnappen nach dem hohlem Kiel,
Mit welchem sie der lose Bube nährt,
Der sie der Mutterpflege selbst entriß.

Lebhaft war der Briefwechsel, welcher mit den in Seeland zurückgelassenen Theuern geführt ward und die Entfernten in wohlthuende gegenseitige Nähe brachte. Friedrich Leopolds Briefe zeichneten sich durch geniale Wendung, Fülle des Gefühls, Laune, Behandlung des Stoffes und Wahl des Ausdrucks aus. Im Anfange des September

---

[1]) Vergl. Hugo's civilistisches Magazin, Bd. II, und dessen Geschichte des römischen Rechts, S. 527, 528.

[2]) Sämmtliche Werke, Bd. III, S. 14, 15.

1770 war in Dänemark des Abenteurers Struensee allmälig gewachsener Einfluß zur unumschränkten Ministerwillkür gediehen; der Minister Hartwig Ernst Bernstorff, das Haupt der besonnenen und edlen Diener des Königs Christian VII., ward am 6. September entlassen. Mit dem Grafen H. Ernst theilte gleiches Schicksal sein Neffe, der Graf Andreas Peter Bernstorff, der bereits unter seinem Onkel mit rühmlicher Auszeichnung im Staatsdienste gearbeitet hatte. Sie zogen nach Hamburg und lebten in den nächsten Jahren theils hier, theils auf ihren Gütern; ihnen folgte nach Hamburg Klopstock, ihnen nach dem nahen Altona die Mutter unserer Grafen mit ihren Kindern, von denen die Gräfin Henriette Friederike seit 1763 mit dem Grafen Andreas Peter Bernstorff vermählt war. In Altona wurden, als bald darauf die in die Ferien reisenden Grafen ankamen, die Freuden des Wiedersehens und des wieder gemeinschaftlichen Familienlebens genossen. In Hamburg trafen die Jünglinge die verehrten Bernstorffe und ihre Freunde von Seeland her, Klopstock, Schönborn und später auch Sturz; mit Ahlmann, Hensler und Mumsen wurde nie alternde Freundschaft geschlossen. Claudius' Gegenwart frischte die gegenseitige Erinnerung früherer seeländischer Tage mit ihren Erscheinungen wieder auf und gründete eine Freundschaft, welche ungetrübt durch's Leben ging. Claudius war 1768 aus seinem stillen Rheinfeld nach dem damals als Vorort der wissenschaftlichen und künstlerischen Bildung im nördlichen Deutschland geltenden Hamburg als Theilnehmer der von J. Chr. Bode herausgegebenen Adreßcomptoirnachrichten gekommen, siedelte aber mit dem Anfange des Jahres 1771 nach dem eine Stunde von Hamburg gelegenen Flecken Wandsbeck über, wo der geschäftige Bode als litterärisches Unternehmen eine Wochenschrift, „Wandsbecker Bote", gründete, an der er als Redacteur der gelehrten Artikel — „des poetischen Winkels", wie Claudius oft sagt — Mitarbeiter ward, welche durch Beiträge von Herder, Goethe und Voß erhöhten Werth gewann und ihm, wie durch eine litterärische Taufe, jenen Titel und Beinamen gab, unter dem ihn alle Welt kennt und nennt[1]). — Die nach Halle zurückkehrenden Grafen setzten mit ernstem Fleiße bis zum Jahre 1772 hier ihre Studien

---

[1]) Vergl. Matthias Claudius, der Wandsbecker Bote, von W. Herbst. Gotha, bei Fr. A. Perthes, 1857.

fort. In den Ferien dieser Jahre erneueten sich die freudigen Tage der Wiedervereinigung mit der verehrten Mutter und den Geschwistern und der bildende Verkehr mit den ältern Freunden. Auf ihren Ferienwanderungen wurde auch Stolberg, der Harz und Wernigerode, die Burg ihrer berühmten Ahnherren, besucht. Friedrich Leopold gab in der Ode „Der Harz" [1]) — im Jahre 1772 — die Gefühle wieder, welche in des jugendlichen Dichters Brust der Anblick des Landes ringsum von des Berges Höhen und die Erinnerung an die für Vaterlandsfreiheit kämpfenden Cherusker und an ihren Führer hervorriefen. In dem beschreibenden ersten Theile zeichnet sich schon die dem Dichter eigenthümliche Gabe, mit geistvoller, anschaulicher Wahrheit die Natur dichterisch darzustellen, aus; dann hallt wieder Klopstockscher Bardietenton und des Altmeisters Verehrung in den Strophen:

Und dein Hermann vernahm's! Sturm war sein Arm,
sein Schwert
Wetterflamme! Betäubt stürzten die trotzigen
Römeradler, und Freiheit
Strahlte wieder im Lande Teuts!

Doch des Heldengeschlechts Enkel verhülleten
Hermanns Namen in Nacht, bis ihn (auch er dein Sohn!)
Klopstocks mächtige Harfe
Sang der horchenden Ewigkeit.

Im Herbste 1772 bezogen die Brüder die Universität Göttingen, zur Zeit, als diese des edlen Münchhausen geliebte und langjährige Pflegetochter in der Geschichte der deutschen gelehrten Bildung zu einer Bedeutung erstarkt war, die ihr den Vorrang unter den übrigen Hochschulen Deutschlands, welchen Halle früher behauptet hatte, sicherte. Die historischen und positiven Studien, durch Gelehrte ersten Ranges vertreten und durch die reichhaltigste Bibliothek unterstützt, sollten das Uebergewicht des positiven Wissens, welches der Wolfische philosophische Schematismus zu zerstören drohte, wieder herstellen und sichern. Daß das Ideelle, welches in der philosophischen Speculation und in der schönen Nationallitteratur die vorzüglichste Heimath findet, in Göttingen fast ohne alle Pflege geblieben, ist der Universität nicht ohne Grund

[1]) S. W. I, S. 5.

zum Vorwurf gemacht. Desto größer war das Verdienst Heyne's, der seit seiner Berufung nach Göttingen (1763) in einer langen Reihe von Jahren durch Wort und Schrift, mit der philologischen Gründlichkeit seines Lehrers Ernesti einen feinen ästhetischen Geschmack und mit der classischen Litteratur der Alten ihre Kunst verbindend, der Alterthumskunde jenen Umfang und Gehalt zu geben nicht ermüdete, welcher erforderlich ist, um auf die Geistesbildung der Nation, und namentlich auf die ästhetische, einen wohlthätigen Einfluß zu äußern. War es doch Heyne, welcher die Archäologie oder, wie er sie später nannte, die alte Kunstgeschichte, mit Rücksicht auf Winckelmann, aber nicht nach Winckelmann, zuerst auf den deutschen Universitäten — im Sommer des Jahres 1767 — in den Kreis des akademischen Unterrichts zog und darin ein Mittel sah, junge Gemüther mit der Liebe zur Kunst zu entflammen und die Alterthumskunde überhaupt auch in die höheren Stände einzuführen. Seine Zuhörer waren hier gewöhnlich großentheils Jünglinge aus diesen Ständen, die in Italien oder überhaupt im Auslande durch den Anblick der Kunstwerke sich bilden wollten[1]). Diese von der realistischen Richtung Göttingens abweichende Thätigkeit Heyne's wirkte immerhin nur mittelbar auf die schöne Litteratur der Deutschen und reichte nicht hin, Göttingen in der Geschichte der deutschen Poesie eine besondere Ehrenstellung zu verschaffen. Reichbegabte studirende Jünglinge waren es, welche im Verlaufe der Jahre 1768 bis 1774 von den entferntesten Gauen des Südens und Nordens her in Göttingen zusammentrafen und, wenig von der herrschenden Richtung der Universität, desto mehr aber von jenem Geiste kühnen, dichterischen Aufschwunges, welcher damals in mehreren Gegenden Deutschlands die wissenschaftlich gebildete Jugend in neue Bahnen geistig schaffender Bildung fortriß, getrieben, durch ihre vereinte dichterische Thätigkeit an der neuen Epoche unserer Nationallitteratur den rühmlichsten Antheil nahmen und dadurch den Namen Göttingen an diese für immer knüpften.

H. Christian Boie aus Meldorp in Dithmarsen (1744—1806), später im Bunde Werdamar genannt, studirte seit 1763 in Göttingen erst die Rechte, dann wandte er sich, mit genauer Kenntniß der neuern

---

[1]) S. Heeren im Leben Heyne's, W. VI, S. 197, 213 fg.

Litteraturen ausgerüstet, mit Vorliebe der litterärischen Beschäftigung und Betriebsamkeit zu, und wenn er auch nicht auf den Ruhm eines vorzüglichen Dichters Anspruch machte, so stand er doch fast mit allen schönen Geistern Deutschlands nah' und fern in Verbindung und wußte diese durch seine litterärisch-vermittelnde und leitende Thätigkeit in seinem Musenalmanach und seit dem Jahre 1776 im deutschen Museum mit noch durchgreifenderem Erfolge zu vereinen, als es dem geistesverwandten Gärtner unter den Genossen der sächsischen Schule früher in Leipzig gelungen war. Von dem jungen Dichter Friedrich Wilhelm Gotter (1746—1797), welcher im Jahre 1768 zum zweiten Male die Universität Göttingen besuchte und für den die französische Litteratur einen besondern Reiz hatte, wurde Boie angeregt und unterstützt, nach dem Vorbilde des Almanac des Muses, der 1765 zuerst in Paris die gesammte Litteratur der Musenalmanache eröffnet hatte, einen ähnlichen deutschen Musenalmanach herauszugeben [1]). Der Göttinger Musenalmanach für das Jahr 1770 wurde durch eine Ode auf den Kaiser Joseph II. vom Jesuiten Denis inaugurirt; Klopstock wurde geehrt durch die Aufnahme einiger früher schon erschienenen Oden: so weit hatte Boie seine Bekanntschaften und Hoffnungen angeknüpft; übrigens war die Autorschaft der einzelnen lyrischen Gedichte eine anonyme [2]). Als nach der Vollendung des ersten Jahrgangs des Almanachs Gotter noch im Jahre 1769 von Göttingen wieder geschieden und die fernere Redaction desselben Boie allein besorgen mußte, kam reicher Ersatz an Beiträgen von fern und besonders aus seiner unmittelbaren Umgebung von den Jünglingen her, welche nacheinander das Ziel ihrer Fachwissenschaften nach Göttingen geführt hatte. Von Bürger wurde schon in den Almanach für 1771 ein Gedicht aufgenommen und seine Beiträge

---

[1]) Prutz' Hinweisung, im »Göttinger Dichterbund« S. 199, auf Eberts Ueberlieferungen I, 1. S. 203 fg. als auf die Beurkundung des ersten deutschen Almanachs aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts ist völlig überflüssig. Ebert erwähnt hier eines deutschen Gebetbuchs, welches im Jahre 1510 unter dem damals neuen Namen eines Taschenbüchleins gedruckt wurde und eine Nachahmung des um dieselbe Zeit sehr beliebten „hortulus animae“ war.

[2]) Verrathen wurde dieselbe von Boie in den Briefen an Knebel (s. Knebels litterarischen Nachlaß und Briefwechsel II, S. 91 fg.).

wuchsen, als der Tod Klotzens, der als geharnischter Widersacher gegen den Almanach aufgetreten, die Freundschaft zwischen beiden gelöst hatte.

Gottfried August Bürger — geboren in der Nähe von Halberstadt im Jahre 1748 — hatte im Jahre 1764 die Universität Halle bezogen, um gegen seine Neigung Theologie zu studiren. So sehr hier seine poetische Ausbildung und Kenntniß der Alten durch seinen Freund Klotz gefördert wurden, seine ohnehin heftig sinnliche Natur wurde in dem nahen Umgange mit diesem in nicht geringerm Grade, bis zur Ueberschreitung der Schranken des Sittlichen und Wohlanständigen, verstärkt. Im Jahre 1768 vertauschte er Halle gegen Göttingen, die Theologie gegen die Jurisprudenz. In Göttingen schienen den moralisch gesunkenen jungen Mann, der, ein zweiter Günther, sein Leben im vergeblichen Kampfe mit seiner heftigen Sinnlichkeit und den aus ihr sich erzeugenden Widerwärtigkeiten hinbringen sollte, die Studien des Homer und Shakspeare, die der altenglischen Balladen und des Ossian wieder zu heben. Durch Gleims und Boie's freundschaftlichen Eifer 1772 als Justizbeamter im Gerichte Alten-Gleichen, unfern Göttingen, angestellt, blieb er mit Boie und dem jüngern Anwuchs der Göttinger in Verkehr [1]. Im Jahre 1769 kam Hölty (1748 bis 1776) als Student der Theologie nach Göttingen, ein von Bürger wesentlich verschiedener, zum Theil entgegengesetzter Charakter [2]. Seine in Göttingen bald bekannte Muse brachte ihn 1771 mit Bürger zusammen, welchem Hölty bald darauf seinen neuen Fund, den geistes-

---

[1]) Vergl. Bürgers Leben von Prof. Althoff, V. Band der Bürgerschen Werke, S. 201.

[2]) S. das Genauere über ihn in der Vorrede von J. H. Voß zu seiner Ausgabe der Hölty'schen Gedichte, ferner in desselben Briefen, herausgegeben von seinem Sohne Abraham Voß, Bd. I, S. 83, 86, 104. Diese Sammlung der Briefe Voßens in 3 Bänden, ferner dessen »Bestätigung der Stolbergischen Umtriebe« und Boie's Briefe an Knebel, Bd. II, S. 75—146, in Knebels litterarischem Nachlaß und Briefwechsel sind die vorzüglichsten Quellen für die Geschichte des Göttinger Musenalmanachs und des Dichterbundes. Als Hülfsmittel ist bedeutend »der Göttinger Dichterbund« von Prutz, eine mit großer litterärischer Umsicht verfaßte Schrift, die ein größeres Lob verdiente, wenn nicht hier und da die Einseitigkeit und Befangenheit des Blickes bei Beurtheilung der Personen und menschlichen Angelegenheiten eben so widerwärtig und das Wahrheitsgefühl verletzend bei ihm als bei Gervinus hervorträte.

verwandten Freund J. Martin Miller aus Ulm (1750—1814), zuführte, welcher 1770 der theologischen Studien wegen nach Göttingen gekommen war. Er kam aus der Nähe der Burg der Staufen und erneuerte in seiner Mundart den altschwäbischen Ton des Minnegesangs, und bald sangen diesen auch die ihm horchenden Naturdichter Bürger und Hölty. Durch Bürger wurden Hölty und Miller mit Boie in Verbindung gebracht, der in der Freude über die ihm und seinem Almanach zufallenden jungen Talente schon im Januar 1772 an Knebel schrieb: „Wir bekommen nachgerade hier einen Parnassus in nuce. Es sind einige feine junge Köpfe da, die zum Theil auf gutem Wege sind. Ich suche das Völkchen zu vereinigen. Gegenseitige Ermunterung, Kritik hilft mehr, als man glaubt."

Neuer Dichterzuwachs sollte bald nachkommen. Im Frühjahre 1772 erschien J. Friedr. Hahn (1750—1790), aus dem Zweibrückischen gebürtig, und der schon einigemal erwähnte C. Friedr. Cramer, und bald nach ihnen J. Heinr. Voß, ein Mecklenburger (1751—1826), welcher damals das Studium der Theologie zu seinem Berufe gewählt hatte, bald aber zur Philologie überging. Boie, dem er sich schon von der Ferne durch einige zugesendete und in den Musenalmanach aufgenommene Gedichte empfohlen hatte, und Heyne nahmen sich des hülfsbedürftigen Jünglings an. Boie's jüngere Freunde waren durch ihn bald auch in Freundschaft und gemeinsamer Liebe zur Dichtkunst mit Voß verbunden. Voß zeichnet in seinem Briefwechsel mit Pastor Brückner diese schon früher erwähnten Jünglinge, welche im Sommer 1772 durch Wehrs, Ewald und Esmarch ihren Freundschaftskreis noch erweiterten, und berichtet über den geselligen und geistigen Verkehr mit ihnen: „Wir versammeln uns nach der Reihe bei Einem, gemeinlich Sonntags Nachmittags. Die Producte eines Jeden werden vorgezeigt und Boie, den ich bald vergessen hätte, verbessert....." [1]). Hiermit sind die Keime des Dichterbundes bezeichnet, welcher einige Monate später, den 12. September, in's Leben trat. „....Ach, den 12. September", schreibt Voß an Brückner, „mein liebster Freund, da hätten Sie hier sein sollen. Die beiden Millers, Hahn, Hölty, Wehrs und ich gingen noch des Abends nach einem nahe gelegenen Dorfe.

---

[1]) Vergl. von Knebels litterärischen Nachlaß, S. 129.

Der Abend war außerordentlich heiter und der Mond voll. Wir überließen uns ganz den Empfindungen der schönen Natur. Wir aßen in einer Bauernhütte eine Milch und begaben uns darauf in's freie Feld. Hier fanden wir einen kleinen Eichengrund, und sogleich fiel uns Allen ein, den Bund der Freundschaft unter diesen heiligen Bäumen zu schwören. Wir umkränzten die Hüte mit Eichenlaub, legten sie unter den Baum, faßten uns Alle bei den Händen, tanzten so um den eingeschlossenen Baum herum, riefen den Mond und die Sterne zu Zeugen unseres Bundes an und versprachen uns eine ewige Freundschaft. Dann verbündeten wir uns, die größte Aufrichtigkeit in unsern Urtheilen gegen einander zu beobachten und zu diesem Endzwecke die schon gewöhnliche Versammlung noch genauer und feierlicher zu halten. Ich ward durch's Loos zum Aeltesten erwählt. Jeder soll Gedichte auf diesen Abend machen und ihn jährlich begehen."

Der Zweck des Bundes wird von Voß an einer andern Stelle [1]) bestimmter angegeben: „Es war am 12. September 1772, als Jünglinge aus verschiedenen Gegenden Deutschlands sich in Göttingen vereinigten, durch ernste Vorübungen und strenges Urtheil ihre Kräfte zur Mitwirkung für vaterländisches Verdienst auszubilden." Daß auch auswärtigen Freunden der Eintritt in den Bund offen stand, und auch durch diese der Bundeszweck befördert werden könne, zeigt sich gleich an Brückner, welcher nach einigen Monaten in den Bund feierlich aufgenommen wurde [2]). Die weitere Organisation des Dichterbundes und seine Parteinahme auf dem Gebiete der verschiedenen poetischen Richtungen und Persönlichkeiten wurde unterdessen immer abhängiger von dem Willen und der Leitung Voßens; die Theilnahme und der Einfluß Boie's, welcher ohnehin als Herausgeber des Musenalmanachs der immer mehr gesteigert ausschließenden litterärischen Richtung des Bundes nicht folgen durfte, trat immer mehr zurück. „Alle Sonnabend [3])

---

[1]) Bestätigung der Umtriebe, S. 133.

[2]) Wie die jungen Dichter, wenn sie als Studenten zu einem Commerce zusammenkamen, ihr poetisches Richteramt auf Leben und Tod ausübten, siehe Voß, Briefe I, S. 93, 94, wo die Scene endet mit dem: Es sterbe der Sittenverderber Wieland, es sterbe Voltaire!

[3]) Voß an Brückner im Briefe vom 3. November, S. 96 fg. a. a. O.; früher versammelte der Sonntag die Dichter.

um 4 Uhr kommen wir — Sie kennen uns ja schon — bei Einem zusammen. Klopstocks Oden und Ramlers lyrische Gedichte, und ein in schwarz vergoldetes Leder gebundenes Buch mit weißem Papier in Briefformat, liegen auf dem Tisch. Sobald wir Alle da sind, liest Einer eine Ode aus Klopstock oder Ramler her, und man urtheilt alsdann über die Schönheiten und Wendungen derselben und über die Declamation des Vorlesens. Dann wird Kaffee getrunken und dabei, was man die Woche etwa gemacht, hergelesen und darüber gesprochen. Dann nimmt es Einer, dem's aufgetragen wird, mit nach Hause und schreibt eine Kritik darüber, die des andern Sonnabends vorgelesen wird. Das obige schwarze Buch heißt das Bundesbuch und soll eine Sammlung von den Gedichten unseres Bundes werden, die einstweilen durchgehends gebilligt sind..."

In den letzten Tagen des October 1772 gelangten die beiden Grafen mit Clauswitz in Göttingen an und wurden bald mit Boie, welcher als Holsteiner gewissermaßen ihr Landsmann war, und durch ihn mit Voß bekannt. Sie, die jungen Freunde Klopstocks, brachten die Nachricht mit, daß die nächsten Ostern die letzten Gesänge des Messias erscheinen würden, theilten einige vorzügliche Stellen aus ihnen mündlich mit und steigerten die Verehrung des Dichters bei denen, welchen bis dahin Klopstock als erster Lyriker der Deutschen galt. Voß zeichnet die beiden Brüder einige Wochen nach der Bekanntschaft mit ihnen im Briefe an Pastor Brückner: „Die Grafen Stolberg, ach! welche Leute sind das! Es ist an sich ungewöhnlich, Leute von mittelmäßigem Geschmacke nur unter den französirenden Großen und Landsassen zu finden; aber Leute von der feinsten Empfindung, dem edelsten Herzen, voll Vaterland und Gott, den vortrefflichsten Talenten zur Dichtkunst, und — ohne den kleinen Stolz — kurz! Leute, die Klopstock schätzt und liebt, in diesem Stande zu finden, das ist ein großer Fund, denk' ich! Und den hab' ich gemacht!" — Ueber Friedrich Leopold schrieb er einige Tage später namentlich: „Nicht darauf bin ich stolz, daß ein Graf mich liebt, nein, darauf, daß ein Deutscher, ein Biedermann, ein Dichter, ein Freund Klopstocks, mein Herz werth achtet." Den 5. December wohnten die Grafen der Bundesversammlung bei. Voß begrüßte in derselben Friedrich Leopold mit einer auf ihn gemachten Ode — „Teuthart".

Strophe 6. Ach! Nah' ich mich dem edlen Mann?
Ich zittr'! Umarm' ich ihn,
Den Freiheitsrufer? Ich? den Mann,
Den Klopstock liebt?

Den 6. December antwortete Friedrich Leopold [1]):

Die Muse, scheu und zitternd sonst,
Wagt kühn und frei den Flug;
Von dir ermuntert, flieget sie
Im Tanz dahin.

Noch tönt im trunknen Ohre, Freund,
Mir deiner Leier Klang;
Noch wallt im frohen Herzen mir
Empfindung auf:

Sie, die allein Gesang versteht,
Allein Gesänge lehrt,
Das erstgeborne schönste Kind
Von der Natur.

Den Silbertriller lehrte sie
Die sanfte Nachtigall,
Den kühnen Flug zur Sonne dich,
Mäonides!

Vergebens schwänge sich ihr nach
Die bunte Phantasie.
Sie flattert nur; der Sonnenbahn
Entsänke sie.

Im deutschen Herzen wohnet dir
Empfindung, edler Voß!
Sie schaut aus deinem deutschen Blick,
Sie stimmt dein Lied!

---

[1]) Dieses Gedicht hat Voß lange nach den Göttinger Jahren, in den letzten Jahren seines Lebens, in »Bestätigung der Umtriebe« S. 134 mitgetheilt.

Dein Lied, o Sohn der Harmonie,
Das Staub und Fessel höhnt
Und muthig der Unsterblichkeit
Entgegenschwebt:

Wie fühl' ich's! Aber theurer ist
Mir, Freund, dein deutscher Sinn.
Dich liebt mein ganzes warmes Herz
Und ist dein werth!

Den 19. December wurden die Brüder in den Dichterbund aufgenommen; auf ihre Veranlassung wurde auch Cramer bald darauf angenommen. In den folgenden Monaten waren die Grafen thätig für den Anbau des Parnasses und ihrer wissenschaftlichen Ausbildung; auch bewährten sie sich als achtungswerthe Menschen und liebenswürdige Freunde. „Die Grafen", schreibt Voß an Brückner im Briefe vom 24. Februar 1773, „o, das sind ganz vortreffliche Leute! So voller Feuer, Tugend und Deutschland, daß Eifersucht bei Einem entsteht."

In demselben Grade, in welchem die Befriedigung geistiger, idealer Richtungen und Beschäftigungen bei den Grafen sich immer dringender anmeldete, in demselben Grade trat die Wissenschaft, welche für eine zukünftige Wirksamkeit im öffentlichen Staatsdienste die wichtigste sein mußte und welche an Georg Ludwig Böhmer, Sohn des Just. Henning Böhmer, und an Stephan Pütter ihre ausgezeichnetsten Vertreter hatte, in den Hintergrund; im Anfange des Jahres 1773 gaben die Themisjünger ihre juristischen Collegia auf. In der Ode des Grafen Christian an den Justizbeamten Bürger wird der Abscheu gegen diese Wissenschaft mit ungestümer Heftigkeit und mit überschwenglichem, urdeutschem Patriotismus ausgesprochen[1]):

Dir mich weihen? ich dir? stygische Furie,
Afterthemis, ich dir, die du mit Schlangenlist
Unser göttliches Recht, welches Natur uns gab,
Raubtest, und mit des Tigers Klau'?

---

[1]) Siehe S. W. Bd. I, S. 8. Vergl. von Halems Selbstbiographie, herausg. von Strackerjan, Oldenburg 1840, S. 7, 11.

Ha! wie schallt's am Altar! Bosheit und Hadersucht,
Emsig spähend den Zwist, hämische Rachbegier,
Groll und gieriger Geiz, Vater des feilen Spruchs;
Ha, wie tobet die Höllenbrut!

Und dein Nattergezisch, schlaue Chicane, du
Mißgeschöpfe des arglistigen Fremdlinges,
Ungenannt von dem Volk, welches die Zunge spricht,
Die Thuiskon und Mana sprach!

u. s. w.

Die Stolberge mußten es fühlen, daß für die tiefere und vielseitigere Begründung der classischen Alterthumskunde, für die höhere Ausbildung des ästhetischen Geschmacks und für die sichere Handhabung ihrer dichterischen Anlagen ihr früherer Unterricht eine wesentliche Lücke zurückgelassen habe, die noch im vorgerückten Jünglingsalter auszufüllen sie keine Anstrengung scheuten. Sie tauschten das Studium der griechischen Sprache gegen das der Jurisprudenz ein. Und mit welchem Eifer und mit welchem Erfolge! Am frühen Morgen begannen sie mit den Anfängen der griechischen Sprachlehre und brachten es schon am Abend desselben Tages zum Verständniß der sechs ersten Verse aus der Odyssee, und so ging's weiter mit Odyssee und Ilias und die eingeschlummerte Knabenidee Friedrich Leopolds, künftig griechisch zu lernen, um den Homer zu übersetzen, mußte bald wieder erwachen [1]).

Die Musenjünger setzten ihre Sonnabendversammlungen in gewohnter Weise fort. Seit dem Eintritte der Stolberge war der Enthusiasmus für Klopstock auf's Höchste gestiegen; jener höchster Stolz war, in seinem Sinne national-deutsche Dichter zu werden. Neben Klopstock stand in großem Ansehen Homer, der ihnen, welche der Herrschaft der überlieferten Kunstregel und Convenienz sich widersetzten, als der sicherste

---

[1]) Was Prutz a. a. O. S. 241 über das Lernen des Griechischen der Grafen angibt, ist völlig unrichtig. Daß dieselben erst in Göttingen mit demselben den Anfang machten, konnte er doch deutlich aus der von ihm angegebenen Stelle in den Briefen von Voß, S. 123, und aus der »Bestätigung der Umtriebe« desselben, S. 169, sehen; und nun noch die mit diesem verzeihlichen Irrthume in Verbindung gesetzte falsche Anklage!

Führer von der Kunst zur Natur und von der Schule zum Leben galt, und von dem aus sie in ihren Schöpfungen zur selbsteigenen Originalität zu gelangen vermeinten. Daher machten auch Mehrere vom Bunde Studien in der von Bodmer herausgegebenen Manessischen Sammlung und erneuerten den längst verklungenen Minnegesang.

In der neueren Litteratur der europäischen Völker wandten sich die Dichterjünglinge von der Litteratur des westlichen Nachbars ab, der immer noch drohe mit den Fesseln der Regel und mit der Herrschaft des Schwertes, und neigten sich mit freudiger Anerkennung ihres Werthes und der größern nationalen Verwandtschaft entschieden der britischen Muse zu. Der Verkehr der Briefe, der die Stolberge auch in der Ferne mit Klopstock verband, brachte die schriftstellerische Thätigkeit desselben mit dem Bunde oder, wie der Meister und die Bardenjünger oft ihn nannten, mit dem Hain in engere Verbindung. Die letzten Gesänge der Messiade sandte der Buchhändler auf Klopstocks Befehl ganz frisch gedruckt dem Bunde zu, in dessen Versammlung vom 6. März dieselben vorgelesen wurden. In den Osterferien reisten die Grafen nach Altona zu ihrer Mutter und brachten Klopstock im Auftrage des Bundes ein Buch voll Gedichte, damit er jetzt urtheile, wer Genius habe und wer nicht. Die aus den Ferien Zurückkehrenden überbrachten dem Bunde Klopstocks Ausdruck besonderer Zufriedenheit mit dessen Leistungen und jedem Bundesbruder einen Kuß. Um diese Zeit widmete Klopstock dem Stolbergschen Brüderpaar die Ode „Weissagung", welche im Musenalmanach (1774) abgedruckt wurde [1]). Der Inhalt war vom Dichter darauf berechnet, seinen deutschen Patriotismus seinen Lieblingen von neuem einzuhauchen, und ganz geeignet, durch diese vermittelt beim Bunde den lebhaftesten Anklang zu finden. Schon im Winter hatte dieser den Beschluß gefaßt, den 2. Juli Klopstocks Geburtstag als das Fest eines der größten Deutschen zu feiern. „Diesen Tag", schreibt Voß an Brückner [2]), „feiern sonst die Hannoveraner nicht, weil die Marienfeste abgeschafft

---

[1]) Strophe IV. Ob's auf immer laste? Dein Joch, o Deutschland,
Sinket dereinst! Ein Jahrhundert nur noch,
So ist es geschehen, so herrscht
Der Vernunft Recht vor dem Schwertrecht!...

[2]) A. a. O. I, 123, 143, vergl. 218.

sind [1]). Aber der Bund wird ihn mit der größten Feierlichkeit begehen." — Dieser Tag erschien. — „Gleich nach Mittag kamen wir auf Hahns Stube, die die größte ist, — es regnete den Tag — zusammen [2]). Eine lange Tafel war gedeckt und mit Blumen geschmückt. Oben stand ein Stuhl ledig für Klopstock, mit Rosen und Levkojen bestreut, und auf ihm Klopstocks sämmtliche Werke. Unter dem Stuhle lag Wielands Idris zerrissen. Jetzt las Cramer aus den Triumphgesängen und Hahn etliche sich auf Deutschland beziehende Oden von Klopstock vor. Und darauf tranken wir Kaffee; die Fidibus waren aus Wielands Schriften gemacht. Boie, der nicht raucht, mußte doch auch eine anzünden und auf den zerrissenen Idris stampfen. Hernach tranken wir in Rheinwein Klopstocks Gesundheit, Luthers Andenken, Hermanns Andenken, des Bundes Gesundheit, dann Eberts, Goethens — den kennst du wohl noch nicht? —, Herders u. s. w. Klopstocks Ode: „Der Rheinwein", ward vorgelesen, und noch einige andere. Nun ward das Gespräch warm. Wir sprachen von Freiheit, die Hüte auf dem Kopf, von Deutschland, von Tugendgesang, und Du kannst denken, wie. Dann aßen wir, punschten und zuletzt verbrannten wir Wielands Idris und Bildniß. Klopstock, er mag's gehört oder vermuthet haben, hat geschrieben, wir sollten ihm eine Beschreibung des Tages schicken." Empfindlicher noch als leicht verflackernde Idrisflamme mußte bald darauf Wieland das Schicksal seiner „Alceste" berühren, die bald nach ihrer beklatschten Geburt ihm der Bundesfreund Goethe vom Leben zum Tode brachte. „Auf Wieland", schrieb er an Schönborn, „hab' ich ein schändlich Ding drucken lassen, unter dem Titel: Götter, Helden und Wieland, eine Farce. Ich turlupinire ihn auf eine garstige Weise über seine Mattherzigkeit in der Darstellung jener Riesengestalten der markigen Fabelwelt!"

---

[1]) Der 2. Juli ist Mariä Heimsuchung. Bekanntlich feierten die Lutheraner die Marien- oder Mutter-Gottes-Feste; in neuerer Zeit sind diese in den meisten Gegenden Deutschlands eingegangen.

[2]) Der Regen hatte Thuiskons Enkel abgehalten, das Fest auf dem Lande, etwa unter dem Schatten der Eiche, zu feiern, wie sie überhaupt seit dem Anfange des Frühlings ihre regelmäßigen Bundesversammlungen draußen zu halten gewohnt waren.

Diese wiederholte litterärische Vervehmung Wielands zeugte von dem jugendlichen Enthusiasmus des Bundes für jene sittlichen und vaterländischen Richtungen des Dichtens und des Lebens, welche dieser in Klopstocks Schriften und Persönlichkeit als mustergültiges Vorbild gleichsam verkörpert glaubte. Wenn von den Höhen der Begeisterung der geniale Uebermuth der Jünger in der Vernichtung des vorzüglichsten poetischen Gegners Klopstocks das schuldige Opfer ihrer ausschließenden Verehrung und ihres ausschließenden Hasses sah, so glaubte nüchternen Muthes der Meister, der die Flamme zuerst geschürt und damals schon wahrnehmen mußte, wie die wachsende Zahl der Verehrer Wielands seinen Ruhm zu schmälern beginne, in dieser Richtung nicht zurückbleiben zu dürfen. Klopstock, damals mit seiner „deutschen Gelehrtenrepublik" beschäftigt, legte in dieselbe (S. 165) folgende Wundergeschichte ein, welche Wieland wohl verstand und die ihn mehr kränkte als das, was der jugendliche Uebermuth des Augenblicks eingegeben: „Es war einmal ein Mann, der viel ausländische Schriften las und selbst Bücher schrieb. Er ging auf den Krücken der Ausländer, ritt bald auf ihren Rossen, bald auf ihren Rosinanten, pflügte mit ihren Kälbern, tanzte ihren Seiltanz. Viele seiner gutherzigen und unbelesenen Landsleute hielten ihn für einen rechten Wundermann. Doch Etlichen entging's nicht, wie es mit des Mannes Schriften eigentlich zusammenhinge; aber überall kamen sie ihm gleichwohl nicht auf die Spur. Und wie konnten sie auch? Es war ja unmöglich, in jeden Kälberstall der Ausländer zu gehen" [1]).

In dem Verlaufe dieses Sommers war der litterärische und zum Theil gesellige Verkehr des Bundes mit Bürger besonders lebhaft. Freilich war Bürger nicht Bundesmitglied; der Schüler Klotzens und der Verehrer Wielands mußte dem Dichterverein eben so sehr als ein ungehöriges und zum Theil fremdartiges Mitglied erscheinen, als jener, der die Universitätsjahre schon zurückgelegt, eine geregelte Innung mit sittlichen Rigoristen, welche überdies an bereits gewonnenem Dichterruhm ihm unvergleichbar erschienen, nicht wünschen konnte. Es bestand ein allgemein freundschaftlicher und litterärischer Verkehr unter ihnen, der

---

[1]) Die kleine litterärische Rache, welche sich Wieland bei der nächsten Gelegenheit nahm, befindet sich in Grubers Schilderung Wielands, Bd. II, 75. I, 76.

vorzüglich an Boie und dem Musenalmanach seinen Vereinigungspunct hatte und lebhafter ward, als Bürger seine „Lenore“ bearbeitete und sie erst stückweise, dann das Ganze der Versammlung des Bundes zur Beurtheilung einsandte. An dieser Ballade, welche allein hingereicht hätte, dem Dichter einen unvergänglichen Ruhm zu verschaffen, hatte Bürger seit dem Frühjahr 1773 bis zum September dieses Jahres mit unausgesetztem Fleiße gearbeitet, und der unterdessen erschienene „Götz von Berlichingen“ ihn nach seiner Versicherung zu drei neuen Strophen begeistert. Schon in Göttingen war Bürger mit der vom englischen Bischof Johann Percy im Jahre 1765 herausgegebenen Sammlung altenglischer Balladen bekannt geworden und durch diese zur Einsicht gekommen, daß er bisher, wie Gleim, Hölty und einige ältere deutsche Romanzendichter des Jahrhunderts, eine verwilderte Gattung des Erzählungsliedes behandelt habe, bei der der Dichter dem volksthümlichen Stoffe nicht eine ihm beiwohnende poetische Bedeutung zuerkenne, sondern vielmehr spottend und ironisirend sich mit ihm beschäftige. Er ließ den bisherigen bänkelsängerischen Ton der Behandlung fahren, suchte das Gemeine und Niedrige der Gassenhauer zu unterscheiden von dem, was in dem Volksglauben und in den Volksanschauungen als lebendig ergreifender Laut der Natur hervorbricht, ohne den gebildeten Geschmack zu verletzen und einer würdevollen poetischen Behandlung, in welcher der Dichter völlig aufgeht, zu widerstreiten. Wenn es Bürger in den Balladen wie in seinen Liedern zuweilen widerfuhr, daß er, untreu seiner bessern Theorie, einem übertriebenen ästhetischen Naturalismus sich hingab und das Volk nicht vom Pöbel zu unterscheiden wußte, so war dieser Fehler vor Allem in dem Mangel eines allgemeinen Sittlichkeitsgefühls, welches das Unanständige vom Edeln auszuscheiden weiß, begründet.

So vielfache Veränderungen der Charakter der Romanze und Ballade von Bürger bis Uhland erfahren hat, jenem bleibt das Verdienst, diese Gattung lyrischer Erzählung, welche in Deutschland inmitten der immer wachsenden gelehrten Bildung der Deutschen seit mehreren Jahrhunderten untergegangen war, wieder in die neuere Litteratur eingeführt und sie zur volksthümlichsten und beliebtesten Dichtung der Deutschen gemacht zu haben. Bürger las dem Grafen Friedrich Leopold, welchen er für den begabtesten der Göttinger Dichter hielt und der in den nächsten

Jahren in der Romanze und Ballade den rühmlichsten Wetteifer mit ihm begann, die eben vollendete „Lenore" mit dem Wunsche vor, mit vorbereiteter kleiner Ueberraschung die Wirkung recht zu erproben. Er hielt daher, wie von ungefähr, eine Reitgerte in der Hand, und als er an die Stelle kam:

Rasch auf ein eisern Gitterthor
Ging's mit verhängtem Zügel,
Mit schlanker Gert' ein Schlag davor
Zersprengte Schloß und Riegel —

schlug er damit an die gegenüberstehende Thür. Stolberg, durch die vorhergehende Schilderung schon ganz ergriffen, sprang hierbei mit Entsetzen auf, als ob die geschilderte Sache wirklich unter seinen Augen vorginge [1]). Unter den lyrischen Gedichten Friedrich Leopolds vom Jahre 1773 sind die merkwürdigsten: „die Freiheit" an Hahn, „der Genius" und „die Natur"; in dem ersten wird die abstracte Freiheit als höchstes Idol verherrlicht; in den zwei andern fängt der Schwung der Ode an einigen Stellen an, sich jener elegischen Milde zu nähern, welche nothwendig ist, wenn die Natur den Stoff zu einem Volksliede geben soll.

Mit dem Ende des Sommerhalbjahrs 1773, dem Ende der akademischen Studien der Stolberge, schieden diese aus dem Kreise ihrer Freunde, zu denen außer dem Dichterbunde besonders der Graf Reventlow und der Baron Haugwitz gehörten. Der Bund, in dieser Trennung die Bedeutung der nicht fernen Trennung ihrer Aller zugleich vorahnend, feierte am 12. September, an welchem Tage vor einem Jahre der Bund in seiner bestimmten Form entstanden war, in ergreifender und dem Charakter der Mitglieder ganz entsprechender Weise den Abschied. „Der 12. September", schrieb Voß an Ernestine Boie am 18. September [2]), „wird auch mir noch oft Thränen kosten. Er war der Trennungstag von den Grafen Stolberg und ihrem vortrefflichen Hofmeister Clauswitz. Den Sonnabend waren wir bei Ihrem

---

[1]) So erzählte später Bürger seinem jungen hoffnungsvollen Freund und Zuhörer August Wilhelm v. Schlegel. Desselben S. W. Bd. VIII, S. 100, 101.

[2]) Siehe Briefe I, S. 221 fg. Ernestine ward später Voßens Gattin. Dieselbe Abschiedsscene verlegt M. Miller später öfter in seine Romane.

Bruder versammelt. Der ganze Nachmittag und der Abend waren noch so ziemlich heiter, bisweilen etwas stiller als gewöhnlich; Einigen sah man geheime Thränen des Herzens an. Des jüngsten Grafen Gesicht war fürchterlich. Er wollte heiter sein und jede Miene, jeder Ausdruck war Melancholie. Wir sprachen indeß noch Vieles von unserm künftigen Briefwechsel, von Jedes vermuthlicher Bestimmung, von Mitteln, wie wir einmal wieder zusammenkommen könnten, und dergleichen bittersüße Gespräche mehr. Unser Trost war noch immer der folgende Abend; aber bloß die Nacht blieb ihnen und uns übrig. Wir waren schon um 10 Uhr auf meiner Stube versammelt und warteten.... Es war schon Mitternacht, als die Stolberge kamen. Aber die schrecklichen drei Stunden, die wir noch in der Nacht zusammen waren, wer kann die beschreiben? Jeder wollte den Andern aufheitern, und daraus entstand eine solche Mischung von Trauer und verstellter Freude, die dem Unsinn nahe kam. Der älteste Miller [1]) und Hahn (von mir weiß ich's nicht) fanden in jedem Worte etwas Komisches, man lachte und die Thräne stand im Auge. Wir hatten Punsch machen lassen, denn die Nacht war kalt. Jetzt wollten wir durch Gesang die Traurigkeit zerstreuen; wir wählten Millers Abschiedslied auf Esmarchs Abreise, das wir auf die Grafen verändert hatten. Hier war nun alle Verstellung, alles Zurückhalten vergebens; die Thränen strömten und die Stimmen blieben nach und nach aus. Millers deutsches Trinklied machte uns darauf ein wenig ruhiger, und dann ward noch ein Trinklied von mir gesungen. Das Gespräch fing wieder an. Wir fragten zehnmal gefragte Dinge, wir schwuren uns ewige Freundschaft, umarmten uns, gaben Aufträge an Klopstock. Jetzt schlug es 3 Uhr. Nun wollten wir den Schmerz nicht länger verhalten, wir suchten uns wehmüthiger zu machen und sangen von neuem das Abschiedslied, und sangen's mit Mühe zu Ende. Es war ein lautes Weinen. — Nach einer fürchterlichen Stille stand Clauswitz auf: Nun, meine Kinder, es ist Zeit! — Ich flog auf ihn zu und weiß nicht mehr, was ich that. Miller riß den Grafen an's Fenster und zeigte ihm einen Stern. — Wie ich Clauswitz losließ, waren die Grafen

---

[1]) Der jüngere Miller, ein Vetter des älteren, gehörte, wie Clauswitz und einige Andere, durch gleiche Gesinnung ohne Mitarbeit dem Bunde an.

weg. Einige waren mit ihnen die Treppe hinuntergelaufen. Sie hatten sich aber losgerissen."

Die Grafen reisten über Hamburg, wo sie ihren Klopstock begrüßten, und über Altona, wo die Mutter ihrer harrte, mit dieser nach Kopenhagen, wohin schon ein Jahr vorher, als nach dem Sturze Struensee's die Verdienste der Bernstorffe wiederum dankbare Anerkennung gefunden hatten, der Graf Andreas P. Bernstorff — sein Onkel Ernst Hartwig war kurz vorher gestorben — zurückgekehrt war. Wohnend in dem Hause ihres Schwagers, im täglichen Verkehr mit ihm, der, wie an Jahren, so an Lebenserfahrungen ihnen voraus war, erfreuten die Grafen Stolberge sich jenes Einflusses, den ein in einer sittlichen und intellectuellen Größe wachsender Charakter auf eine empfängliche Umgebung ausübt. Clauswitz, welcher eine bedeutende Reihe von Jahren den Grafen Lehrer und treuer Führer gewesen war, trat als Secretär in die deutsche Kanzlei in Kopenhagen ein. Unter den wissenschaftlich-gelehrten Beschäftigungen der Stolberge nahm das fortgesetzte Studium der griechischen Sprache und Litteratur die erste Stelle ein; auch war der Verkehr mit dem fernen Hainbunde in Göttingen nicht unterbrochen, ja neuen Zuwachs wünschten die beiden Bundesbrüder dem Bunde durch die empfohlene Aufnahme Schönborns zu gewähren.

Auf der Reise nach Algier kam Schönborn im Herbste durch Göttingen und hielt sich dem Bunde zu Liebe, dem er schon durch das vortreffliche Lied einer Bergnymphe in dem Musenalmanach vom Jahre 1772 bekannt war, einige Tage dort auf [1]). In Frankfurt schloß er mit der Familie Goethe Freundschaft, aus welcher die merkwürdigen Briefe des jungen Goethe und seiner Eltern an Schönborn in Algier hervorgingen [2]). Der Graf Friedrich Leopold Stolberg, welcher Schönborn bis zu seinem Tode, im Jahre 1817, zu seinen innigsten und geachtetsten Freunden zählte, schlug in dem Briefe vom 16. Novbr.

---

[1]) Voß a. a. O. I, S. 146. Die Angabe bei Prutz, S. 304, Schönborn habe, von Frankfurt nach Göttingen kommend, die persönliche Vermittlung Goethe's mit dem Bunde vollzogen, muß in die umgekehrte Richtung verändert werden.

[2]) Mitgetheilt in Schönborns Leben, S. 53 fg.; nur muß im ersten Briefe das Datum des J. 1773 in 1774 verändert werden. — Der Brief des Vaters und der Mutter Goethe's war schon seit dem Jahre 1828 bekannt aus dem Werke von Alfr. Nicolovius über Goethe, S. 438 fg. Goethe's S. W. LX. N. A.

den aus Europa scheidenden Freund dem Bunde zur Aufnahme vor und schrieb unter Anderem: „Gott! wie brannte mir das Herz vor Verlangen, eh' ich aufgenommen ward! Aber ich hätte noch das Herz nicht gehabt, um die Aufnahme zu bitten, wenn ihr, meine Brüder, mir nicht zuvorgekommen wäret."

Am 22. December 1773 traf die Brüder der herbe Verlust ihrer edlen, verehrten Mutter. Thränen der Wehmuth flossen noch später von jenen, welche die Verewigte zu kennen das Glück gehabt hatten. Ebert — wer kennt ihn nicht aus Klopstocks Gesängen? — Ebert, der vieljährige Freund der gräflichen Familie Stolberg, in welcher diese Freundschaft von den Eltern als ein edles Erbstück auf die Grafen Christian und Friedrich Leopold überging, weihte in der poetischen Epistel an seine Gattin Erinnerung und Thränen der Verewigten [1]).

. . . . . . . . . . . .
O, unvergeßlich bleiben mir
Die stillen Zähren, welche Dir
Bei meiner Stolberg Tod entflossen.
Nie wurden edlere vergossen.
Denn sie war aller Frauen Zier,
Die Zier der Menschheit! — werth, auf Erden
Von ihrem Young geschätzt zu werden,
Von Bernstorff selbst verehrt zu sein,
Und solcher Kinder sich zu freu'n,
Und droben werth der Siegeskrone,
Die jener Engel Paar am Throne,
Der eignen gleich, für sie empfing,
Und mit des neuen Engels Lohne
Nun freudig ihr entgegen ging.
O, laß uns ihrem Angedenken
Aus Wehmuth und Erkenntlichkeit
Auch jetzt noch eine Thräne schenken;

[1]) Eberts Episteln und vermischte Gedichte, herausg. von Eschenburg, Thl. I, S. 134, 132. Die betreffende Epistel ist vom 18. Mai 1774. Vergl. die Mai-Epistel vom Jahre 1782, S. 155. Das Verhältniß Youngs, der 1765 gestorben war, zur Familie Stolberg weisen die dem zweiten Theile der Gedichte Eberts beigefügten Briefe in englischer Sprache näher nach.

Selbst dieses Fest der Fröhlichkeit
Wird durch die Thräne nicht entweiht. — —

Den jungen Dichtern an der Leine und am Sunde blieb Klopstock immerfort der Genius ihres Bundes und ihres Strebens. Der Dichter nahm mit desto freudigerer Genugthuung die treue Verehrung und die lebhafte Begeisterung dieser Jünglinge für ihn hin, je mehr er glaubte hoffen zu dürfen, in ihnen das Werkzeug zur Verwirklichung der eben herausgegebenen „Gelehrtenrepublik“ zu finden. Boie und Voß wallfahrteten nacheinander in der ersten Hälfte des Jahres 1774 zu ihm nach Hamburg, und die Macht der persönlichen Gegenwart machte sich an ihnen und durch sie im ganzen Bunde geltend. Friedrich Leopold von Stolberg aber ließ am fernen Ufer den Flug seines Gesanges rauschen und widmete, „die Weissagung“ erwidernd, seinem verehrten Vorbilde und Meister die Ode: „Mein Vaterland“, in welcher er singt [1]):

Strophe X. Ich bin ein Deutscher! (Stürzet herab,
Der Freude Thränen, daß ich es bin!)
Fühlte die erbliche Tugend
In den Jahren des Kindes schon.

XI. Von dir entfernet weih' ich mich dir,
Mit jedem Wunsche, heiliges Land!
Grüße den südlichen Himmel
Oft und seufze der Heimath zu.

In dieser Ode zeigt sich, wie in denen der folgenden Jahre, so oft auch der Inhalt auf einer mit Klopstock verwandten Geistesrichtung beruht, in der Handhabung der poetischen Form eine große Selbständigkeit; von der nebelhaften Bardenmythologie, in der sich Klopstock gefiel, wird der sparsamste Gebrauch gemacht; auch die griechische Mythologie, die Ramler und seinen Nachahmern das unentbehrliche Zeughaus der Dichtung war, gab selten dem Gedanken den bildlichen Ausdruck. In den Liedern dieses Jahres zeigt sich schon neben der

---

[1]) G. W. I, S. 53.

seelenvollen Innigkeit eine größere, durchsichtigere Naturwahrheit als bei Klopstock, wie in dem Liede eines deutschen Knaben: „Mein Arm wird stark“ u. s. f., und in dem eines alten schwäbischen Ritters an seinen Sohn: „Sohn, da hast du meinen Speer“, welche beide beliebte Volkslieder geworden sind. In dem letztern, einem historischen Liede, ist der Uebergang aus bardietischer Urzeit in das Mittelalter und in die Ritterdichtung und dadurch in die volksmäßige Dichtung vollzogen, und der Weg zu der rasch folgenden Romanze: „In der Väter Hallen ruhte“ ꝛc., gebahnt. Von dieser Zeit an ward die Romanze und Ballade von unserm Dichter weiter angebauet, eine Dichtungsart, welche der Klopstockschen Poesie ganz fremd sein mußte, dem Grafen Friedrich Leopold aber später die ehrenvolle Stellung neben Bürger einräumte.

Die wiederholte Feier des Geburtstages Klopstocks am 2. Juli 1774 ward erhöht durch die Aufnahme Leisewitzens, der die Hoffnung des Bundes, durch ihn das Fach der dramatischen Poesie zu besetzen, bald durch seinen „Julius von Tarent“ erfüllte [1]). Michaelis erschien der Gefeierte auf der Reise zum Markgrafen von Baden, Carl Friedrich, welcher den Dichter der Religion und des Vaterlandes bei sich zu sehen wünschte und ihn zum Hofrathe mit Gehalt und mit der Erlaubniß, zuweilen seine Freunde im Norden zu besuchen, machte, in Göttingen und lebte hier, jegliche Berührung mit der gelehrten Professorenwelt vermeidend, einige Tage ausschließlich dem Bunde und den erneueten Plänen des Bundes, der doch seiner Auflösung so nahe war. Die Zeit kam, in welcher mit dem Ende akademischer Jahre manche schöne Träume zu zerrinnen pflegen, und in der die gewonnenen Wissenschaften und das zu gewinnende Amt dringendere Ansprüche machen, als Poesie und Dichterbund. Noch denselben Herbst trennten sich von Göttingen Leisewitz, die beiden Miller und Hahn, bald darauf auch Boie, nachdem er die Redaction des Musenalmanachs für's Jahr 1775 vollendet und die Fortsetzung derselben Voß übergeben hatte. Hölty und Voß blieben noch zurück. Im April 1775 zog Voß nach Wandsbeck in die Nähe des Bundesfreundes Claudius, welchen er auf der Flensburger Hin- und Rückreise 1774 in Wandsbeck aufgesucht und schätzen gelernt hatte, um hier und im nahen Hamburg den Musen-

[1]) Voß a. a. O. I, S. 168, 169, 171, 174.

almanach herauszugeben [1]). Im Mai ging der kränkelnde Hölty nach seinem Geburtsorte Mariensee und starb im Jahre 1776 zu Hannover während der Sammlung seiner Gedichte. Als Epigon des Bundes erschien noch im Frühjahr Matthias Sprickmann in Wandsbeck und Hamburg, mit Voß, Claudius und Klopstock einige Wochen verkehrend. Er gab willkommene Beisteuer zu Voßens Almanach, dem die Empfehlung des Ministers von Fürstenberg in allen Gesellschaften zu Münster den größten Absatz verschafft hatte. — Die früher im Bunde verabredete officielle Bundescorrespondenz erhielt zwar noch eine Zeit lang die Getrennten im ehemaligen Geiste vereint, aber bald wurde das Bundesbuch, dessen Besitzer Voß geblieben, ein immer mehr Wehmuth erregendes Denkmal eines vom Eifer für Großes und Schönes beseelten, gemeinsamen Strebens akademischer Jugendzeit.

---

## Dritter Abschnitt.

### Die Reise der Brüder nach der Schweiz. Goethe und Lavater.

„Das heilige Land der Freiheit und der großen Natur" zu bereisen, war schon seit längerer Zeit ein Gegenstand der Wünsche der beiden Grafen gewesen. Für Friedrich Leopold sollte diese Reise zugleich die Auflösung eines herzlichen Verhältnisses mit einer durch Schönheit ausgezeichneten Engländerin, welche er in dem Gedichte „Stimmen der Liebe" [2]) unter dem Namen Selinde dem Andenken erhalten hat, erleichtern. Er hatte eingesehen, daß die Jungfrau, für die er Theil-

---

[1]) Voß hatte in der letzten Zeit seines Aufenthalts zu Göttingen als Zuhörer und philologischer Zögling Heyne's zu diesem, der zugleich sein und Hölty's leiblicher Wohlthäter war, sich in ein Verhältniß gesetzt, das er in den folgenden Jahren, Heyne's versöhnlichen Gesinnungen gegenüber, mit gesteigerter Feindseligkeit auf dem litterärischen Markte zu nähren suchte. Diesem Streite gingen bald die Zänkereien mit Lichtenberg zur Seite, dann die lieblosen und harten Urtheile gegen seinen alten Freund Bürger, als dieser 1778 es wagte, den Göttinger Musenalmanach fortzusetzen.

[2]) G. W. I, 77, 129 fg. Goethe's S. W. III, 94.

nahme empfand, ganz für das Zeitliche erzogen, daß ihr von Natur feiner Geist durchaus vernachlässigt und ihr von Natur zartes Herz durch Kälte derjenigen, unter denen sie lebte, gekränkt war, und daß dieses Alles weit mehr als physische Ursachen ihre Gesundheit gänzlich zu zerstören und ihr Leben elend zu machen drohe, und daher glaubte er seine Neigung höhern Rücksichten opfern zu müssen [1]). Der damals in Paris verweilende Freiherr C. H. Carl von Haugwitz [2]), mit welchem die Brüder Stolberg in Göttingen in inniger Freundschaft verbunden waren, sollte nach Frankfurt kommen, um mit ihnen die Reise anzutreten. In den beiden Brüdern lebten noch frisch und lebhaft die Gefühle ehemaliger Bundeszeit. Kurz vor der Abreise schrieb im März 1775 Friedrich Leopold an Voß: „Sehen wir euch noch in Göttingen, oder Sie und Hölty in Wandsbeck? Wie viel wollen wir mit euch schwatzen! So herzlich soll unser Wiedersehen sein, wie das Scheiden war! Mündlich vom Almanach!" — Im April trafen die Wandernden in Hamburg ihren Klopstock, welcher, von seinem von Madrid kommenden Bruder überredet, die Reise von Karlsruhe zu seinen Freunden nach Hamburg einen Monat früher, als diese es erwarteten und er selbst es wollte, angetreten hatte [3]); mit ihm und mit Voß, Miller und Claudius wurden vierzehn heitere Tage verlebt. Die Reisenden wurden von Goethe (1749—1832) erwartet. In Darmstadt waren sie von Göttingen aus in einem Briefe Boie's vom 10. April an Merck angemeldet. „In einigen Wochen will ich Ihnen ein paar junge Männer zuführen, über deren Bekanntschaft Sie sich freuen sollen, die Grafen Stolberg ...." Einige Monate später heißt es im erwiedernden Briefe an Merck: „Ich freue mich sehr, daß Sie die Stolberge kennen und lieben gelernt haben." — Goethe war während seines Aufenthaltes zu Wetzlar im Jahre 1772 durch seinen Freund Gotter, welcher seit 1770 zwei Jahre als Legationssecretär

---

[1]) Friedrich Leopold Graf zu Stolberg von Professor Dr. Alfr. Nicolovius, S. 7.

[2]) Später Graf von Haugwitz, seit 1791 preußischer Gesandte in Wien, im folgenden Jahre Minister der auswärtigen Angelegenheiten.

[3]) Friedrich H. Jacobi's auserlesener Briefwechsel I, 215, 216. — Klopstock kehrte noch denselben Sommer nach Karlsruhe zurück, siedelte sich aber bald wieder für immer in Hamburg an.

beim Reichskammergericht sich aufhielt, bestimmt worden, sich mit dem Musenalmanach und dem Freundschaftsbund der Göttinger Musensöhne in Verbindung zu setzen. Schönborns Aufenthalt in Göttingen und Frankfurt auf seiner Reise von Kopenhagen nach Marseille und Algier hatte diese Verbindung von neuem belebt und verstärkt. Im Winter 1774/75 war ein lebhafter Briefwechsel zwischen Goethe und den beiden Grafen unterhalten. In diesen Austausch freundlicher Gesinnung wußten die Grafen ihre jugendliche, für Dichtkunst glühende Schwester Auguste hereinzuziehen, so daß sie sich veranlaßt fand, an Goethe zu schreiben, obwohl anfangs, wie aus seinen ersten Antworten erhellt, ohne sich zu nennen [1]). Schon damals war in Goethe's lyrischen Gedichten, im „Götz von Berlichingen“ (1773) und im „Werther“ (1774) seinen Zeitgenossen ein Dichtergenius erschienen, welcher nach dem Urtheile und Geschmacke der meisten derselben den vollendeten Höhepunct der deutschen Litteratur ankündigte. Sein hervorragendes Dichtertalent war früh durch die persönlichen Berührungen mit den ausgezeichnetsten ältern Männern, welche die verschiedensten Richtungen der Geistesbildung vertraten, gefördert, weil er von allen einen guten Theil in sich selbst hatte, der sich durch Assimulation zu einer bedeutenden Macht der Innerlichkeit ausweitete und verstärkte. Dieser innern Energie und Fülle der Geisteskräfte gesellte sich zu die ausgezeichnete Begabung, der Wirklichkeit eine poetische Gestalt zu geben, in der Kunst, Leben und Ideal eins wurden. Von Ostpreußen her war ihm schon während seines Aufenthalts in Straßburg 1770 der tiefsinnige und räthselhafte Geist des Magus aus Norden, Hamanns, durch den Herold und Dolmetsch desselben, durch Herder, erschienen und aufgeschlossen. Klopstock, dessen Werke ihn schon früher ergriffen, verweilte im Herbste 1774 auf seiner Reise nach Karlsruhe in seinem Hause. Lavaters (1741—1801) anregende Originalität hatte er denselben Sommer in Frankfurt und als sein Begleiter auf der Reise am Unterrhein bis Köln erfahren; und wenn sich auch namentlich an Goethe's Verhalten

---

[1]) Goethe's Briefe an die Gräfin Auguste zu Stolberg, herausgegeben von A. v. Binzer. Leipzig 1839. Der erste Brief ist aus dem Januar 1775, der neunzehnte aus dem Monat März 1782. Goethe und die Gräfin Auguste, verheirathete Gräfin v. Bernstorff, haben sich in ihrem langen Leben nie gesehen.

zu Lavater später herausstellte, daß zwei Menschen in ihm steckten, eine Art von Mephistopheles und das allmächtige Dichtergenie, so zeigt' er doch damals auch Lavatern gegenüber, daß er christlichen Grundanschauungen Einfluß auf sich und seine Dichtungen zu gewähren nicht abgeneigt war. Wie sehr Goethe um diese Zeit die Gemüther jener, welche ihm nahe kamen, durch seine Persönlichkeit zu fesseln wußte, zeigte sich bei seinem Aufenthalt bei den Brüdern Jacobi und Heinse in Düsseldorf, wohin er, von Lavater und dem ihn begleitenden Basedow zu Köln sich trennend, gereist war. Friedrich Heinrich Jacobi schrieb an Wieland [1]): „Je mehr ich's überdenke, je lebhafter empfinde ich die Unmöglichkeit, dem, der Goethe nicht gesehen noch gehört hat, etwas Begreifliches über dieses außerordentliche Geschöpf Gottes zu schreiben. Goethe ist, nach Heinse's Ausdruck, Genie vom Scheitel bis zur Fußsohle; ein Besessener, füge ich hinzu, dem fast in keinem Falle gestattet ist, willkürlich zu handeln. Man braucht nur eine Stunde bei ihm zu sein, um es im höchsten Grade lächerlich zu finden, von ihm zu begehren, daß er anders denken und handeln solle, als er wirklich denkt und handelt. Hiemit will ich nicht andeuten, daß keine Veränderung zum Schönern und Bessern in ihm möglich sei; aber nicht anders ist sie in ihm möglich als so, wie die Blume sich entfaltet, wie die Saat reift, wie der Baum in die Höhe wächst und sich krönt." — Und kurz vorher an Sophie von La Roche: „Goethe ist der Mann, dessen mein Herz bedurfte, der das ganze Liebesfeuer meiner Seele aushalten, ausdauern kann. Mein Charakter wird nun erst seine ächte eigenthümliche Festigkeit erhalten, denn Goethe's Anschauung hat meinen besten Ideen, meinen besten Empfindungen — den einsamen, verstoßenen — unüberwindliche Gewißheit gegeben. Der Mann ist selbständig vom Scheitel bis zur Fußsohle." Heinse schrieb an seine Freunde in Halberstadt: „Goethe war bei uns, ein schöner Junge von fünfundzwanzig Jahren, der vom Wirbel bis zur Zehe Genie und Kraft und Stärke ist, ein Herz voll Gefühl, ein Geist voll Feuer mit Adlerflügeln, qui ruit immensus ore profundo . . . ."

---

[1]) den 27. August 1774. Jacobi's auserlesener Briefwechsel I, 178, 179 und 210 fg.

„Ich kenne keinen Menschen in der ganzen gelehrten Geschichte, der in solcher Jugend so rund und voll von eigenem Genie gewesen wäre, wie er. Da ist kein Widerstand; er reißt Alles mit sich fort...." [1]).

Die Grafen Stolberg und der Baron von Haugwitz wurden in Frankfurt von Goethe lebhaft erwartet. „Ach Gott, Ihre Brüder kommen, unsere Brüder zu mir!" schrieb Goethe an die Gräfin Auguste den 15. April, und am 26. April: „Wie erwart' ich unsere Brüder! Welch ein lieber Brief von Euch dreien!" Die Angekommenen wurden von Goethe mit offener Brust und mit gemüthlicher Schicklichkeit empfangen. Sie wohnten im Gasthofe, waren jedoch meistens im Goethe'schen Hause zu Tische. Das erste heitere Zusammensein zeigte sich höchst erfreulich; allein gar bald traten excentrische Aeußerungen hervor.

„Zu meiner Mutter", erzählt Goethe in „Dichtung und Wahrheit" [2]), „machte sich ein eigenes Verhältniß. Sie wußte in ihrer tüchtigen geraden Art sich gleich in's Mittelalter zurückzusetzen, um als Aja bei irgend einer lombardischen oder byzantinischen Prinzessin angestellt zu sein. Nicht anders als Frau Aja [3]) ward sie genannt, und sie gefiel sich in dem Scherze und ging um so eher in die Phantastereien der Jugend

---

[1]) Andererseits wurden schon damals Urtheile über Goethe als Menschen laut, welche die übertriebene Werthschätzung des jungen Mannes auf ein geringeres Maaß zurückführen sollten. »Dein Goethe«, schreibt Hartmann an seinen Freund Lavater im Jahre 1774, »erscheint in allen seinen Briefen als ein Mensch, der Dich zum Spaß hat, der Alles um sich her verachtet.« Ul. Hegners Beiträge zur nähern Kenntniß und wahren Darstellung Johann Caspar Lavaters, Leipzig 1836, S. 38. — Ein Urtheil, das wenigstens damals über die Grenzen der Wahrheit hinausging, das aber für die in spätern Jahren an Lavatern ausgeübten Mißhandlungen Goethe's eine wahre Prophezeiung war. Hegner a. a. O. S. 247, 248. — J. Georg Zimmermann, eine Zeit lang Gast im Goethe'schen Hause, mehr als zwanzig Jahre älter als Goethe, schrieb den 20. November 1777 warnend an Lavater (Hegner a. a. O. S. 113): »Die Liebkosungen von Goethe scheinen mir die Liebkosungen eines Tigers. Man faßt unter seinen Umarmungen immer an den Dolch in der Tasche.« — Und in der That, er schuf dem Verstorbenen in »Dichtung und Wahrheit« ein Denkmal, das die Wittwe desselben im Jahre 1815 veranlaßte, klagend gegen Goethe aufzutreten.

[2]) S. W. III, 89.

[3]) Düntzer, in »Frauenbilder aus Goethe's Jugendzeit«, S. 456 u. fg., ist über-

mit ein, als sie schon in Götz von Berlichingens Hausfrau ihr Ebenbild zu erblicken glaubte."

„Doch hierbei sollte es nicht lange bleiben, denn man hatte nur einigemal zusammen getafelt, als schon nach ein und der andern genossenen Flasche Wein der poetische Tyrannenhaß zum Vorschein kam, und man nach dem Blute solcher Wütheriche lechzend sich erwies. Mein Vater schüttelte lächelnd den Kopf; meine Mutter hatte in ihrem Leben kaum von Tyrannen gehört, doch erinnerte sie sich in Gottfrieds Chronik dergleichen Unmenschen in Kupfer abgebildet gesehen zu haben, den König Cambyses, der in Gegenwart des Vaters das Herz des Söhnchens mit dem Pfeil getroffen zu haben triumphirt, wie ihr solches noch im Gedächtniß geblieben war. Diese und ähnliche, aber immer heftiger werdende Aeußerungen in's Heitere zu wenden, verfügte sie sich in ihren Keller, wo ihr von den ältesten Weinen wohlunterhaltene große Fässer verwahrt lagen. Nicht geringere befanden sich daselbst, als die Jahrgänge 1706, 19, 26, 48, von ihr selbst gewartet und gepflegt, selten und nur bei feierlich bedeutenden Gelegenheiten angesprochen. Indem sie nun in geschliffener Flasche den hochfarbigen Wein hinsetzte, rief sie aus: Hier ist das wahre Tyrannenblut! Daran ergötzt euch, aber alle Mordgedanken laßt mir aus dem Hause!"

Mit seinen Gästen und seinem Freunde Klinger machte Goethe in diesen Tagen auch einen Ausflug nach Mainz, wo auf einige Stunden die Ingelheimer Au besucht ward [1]).

Goethe spricht in „Dichtung und Wahrheit" an mehreren Stellen über den in den 70er Jahren in den Geist der Nation eindringenden Umschwung der das öffentliche Leben betreffenden Ansichten und Bestrebungen und namentlich über die unruhige politische Gährung, welche die Gemüther der dichtenden Jugend ergriffen, mit eindringlicher Wahrheit. Mit Recht wird auf den entschiedenen Einfluß hingewiesen, welchen die litterärische Frivolität, durch J. J. Rousseau, Voltaire

---

zeugt, daß erst von dieser Gelegenheit her Goethe's Mutter diesen Namen erhalten, und daß er aus dem Goethe, seinen Freunden und der Mutter selbst wohlbekannten Volksbuche von den Haimonskindern übertragen sei.

[1]) Stolbergs S. W. VI, 35.

und die Encyclopädisten von Westen eingeschwärzt, auf diesem Gebiete ausübte, und es ist bekannt genug, wie das verderbliche Gift am Rheinstrom, auch da, wo es am wenigsten erwartet werden sollte, sich einschlich. Der Freiheitsenthusiasmus Klopstocks war etwas älter, hatte einen ganz andern, ja entgegengesetzten Hintergrund, als der angedeutete, und war begründet in jenem Irrthum, der edle, nach Idealen strebende Seelen oft am leichtesten verfängt. Der poetische Freiheitstaumel, zu dem um diese Zeit die Freiheitsliebe Klopstocks seine Jünger zuweilen aufwirbeln konnte, wäre nicht im Stande gewesen, irgend wie verletzend in die Wirklichkeit überzugehen, und es war keine Gefahr, daß das geheischte Tyrannenblut etwas mehr als das Phantom der von dem Gefühle des Lebensmuthes und der Lebenskraft erfüllten Dichterjünglinge würde. Sind doch überhaupt in den Zeiten, in denen am meisten gegen Tyrannen declamirt wird, diese am wenigsten zu finden [1]). Und träumten jene Jünglinge zu Zeiten von der Einheit des Staates, von der Einheit Deutschlands: vor der Hand war der täuschende Wahn noch fern, man müsse, um Einheit der Macht zu gewinnen, die Deutung der Natur, die allenthalben darauf hinweist, daß aus der Verbindung des Ungleichen eine viel gründlichere Einheit komme, als aus der Verbindung des Gleichen, verachtend, die Nation in eine atomistische Masse zerbröckeln und dann aus ihr die Einheit herausmechanisiren; und noch fern die Gefahr, mit dem so gewonnenen absoluten, wesenlosen Staatsbegriff, und diesem zu Liebe, den Einen und alle die Uebrigen — den wirklichen Staat — todt zu schlagen.

Goethen war der Vorschlag der Grafen, sie nach der Schweiz zu begleiten, gerade jetzt willkommen, wo es darauf ankam, einen Versuch zu machen, ob er die Neigung zu Elisabeth (Lili) Schönemann, wie seine Eltern und vorzüglich die verehrte Schwester, J. Georg Schlossers Gattin, es wollten, besiegen könne, und wo eine gewisse Unruhe ihn zu jedem bestimmten Geschäft unfähig machte. In wenigen Stunden war Goethe mit seinen heitern Gefährten in Darmstadt, wo sich die Grafen am Hofe vorstellen ließen und von Goethe zu seinem Freunde Merck geführt wurden, der die unternommene Reise Goethe's

[1]) Luxuriant animi rebus plerumque secundis. Ovidius. — Felicitate corrumpimur. Tacitus.

mephistophelisch querblickend ansah und ohne Wohlwollen seine Gefährten beurtheilte. In „Dichtung und Wahrheit“ [1]) berichtet Goethe mehreres Lesenswerthe über diese Reise in einem Tone, welcher der Vermuthung Raum geben könnte, als habe er mit Mentorsgefühlen die lustigen Gesellen begleitet und ruhige Besonnenheit habe alle seine Schritte bewacht. Indessen hat die Zeit und die Absichtlichkeit der Erinnerung Manches zugedeckt und die nüchterne Reflexion vergaß zuweilen oder wollte vergessen, daß er selbst damals noch von Sturm und Drang erfüllt gewesen ist. In einzelnen Liedern, vorzüglich aber in den Briefen an die Gräfin Auguste ist der frische Nachhall seiner Empfindungen und der Ausdruck seines Treibens in dieser Zeit viel wahrer und natürlicher wiederzufinden. „Mir war's“, schreibt er S. 95 a. a. O., „spät am Abend bei der Abrechnung über den in Offenbach hingetaumelten Tag mit sich selbst, mir war's in all dem wie einer Ratte, die Gift gefressen hat, sie läuft in alle Löcher, schlürft alle Feuchtigkeit, verschlingt alles Eßbare, das ihr in den Weg kommt, und ihr Innerstes glüht von unauslöschlich verderblichem Feuer .....“ Dann später: „Wird mein Herz endlich einmal in ergreifendem wahren Genuß und Leiden die Seligkeit, die Menschen gegönnt ward, empfinden, und nicht immer auf den Wogen der Einbildungskraft und überspannten Sinnlichkeit Himmel auf und Höllen ab getrieben werden?“

Zu den Erfrischungen der Reise in den heißen Sommermonaten gehörte den Grafen vor Allem das Baden in freiem Wasser und unter offenem Himmel. Goethe und nach ihm — wo anderweitige Vorurtheile richtende Führer sind — mückenseihende Geschichtschreiber der deutschen Nationallitteratur nahmen daran, wie an unanständigen Geniestreichen, Aergerniß. Die Jünglinge befriedigten damit ein Bedürfniß, wie sie schon vom Knabenalter an im Sunde und in den herrlichen Seen Seelands oft in der Gesellschaft Klopstocks gewohnt waren. A. v. Binzer [2]) führt zur Rechtfertigung der badelustigen Grafen die Landessitte des öffentlichen Badens im Holsteinischen und namentlich in Kiel an, wo den Sommer hindurch die ganze männliche

---

[1]) S. W. III, 88 fg.

[2]) In den Bemerkungen zu Goethe's Briefen an die Gräfin Auguste, S. 191. Vgl. damit Schönborn und seine Zeitgenossen, S. 38; Hegner a. a. O. S. 55, 56.

Welt zu allen Tageszeiten plätschernd und schwimmend im Hafen liege, ohne daß die Sittenreinheit irgend wie gefährdet sei. — Im August des folgenden Jahres schreibt Klopstock, als er, von seinen Freunden begleitet, von Hamburg über Eutin, wo der Graf Friedrich Leopold sich aufhielt, nach Kiel eine Fußwanderung machte und auf dieser den Gesammtbrief an ihren Freund Schönborn in Algier zusammenbrachte, in seinem Theile [1]): „ . . . . . Carl Cramer, Gerstenberg und Root reisten mit uns nach Eutin zu Fritz Stolberg. Denken Sie einmal, mein Liebster, der Idiot Fritz war schon über acht Tage in Eutin und hatte in dem dortigen schönen See noch nicht einmal eine Stelle entdeckt, wo man ungesehen von Hofdamen und ihren Kätzchen baden könnte. Wir gingen, von Vermuthung einer nahen unsichtbar machenden Bucht angeflammt, aus dem Schloßgarten mit den Schuhen in der Hand durch's Wasser und über gesunkene Einhegungen und schrieen, wie Xenophons Griechen bei Erblickung des Meers, da wir die Bucht fanden. Ohne Ruhm zu melden: Ich war's, der noch eine vermuthete, da Carl und Fritz schon verzweifelten . . . .“

Auf dem Wege von Darmstadt nach Mannheim theilte Fr. Leop. Stolberg mit leidenschaftlicher Erregtheit seinem Leidensgefährten Goethe mit, daß ihn der Liebe Pein in die Weite getrieben und daß der Reise Zweck sei, jene in den Gewässern der Lethe zu begraben. Aber der Gläser Klang und der geleerten Wurf, wozu an der Mittagstafel zu Mannheim Friedrich Leopold seinen Freunden die Losung gab, zeigten, daß der Zauber der Erinnerung an die Gefeierte vor der Hand seine Macht noch nicht verloren habe [2]).

In Karlsruhe trafen die Grafen den vor Kurzem von Hamburg zum Markgrafen von Baden wieder zurückgekehrten Klopstock, der auch hier mit der längst gewohnten Macht seines Einflusses seine jungen Freunde und Verehrer stärkte. Wahrscheinlich von Straßburg oder Kolmar eilte Goethe seinen Reisegefährten voraus nach Emmendingen, zu seinem Schwager Schlosser und zu seiner Schwester Cornelia; später erschienen die Stolberge und Haugwitz auch hier, um ihre Reise

---

[1]) Schönborn a. a. O. S. 5, 37 fg., 46, 47 fg.

[2]) Goethe's S. W. III., 94 fgg. Briefe an die Gräfin Auguste Stolberg, S. 63, 69.

gemeinschaftlich wieder fortzuzielen [1]). Die vier Wandernden erreichten bald darauf den Rheinfall bei Schaffhausen und dann Zürich, wo Goethe, vor dem Thore des Gasthofes der einkehrenden Stolberge von diesen sich trennend, zu seinem Freunde Lavater eilte. Die Stolberge schlossen in den nächsten Tagen mit dem ehrwürdigen Lavater innige, nie aufgelöste Freundschaft; denn wenn auch in den folgenden Jahren, wo Lavater seiner lebhaften Christgläubigkeit eine Einfassung und Handhabe gab, welche der Einsicht und dem Geschmacke Friedrich Leopolds nicht zusagten, einigemal ein Wölklein über ihrer Freundschaft sich zeigte, bald kehrte diese heiter wieder zurück und blieb ungetrübt bis zum Lebensende Lavaters. Dieser schrieb an Herder: „Die Stolbergs sind unbeschreibliche Menschen. So viel poetisches Gefühl, Genie, Geschmack, und so viel simple, naive Menschlichkeit! [2]) Der Graf Friedrich Leopold war der Erste, welcher Lavatern zur physiognomischen Beschreibung saß und stand, wie, wer sich malen läßt, dem Maler sitzt [3]). Wenn auch mehrere Züge im Bilde sehr verzeichnet sind, wahr ist das Ende der Zeichnung: „Und nun erst am Ende merke ich, daß ich von dem Auffallendsten noch nichts gesagt! nichts von der edlen, von aller Affectation reinen Simplicität! nichts von der Kindheit des Herzens! nichts von dem gänzlichen Nichtgefühle seines äußerlichen Adels! nichts von der unaussprechlichen Bonhommie, mit welcher er Warnung und Tadel, sogar Vorwürfe und Unrecht annimmt und duldet."

Außerdem lernten sie aus dem Kreise der bedeutenden Männer Zürichs kennen und schätzen den Vater Bodmer, die lebendige Chronik

---

[1]) Friedr. Leop. Stolberg erwähnt — S. W. VI, 47 — im J. 1791 seine frühere Anwesenheit bei Schlosser in Emmendingen. Düntzer will in »Frauenbilder aus Goethe's Jugendzeit«, S. 300, diese Anwesenheit in die Zeit der Rückreise der Grafen aus der Schweiz verlegen. Diese zielten ihre beschleunigte Rückreise in der Mitte Novembers von Schaffhausen über Ulm nach Franken und Weimar; in fast entgegengesetzter Richtung der Himmelsgegend von Schaffhausen aus zuvor Schlosser in Emmendingen aufzusuchen, dazu lag gewiß keine dringende Veranlassung vor.

[2]) Aus Herders Nachlaß von H. Düntzer II, 150.

[3]) Wegen der Seltenheit des großen, theuern physiognomischen Werkes sind die Stellen, welche sich auf die beiden Grafen beziehen, von Goethe in seiner Selbstbiographie mitgetheilt.

der deutschen Litteratur, den kindlich unbefangenen, immer jugendlich heitern Pfenninger und Heß, dessen christlich-frommer Geist, der ihn und seine Schriften durchweht, weit über die Gränzen der Schweiz bekannt war. — Als die Reisegesellen mehrere gemeinschaftliche Streifzüge um den Zürchersee und in's Gebirge gemacht, traf Goethe unerwartet in Zürich seinen Freund Passavant aus Frankfurt, und von jenen sich trennend, reiste er mit diesem in die innern Cantone bis zum St. Gotthard. Hier im Angesichte der Lombardei und Italiens, des Ziels seiner Reise, — den 22. Juli — ergriff ihn das Bild Lili's mit unwiderstehlicher Macht, er eilte nun nach Frankfurt zurück und schrieb — den 25. Juli — an die Gräfin Auguste: „Fritz ist nun im Wolkenbade und der gute Geist, der um uns alle schwebt, wird ihm gelinden Balsam in die Seele gießen." Dieser war mit seinem Bruder und Haugwitz unterdessen nach Bern und seinen Umgebungen gewandert. Der Anblick des Rüsthauses zu Bern gab seiner Muse das entsprechende Lied ein: „Das Herz im Leibe thut mir weh" u. s. f. [1]). Von Bern ward die Fußwanderung östlich in die innern Cantone fortgesetzt, die steilsten Pfade der Alpen wurden mit Leichtigkeit bestiegen [2]), die Seen und ihre Umwohner besucht, bei gastfreien, einfältigen Aelpnern in den Sennhütten ward gegessen und auf dem flachen Dache dieser Hütten in duftendem Heu geruht, — mitten in Polyphemischer Milchwirthschaft die Odyssee, wie auf den Schlachtfeldern die Ilias gelesen, doch so, daß vor dem Zauber der hohen Natur oft selbst Homerische Erscheinungen, wie die Nebel am Gipfel

---

[1]) Dieses Lied und Wilhelm Tells Geburtsstätte, die Trümmer und das schweizerische Hochzeitslied wurden gedichtet für die 4. Auflage von Lavaters Schweizerliedern von 1775, wo sie auch zuerst abgedruckt sich finden, dienten also nicht zur Nahrung des Musenalmanachs Voßens für das Jahr 1776, wie es mit dem folgenden, von Voß in der Bestätigung der Umtriebe, S. 138, gelobten Gedichte: »Der Felsenstrom«, der Fall ist. Dieser Strom — der Wasserfall, der hoch her seine donnernden Schaumwogen in den tiefen, grünen Wallenstädter-See stürzt, — strömte dithyrambisch kühn im Gesange dahin, in dessen metrischer Form nicht mehr, wie größtentheils früher in seinen Oden, Horazische Versmaaße herrschen, sondern das Streben freien Wandels und Ganges in fessellosem, doch sehr musikalischem Rhythmus wiedertönt.

[2]) Stolbergs Reise in Deutschland, Schweiz, Italien und Sicilien, S. W. VIII, 40. VI, 73, 126.

des Pilatus vor der Sonne, verschwanden [1]). Der Weg über den St. Gotthard führte sie darauf nach Graubünden, wo der edle Ulysses von Salis, damaliger französischer Geschäftsträger bei den drei Bünden, sich zu ihrem Leitsmanne anbot und sie auf die wildesten Gletscher und bis in die innersten Thäler führte. An der venetianischen Grenze trennten sie sich von ihm und nahmen ihren Weg durch den paradiesischen Theil der Schweiz, die italienischen Vogteien, über den Luganersee und den Lago maggiore, Piemont und Savoyen nach Genf, wo sie verweilten und wo sie auch nach dem nahen Ferney einen Ausflug machten, um, fern von aller Huldigung, dem weltbekannten Voltaire einen Besuch zu erstatten. Auf der Rückreise brachten sie die letzten Tage der Weinlese, welche in die letzten Tage Octobers fiel, in dem am Genfersee gelegenen und von vortrefflichen Weinbergen umgebenen schönen Vevay zu. Dann sagten sie ihren Zürcher Freunden Lebewohl; Friedrich Leopold sang seinen Abschiedsgruß an Lavater [2]) und stand zum zweiten Male bei Schaffhausen staunend an den Fluthen des Rheines und an seinem gewaltigen Wassersturz. Zu den poetischen Früchten dieser Reise in die Schweiz gehört auch das durch den Anblick jenes Wassersturzes erzeugte Gedicht: An die Natur, — ein Lied, womit die musikalischen Compositionen für den Gesang zur Klavierbegleitung von A. P. Schulz und von J. Fr. Reichardt eröffnet wurden und das auch heute noch seinen Ruhm nicht verloren hat. Der Dichter erstattet im deutschen Museum über die Entstehung dieses Gedichts Bericht: „Als ich den Rheinfall sah, überwältigte mich die staunende Freude. Meine Seele wogte hin und her. Nach und nach kam die Ebbe. In den letzten Aufwallungen der abwechselnden Fluth und Ebbe ward meine Empfindung zum Liede. Wenn man in dem Augenblicke der Empfängniß an die Geburt dächte, so würde ich in dem Augenblick, da der Rheinfall am stärksten auf mich wirkte, einen kühnen Dithyrambus erwartet haben, der wie Neptuns Roß brausend sich hervorgerissen hätte, und siehe da! ein Blümchen wuchs auf am Ufer des himmelabstürzenden Stroms“ [3]).

---

[1]) Stolbergs S. W. VI, 133. Von Halems Selbstbiographie, S. 106 fgg.

[2]) Der Brüder sämmtl. Werke I, 107.

[3]) S. W. X, 387.

Die Brüder reisten nach der Trennung von ihrem geliebten Haugwitz [1]) durch Schwaben, wo sie in Ulm ihren alten Bundesbruder M. Miller besuchten und noch einmal einen sehnsuchtsvollen Blick auf die eben verlassenen besonnten Schneegipfel der Schweiz warfen, dann durch Franken, wo der Graf Friedrich Leopold in einem öffentlichen Schreiben an M. Claudius [2]) der Verehrung Lavaters einen begeisterungsvollen Ausdruck gab, nach Weimar, wo sie den 27. November anlangten und hier wieder mit dem sie erwartenden Goethe zusammentrafen, welcher, der wiederholten Einladung des Erbprinzen folgend, bereits den 7. November angekommen war [3]). Von Goethe schrieb, wie es schien, für immer alte Unbilde vergessend, Wieland an Fr. H. Jacobi: „Goethe ist den 7. d. M. in Weimar angelangt ... Seit dem heutigen Morgen ist meine Seele so voll von Goethe wie ein Thautropfen von der Morgensonne“ [4]). An den Grafen Stolberg bewährte sich die Macht der persönlichen Gegenwart, welche selbst begründete Vorurtheile gegen Personen oft zu verringerter Ungunst der Beurtheilung herabzustimmen vermag. In der Nähe des früher zum Tode verurtheilten Wieland wurden sie inne, daß sein Herz besser als der Kopf, und an ihm der Mensch — immerhin eine tadelnswerthe Trennung — von dem Schriftsteller zu unterscheiden sei. Der Graf Christian schrieb schon am 27. November an Lavater: „Wir haben Wieland gesehen. Es ist verteufelt, daß man dem Manne nicht böse sein kann, wenn man bei ihm ist. Er spricht so gut, so interessant, daß er Einen bezaubert. Und gegen kleine Löbgens sind wir arme Menschen auch so empfindlich, daß die durch alle Panzer, mit denen man sich bewaffnet, durchdringen.“ — Und Wieland an Lavater am 1. December: „Seit vier Wochen haben wir Goethen und seit vier

---

1) Die Freundschaft der Grafen Stolberg mit Haugwitz war eine Jugendfreundschaft, welche die Verschiedenheit der Charaktere und politischen Ansichten bald löste.

2) Abgedruckt im deutschen Museum vom Jahre 1776, S. 41 fgg. In die Sammlung der sämmtlichen Werke ist der Brief nicht aufgenommen.

3) Goethe war also nicht mit dem Grafen Stolberg nach Weimar gereist, wie Voß a. a. O. I, 292 angiebt.

4) Jacobi's auserlesener Briefwechsel I, 228 fg., wo die im prophetischen Geiste geschriebene Antwort Jacobi's zu lesen ist.

Tagen die Grafen Stolberg, die Sie mir in Ihrem letzten lieben Brief ankündigen. Ich fühle mich seit dieser Zeit neu belebt. Wir sind alle Tage beisammen, lieben uns alle Tage inniger, durchschauen uns, und sind glücklich. Goethe grüßt Sie; das thun auch die Brüder Stolberg, die herrlichen Seelen. Alle drei lieben ihren Lavater, der gewiß auch bald der Meinige ist! unaussprechlich, jeder nach seiner Weise."

Die Grafen lebten am Hofe festliche Tage und Freuden. Im Anfange December schrieb der Graf Christian an die Schwester Auguste: „Da ist ein Briefchen von Goethgen .... Hier wird's uns recht wohl. Wir leben mit lauter guten Leuten, mit unserm Wolf und den hiesigen Fürstlichkeiten, die sehr gut sind, gehen auf die Jagd, reiten und fahren aus und gehen auf die Maskerade."

Die Grafen nahmen von ihren Freunden [1]) und vom Hofe Abschied mit dem Wunsche des Herzogs Carl August, der Graf Friedrich Leopold möchte in den weimarschen Staats- und Hofdienst eintreten, reisten über Dessau und Berlin nach Hamburg, wo sie, schon vom 15. an täglich erwartet, den 20. December ankamen. Klopstock war bereits von Karlsruhe wieder nach Hamburg zurückgekehrt, um sich von diesem und seinen nordischen Freunden nicht wiederum zu trennen. Mit ihm, mit Claudius, Voß, Mumsen und ihren Freunden wurden fröhliche Tage des Wiedersehens durchlebt, ein großer Theil der Nacht durchplaudert mit Erzählungen über die Abenteuer der Reise, über Lavater, Goethe, der, wenn der Herzog so bald ihn hätte weglassen wollen, mit nach Hamburg gekommen wäre, über Wieland, Voltaire u. s. f. [2]). Den 12. Januar 1776 verließen die Grafen den Kreis ihrer Freunde zu Hamburg, Altona und Wandsbeck und gingen über Flensburg

---

[1]) Wieland gewann von den Grafen Beiträge zu seinem Mercur — Jahrgang 1776, I, 3 —, von Christian das Gedicht: »An die Unbekannte«, von Friedrich Leopold: »Homer an Bodmer und die Mädchen«; Goethe gab das Gedicht: »An Lottchen«, ebendas. I, 1, 2. Voß sah, wie er es später erfuhr, in jener beisteuernden Gabe eine Beeinträchtigung seines Musenalmanachs und grollte in einem Briefe an Miller. Voß, Briefe II, 91: »Die Grafen haben ihre wärmsten Freunde außer dem Bunde und sind in ziemlich hohem Grade Genies. Sie haben auch Wielanden Gedichte gegeben....«

[2]) Voß, Briefe I, 290 fg., 297. Best. der Umtr. 138, 140.

wieder nach Kopenhagen. Der Wunsch des Herzogs Carl August, den Grafen Friedrich Leopold in seine Dienste zu ziehen, führte zu Unterhandlungen mit ihm; im Frühjahr 1776 nahm er den Antrag des Herzogs, als sachsen-weimarscher Kammerherr nach Weimar zu kommen, mit der vom Herzog gewährten Bedingung, den Sommer desselben Jahres noch bei seinen Geschwistern zu verweilen, an. Klopstock, dem das Hofleben zu Weimar in den ungünstigsten Farben geschildert war, glaubte als Schutzgenius seines jungen Freundes handeln zu müssen. In der That, der Graf Friedrich Leopold wäre dort nicht in seiner natürlichen Sphäre gewesen. Er schrieb einige Jahre später: „Die Einsamkeit und Schönheit des Landlebens hat einen Reiz für mich, nach welchem meine Seele immer geschmachtet hat, und lange hätte ich das Hofleben nicht ausgehalten.“ Der Beruf Goethe's, dem der Sinnenrausch mehrere Jahre die Flügel seines Dichtergeistes lähmte, der Beruf, im Spiel und Tanz, in Gespräch und Theater den Freudenkreis ununterbrochen durch die 52 Wochen des Jahres zu schlingen, konnte unmöglich der seinige sein. Es entstand zwischen Klopstock und Goethe ein merkwürdiger Briefwechsel (Schmidlin I, 346 fgg.), der mit Klopstocks Erklärung endete: „Graf Stolberg soll nicht kommen, wenn er mich hört, oder vielmehr, wenn er sich selber hört.“ — Friedrich Leopold kam nicht. Gottes Fürsehung hatte schon andere Bahnen verzeichnet, auf denen er den Beruf seines Daseins erfüllen sollte.

---

# Zweites Lebensalter.

## Stolbergs Mannesalter
vom Jahre 1776 bis 1800.

---

### Erster Abschnitt.

**Friedrich Leopolds Iliasübersetzung und freie Dichtungen. Seine Ernennung zum fürstbischöflich-lübeckischen Gesandten in Kopenhagen. Trennung der Brüder. Balladen. Ein unvollendetes Epos. Vermählung. Von Halem. Die Jamben. Die Reise nach Karlsbad. Dramatische Dichtungen.**

O Wiedersehen! Lieblich, wie Sonnenschein
Nach Regen, schön und freundlich, wie Abendroth,
Erwünscht, wie Morgensonnen, Vorschmack
Ewiger Freuden nach letzter Trennung!

Mit dieser Strophe [1]) schloß der Dichtergruß Friedrich Leopolds an seine Schwester, die Gräfin Henriette Friederike, welcher der zurückkehrenden Brüder Sehnsuchtsgefühle mit der Schwester zugleich den Geschwistern und dem geliebten Schwager Andreas Peter Bernstorff mittheilen sollte. In der Mitte des Januars 1776 gelangten die Brüder in Kopenhagen im Schooße der ihnen Entgegenharrenden an. Sie hatten bereits eine Altersstufe erreicht, auf der neben dem Dienste der Musen und der Befriedigung des Wissenstriebes der Beruf öffent-

---

[1]) S. W. I, 114.

licher Wirksamkeit durch ein Amt schon als sittliche Anforderung sich anzumelden pflegt. Wußten sie doch auch, welchen Segen der Vater und der ältere Bernstorff im Dienste des Staates verbreitet hatten; sahen sie doch, wie ihr mit der Kunst und der Wissenschaft befreundeter Schwager die dem Staate geschlagenen Wunden zu heilen und diesem durch die Leitung der auswärtigen Verhältnisse hohe Achtung im europäischen Staatenbunde zu verschaffen wußte. Wie Bernstorff vor 21 Jahren zuerst als Kammerjunker in die Dienste des Königs Friedrichs V. getreten war und so die große, später für Dänemark und für Europa so segensreiche Laufbahn begonnen hatte, so wurden der Graf Christian und der Graf Friedrich Leopold bald nach ihrer Rückkehr vom Könige Christian VII. zu königlichen Kammerjunkern ernannt. Aber wie war es mit der Erfüllung des Wunsches des Herzogs von Weimar Carl August und mit der Zusage Friedrich Leopolds, in den Hof- und Staatsdienst Weimars einzutreten? — „Fritz soll kommen", schreibt Goethe an Auguste Stolberg den 24. Mai, „wann er gerne mag; der Herzog hat ihn lieb, wünscht ihn je eher je lieber, will ihn aber nicht engen." Klopstock, eben so besorgt um die Wohlfahrt seines jungen Freundes wie Bernstorff um die seines jüngern Schwagers, schrieb den 8. Mai mit freundschaftlicher und edler Offenherzigkeit an Goethe über das, was die Kunde weit über Land und Leute verbreitet, und sagte gegen das Ende des Briefes: „Ich muß noch ein Wort von meinem Stolberg sagen. Er kommt aus Freundschaft zum Herzog. Er soll also doch wohl mit ihm leben? Wie aber das? Auf seine Weise? Nein! er geht, wenn es sich nicht ändert, wieder weg. Und was ist dann sein Schicksal? Nicht in Kopenhagen, nicht in Weimar! Ich muß Graf Stolbergen schreiben. Was soll ich ihm schreiben? Es kommt auf Sie an, ob Sie dem Herzog diesen Brief zeigen wollen oder nicht. Ich für mich habe nichts dawider; im Gegentheil! Denn da ist er gewiß noch nicht, wo man die Wahrheit, die ein treuer Freund sagt, nicht mehr hören mag." Goethe, welcher, wie er an Merck schrieb, den Hof nun probirt, nun auch das Regiment probiren wollte und im Juni zum Geheimen Legationsrath ernannt war, schrieb im August an die Gräfin Auguste: „Von Fritz hab ich noch keinen Brief. Der Herzog glaubt noch, er komme, und fragt nach ihm und ich kann nichts sagen. Lieb Gustgen,

mir ist lieber für Frizzen, daß er in ein würkendes Leben kommt, als daß er sich hier in Kammerherrlichkeit abgetrieben hätte....."

Auf Goethe's von bitterer Empfindlichkeit eingegebene Antwort erwidert Klopstock den 29. Mai den Ausdruck des Unwillens über die Verkennung der bewiesenen Freundschaft und schließt: „Graf Stolberg soll nicht kommen, wenn er mich hört, oder vielmehr, wenn er sich selber hört."

Friedrich Leopold hatte im Anfange Juli vom Fürstbischof von Lübeck und Herzog von Oldenburg das ihm zu Liebe geschaffene und nach seinem Abgange nicht wieder besetzte Amt eines Oberschenken und den Ruf seines Gesandten am königlich dänischen Hofe mit einem Gehalte von 3000 Thalern erhalten und sich in dieser Angelegenheit von Kopenhagen nach Eutin begeben [1]). Hier ward er durch einen Besuch seines Klopstock und seiner wohlbekannten Gefährten überrascht. Der ewige Jüngling, wie Klopstock zuerst von Stolberg genannt ward, war gegen das Ende Juli auf seiner 14tägigen Lustreise von Hamburg aus, von „Vindeme", der Muse des Gesanges, nachmals seiner zweiten Gattin, und dem trefflichen Büsch begleitet, in Lübeck beim befreundeten Skaldendichter Gerstenberg, dem dänischen Residenten dieser freien Reichsstadt, angelangt. Den Tag vor der Abreise von hier kam, von Hainbundsgefühlen noch immer beseelt, Carl Cramer, Sohn des redlichen Andreas Cramer, Canzlers der Universität Kiel, von hier herübergeeilt und schloß sich mit Gerstenberg und dem durch historische Sammlungen verdienten Noot den Wandernden an, deren nächstes Ziel Eutin war, wo es galt, den Grafen Friedrich Leopold zu besuchen [2]), der jubelnd der heitern Fahrt nach Kiel sich zugesellte. Hier reihete ihre Erscheinung die lange Schnur alter und neuer Freunde zum schönen, vollen Kranze zusammen, auf den sich 8 Tage hindurch die Freude, die Schwester der Menschlichkeit und ihrer Unschuld Gespielin, vollen Maaßes ergoß. Daß auch hier nicht Klopstock mit seinen Jüngern dem Heile der kühlenden Gewässer der Ostsee entsagen wollte, können wir erwarten. Er schreibt unter Anderm an Schönborn: „Weil ich in der großen Hitze, die wir hatten, ohne Baden die Freuden

---

[1]) Voß, Briefe I, 308.

[2]) Vgl. S. 63.

des Wiedersehens nur halb würde genießen können, haben wir manchen Tag uns zweimal dem Kieler Jungfernstiege gegenüber an einer Stelle, wo sich die Küste erhebt, gebadet ..... Stolberg declamirte einmal Verse aus Homern — bald aus dem Originale, bald aus seiner Uebersetzung — und ich machte die Gestus dazu, auf der Fläche des Wassers nämlich und ihm oft in's Gesicht. Wenn er es mit Poseidaonen zu laut machte, und es gar selbst sein wollte, so bekam er solche Wellen in's Gesicht, daß er fliehen mußte ..."

Aber auch dem in der Gluth der afrikanischen Sonne sich badenden allbefreundeten Schönborn, der schon längst als ein armer Verwiesener aus dem libyschen Sande nach der schwarzen vaterländischen Erde sich zurücksehnte, sollten theilnehmender Trost und die Hoffnung auf baldige Befreiung lindernden Balsam in die Seele gießen und so der Mitgenuß so schöner Tage gewährt werden. Alle, kommend, gehend, stehend, ja im Bette liegend, wurden durch Klopstock gemahnt und geworben zum Schreiben an Schönborn. Nach Hamburg zurückgekehrt, setzte Klopstock den Brief fort. Hier und vom nahen Wandsbeck her, wo Voß weilte, gab lauttönender Nachklang der Freundschaft in unverwitterten Zügen den Abschluß und so entstand jener Gesammtbrief, welchen als wohlerhaltenes charakteristisches Denkmal Schönborns männlicher und weiblicher Freunde und ihrer freudetrunkenen Stimmung während jener Tage uns Johann Georg Rist mitgetheilt hat [1]). Nur

---

[1]) Noch von einer andern Gegend seines Vaterlandes sollten Schönborn in diesen Tagen Beweise der Theilnahme dargebracht werden. Er hatte seinen Brief an seinen Freund Wolfg. Goethe nach Frankfurt gerichtet. Die Eltern vertraten vor der Hand den abwesenden Sohn. Der Vater, Doctor der Rechte und kaiserlicher Rath, berichtet über die Verhältnisse seines Sohnes am Ende Juli unter Anderm an den Freund des Hauses: »Dieser singuläre Mensch hielte sich den vergangenen Winter beim Herzog von Weimar als Gast auf, und unterhielt die dortige Herrschaften mit Vorlesung seiner noch ungedruckten Werkgens, führte das Schlittschuhfahren und andern guten Geschmack ein, wodurch er sich Dieselbe sowohl, als auch in der Nachbarschaft viele hohe und Vornehme zu Freunde machte. Je mehr nun aber der Herzog den Dr. kennen lernte, desto weniger konnte Er ihn entbehren, und prüfte seine Gaben hinlänglich, die Er so beschaffen fand, daß Er ihn endlich zu seinem geheimen Legations Rath mit Sitz und Stimme im geheimen Conseil und 1200 Thlr. Besoldung ernannte. Da sitzt nun der Poet und fügt sich in sein neues Fach bestmöglichst. Wir wollen ihn auch darin sitzen lassen ..... Noch eins: Weilen der

Einen mußte in dem Reigen der Erscheinenden der beglückte Empfänger schmerzlich vermissen, seinen geliebten Jugendfreund Claudius, der von seinem Schönborn sagte, er habe ein Gesicht wie Eichenrinde und ein Herz wie Blumenduft und anbei ein Gemüth wie Newton und Cartesius. Claudius war im April d. J. durch die Vermittlung des jüngern von Moser als Oberlandcommissarius nach Darmstadt berufen, wo Stelle und Amt nach einem Jahre auch ihm wie Verbannung waren und wovon er in Sehnsucht nach der „schmalen, doch gesundern Kost und nach dem sauern Bier der Heimath", nach Wandsbeck, zurückkehrte. — In seinem Antheil an jenem Gesammtbriefe hatte Friedr. Leopold Stolberg geschrieben: „Da sitzen nun die Kinder Gottes im Schatten eines herrlichen Nußbaums, Cramer liest laut in Luthers

---

Herzog von W. die Gelährte nicht nur schäzt, sondern sie auch nach Verdienst belohnet, dürfte seine Residenz in kurzen der Sammelplatz vieler schöner Geister seyn, z. B. ist daselbst der eine Graf von Stollberg Cammerherr geworden, und wird sich bald dahin verfügen. Herder tritt da als General Superint. auf, und Lenz ist ingleichen seit einigen Monathen dort. Was Sie aber am meisten wundern wird, ist, daß sich der Dr. mit Wieland ausgesöhnet, und nun auf dem freundschaftlichsten Fuß mit ihm lebet. Und das geht von Herzen............

Hactenus Goethe Pater."

Frau Aja fährt in altsittiger Weise fort:

»Liebster Bester Freund! Sie müssen doch auch ein Wörtgen Von mir hören, doch auch erfahren, daß ich noch lebe, oft oft an Ihnen denke, immer gern Wissen mögte Was unser Freund Schönborn in Alschier betriebe u. d. m. Sie erinnern Sich doch daß beynahe 3 Jahr Verfloßen sind, da wir so Vergnügt beysammen Waren und Weintrauben aßen. Ich dächte Sie wären lang genung in der Barbarey gewesen, hätten lang genung Verschleierte Menschen gesehen, mein rath den Ihnen mein Freundschaftliches Hertz gibt, ist also der, kommen Sie bald Wieder Zu uns, es War Vor mich jederzeit eine Wolust große Menschen um und bei mir zu haben, aber in meiner jetzigen Lage, (da meine Beyden Kinder Weit Weit von mir entfernt sind:) ists Himmel Freude. Folgen Sie mir und kommen je ehender je besser, es soll Ihnen Wohl thun, Was Wollen wir einander erzählen, Vor langer Weile dürfen wir uns nicht fürchten, ich besitze einen Schatz Von Anectoten, Geschichten u. s. w. daß ich mich anheischig mache, 8 Tage in einem fort zu plaudern, und Wenn Sie nun gar anfangen werden — — Von Seen und Meeren, Städtten und Dörffern, Menschen und Mißgeburten, Elevanten, und Schlangen. Das soll ein Gaudium werden, Leben Sie Wohl. Dieses wünscht Ihre gantz eigne Freundin

C. E. Goethe."

Briefen. Es drängt sich viele Empfindung in meine Brust, wenn ich an Sie denke, dazu hat mich nun Luther zu stärkerem Gefühl geschwängert. Schönborn, mir ist unendlich wohl heute, gern tauchte ich einen Finger in meine Freude und labte Ihre dürre afrikanische Zunge, aber Gott helf uns, eine weite Kluft ist zwischen uns. Und doch sind wir uns nah, und doch schlägt mein Schönborn die Fittige seines gewaltigen Geistes und freut sich seiner Freunde und badet im herrlichen Selbstgefühl! — Ich hoffe gewiß, daß Sie nicht lange mehr dort sein werden, ich weiß, daß Bernstorff ernsthaft an Ihre Befreiung denkt. Ich werde vielleicht Eutinscher Gesandter in Kopenhagen, in Eutin ist Alles schon richtig, es kommt nur darauf an, daß der dänische Hof nicht gegen mich protestirt. — Ich übersetze die Ilias in Hexameter und habe schon drei Gesänge vollendet. Schönborn, laß schlagen die gewaltige Fittige Deines Genies, daß auffahren, die es hören, von Deiner Sandwüste bis zu denen, die sich nun gleich mit Klopstock, Carl Cramer und mir im Meere baden werden. Gott befohlen! *Χαίρειν*. Ich umarme Sie tausendmal.

Fr. L. Stolberg."

Daß der dänische Hof nicht gegen den Gesandtschaftsposten protestiren werde, mußte um so mehr erwartet werden, je selbständiger Bernstorff die auswärtigen Angelegenheiten leitete. Das verliehene Amt gewährte Friedrich Leopold den fortwährenden Genuß des gewohnten Familienlebens und Stunden genug, welche neben dem Amte den Anforderungen wissenschaftlicher Interessen und den Winken der Musen gewidmet werden konnten. Vor Allem waren die Brüder bestrebt, mit gründlichem Ernste ihre Studien der griechischen Litteratur fortzusetzen, um diese, die älteste Tochter der europäischen Bildung, in ihre vollen Rechte der Ebenbürtigkeit mit der schon längst vertrauten jüngeren Schwester einzusetzen und, ihrer reineren Quelle nahe gelagert, der Weisheit Lehre und höhere menschliche Empfindung zu schöpfen, zum eignen und durch Uebertragungen zu ihrer deutschen Mitwelt Frommen[1]). Als der junge Dichterbund in Göttingen, stürmend gegen überlieferte Regel der Schule und das erstarrende Vorbild, durch verjüngende Herrschaft der Naturpoesie und des Genies der Nation die Wiedergeburt

---

[1]) S. W. III, Jambe 4.

Einen mußte in dem Reigen der Erscheinenden der beglückte Empfänger schmerzlich vermissen, seinen geliebten Jugendfreund Claudius, der von seinem Schönborn sagte, er habe ein Gesicht wie Eichenrinde und ein Herz wie Blumenduft und anbei ein Gemüth wie Newton und Cartesius. Claudius war im April d. J. durch die Vermittlung des jüngern von Moser als Oberlandcommissarius nach Darmstadt berufen, wo Stelle und Amt nach einem Jahre auch ihm wie Verbannung waren und wovon er in Sehnsucht nach der „schmalen, doch gesundern Kost und nach dem sauern Bier der Heimath“, nach Wandsbeck, zurückkehrte. — In seinem Antheil an jenem Gesammtbriefe hatte Friedr. Leopold Stolberg geschrieben: „Da sitzen nun die Kinder Gottes im Schatten eines herrlichen Nußbaums, Cramer liest laut in Luthers

---

Herzog von W. die Gelährte nicht nur schäzt, sondern sie auch nach Verdienst belohnet, dürfte seine Residenz in kurzen der Sammelplatz vieler schöner Geister seyn, z. B. ist daselbst der eine Graf von Stollberg Cammerherr geworden, und wird sich bald dahin verfügen. Herder tritt da als General Superint. auf, und Lenz ist ingleichen seit einigen Monathen dort. Was Sie aber am meisten wundern wird, ist, daß sich der Dr. mit Wieland ausgesöhnet, und nun auf dem freundschaftlichsten Fuß mit ihm lebet. Und das geht von Herzen............

Hactenus Goethe Pater.“

Frau Aja fährt in altsittiger Weise fort:

»Liebster Bester Freund! Sie müssen doch auch ein Wörtgen Von mir hören, doch auch erfahren, daß ich noch lebe, oft oft an Ihnen denke, immer gern Wissen mögte Was unser Freund Schönborn in Alschier betriebe u. d. m. Sie erinnern Sich doch daß beynahe 3 Jahr Verfloßen sind, da wir so Vergnügt beysammen Waren und Weintrauben aßen. Ich dächte Sie wären lang genung in der Barbarey gewesen, hätten lang genung Verschleierte Menschen gesehen, mein rath den Ihnen mein Freundschaftliches Hertz gibt, ist also der, kommen Sie bald Wieder Zu uns, es War Vor mich jederzeit eine Wolust große Menschen um und bei mir zu haben, aber in meiner jetzigen Lage, (da meine Beyden Kinder Weit Weit von mir entfernt sind:) ists Hünmel Freude. Folgen Sie mir und kommen je ehender je besser, es soll Ihnen Wohl thun, Was Wollen wir einander erzählen, Vor langer Weile dürfen wir uns nicht fürchten, ich besitze einen Schatz Von Anectoten, Geschichten u. s. w. daß ich mich anheischig mache, 8 Tage in einem fort zu plaudern, und Wenn Sie nun gar anfangen werden — — Von Seen und Meeren, Städtten und Dörffern, Menschen und Mißgeburten, Elevanten, und Schlangen. Das soll ein Gaudium werden, Leben Sie Wohl. Dieses wünscht Ihre gantz eigne Freundin

C. E. Goethe.“

Briefen. Es drängt sich viele Empfindung in meine Brust, wenn ich an Sie denke, dazu hat mich nun Luther zu stärkerem Gefühl geschwängert. Schönborn, mir ist unendlich wohl heute, gern tauchte ich einen Finger in meine Freude und labte Ihre dürre afrikanische Zunge, aber Gott helf uns, eine weite Kluft ist zwischen uns. Und doch sind wir uns nah, und doch schlägt mein Schönborn die Fittige seines gewaltigen Geistes und freut sich seiner Freunde und badet im herrlichen Selbstgefühl! — Ich hoffe gewiß, daß Sie nicht lange mehr dort sein werden, ich weiß, daß Bernstorff ernsthaft an Ihre Befreiung denkt. Ich werde vielleicht Eutinscher Gesandter in Kopenhagen, in Eutin ist Alles schon richtig, es kommt nur darauf an, daß der dänische Hof nicht gegen mich protestirt. — Ich übersetze die Ilias in Hexameter und habe schon drei Gesänge vollendet. Schönborn, laß schlagen die gewaltige Fittige Deines Genies, daß auffahren, die es hören, von Deiner Sandwüste bis zu denen, die sich nun gleich mit Klopstock, Carl Cramer und mir im Meere baden werden. Gott befohlen! Χαίρειν. Ich umarme Sie tausendmal.

Fr. L. Stolberg."

Daß der dänische Hof nicht gegen den Gesandtschaftsposten protestiren werde, mußte um so mehr erwartet werden, je selbständiger Bernstorff die auswärtigen Angelegenheiten leitete. Das verliehene Amt gewährte Friedrich Leopold den fortwährenden Genuß des gewohnten Familienlebens und Stunden genug, welche neben dem Amte den Anforderungen wissenschaftlicher Interessen und den Winken der Musen gewidmet werden konnten. Vor Allem waren die Brüder bestrebt, mit gründlichem Ernste ihre Studien der griechischen Litteratur fortzusetzen, um diese, die älteste Tochter der europäischen Bildung, in ihre vollen Rechte der Ebenbürtigkeit mit der schon längst vertrauten jüngeren Schwester einzusetzen und, ihrer reineren Quelle nahe gelagert, der Weisheit Lehre und höhere menschliche Empfindung zu schöpfen, zum eignen und durch Uebertragungen zu ihrer deutschen Mitwelt Frommen[1]). Als der junge Dichterbund in Göttingen, stürmend gegen überlieferte Regel der Schule und das erstarrende Vorbild, durch verjüngende Herrschaft der Naturpoesie und des Genies der Nation die Wiedergeburt

[1]) S. W. III, Jambe 4.

des echtdeutschen Geschmacks zu bereiten eiferte, war es vor Allem Vater Homer, welcher zum Bau der wieder erneuten Schöpfung der Natur Vorbild und Richtmaaß gewähren sollte. Friedrich Leopolds Jugendidee, einst griechisch zu lernen, um einstens den aus der Pope'schen Uebersetzung bekannten Homer zu übersetzen, sollte, früher im Bunde, jetzt durch Klopstock wieder belebt, bald nach der Rückkehr aus der Schweiz verwirklicht werden. Mehrere Jahre vorher hatte der gelehrte Damm Homers erste und bis dahin letzte Uebersetzung des 18. Jahrhunderts geliefert, aber sie treufte von der Glosse, nicht vom Naturgeiste Homers und war eine prosaische. Bürger versuchte seit dem Jahre 1771 bis 1776 den größeren Theil der sechs ersten Gesänge der Ilias in jambischen Fünffüßlern zu verdeutschen, überzeugte aber ungeachtet der wiederholten Vertheidigung der gewählten Form später das gebildete Publicum und sich selbst, daß er sich in der metrischen Form vergriffen habe, und ließ vor der Hand vom Homer ab. Hatte Klopstock zuerst dem Hexameter seinen rhythmischen Werth verliehen und ihn zu seiner Messiade verwendet, so glaubte Stolberg um so weniger in der Uebertragung dem Sänger sein Feiergewand nehmen zu dürfen [1]).

Im März ward mit dem zwanzigsten Gesange der Anfang gemacht und dieser als Probe an den Freund Boie geschickt zur Aufnahme in das deutsche Museum. Boie war, als er 1775 von Göttingen und von der an Voß übertragenen Redaction des Musenalmanachs schied,

---

[1]) Trotz der unfreundlichen Aufnahme, welche der Hexameter bei Dichtern und Nichtdichtern von Lessing und Heinse bis zum Grafen Platen fand, der doch Kenner und glücklicher Nachahmer antiker Versmaaße war, hat er nichtsdestoweniger sowohl in freien Schöpfungen, als in Uebertragungen, namentlich des Homer, seit Stolberg bis Donner seine vorherrschende Anerkennung und Geltung behauptet. Freilich gab Ferdinand Rinne 1839 eine in Stanzen übersetzte Odyssee heraus und es ward selbst von A. Böckh in den antiquarischen, von Friedrich v. Raumer herausgegebenen Briefen diese Uebersetzung, welche ihm das Romantische der Odyssee ganz in's Licht gestellt habe, gelobt; aber der im Halberstädtischen Gymnasialprogramme vom Jahre 1852 mitgetheilten Probe der Uebersetzung des ersten Gesanges der Ilias ist weiter kein Gesang gefolgt. — Von der Dammschen Prosa-Uebersetzung an bis zur neuesten, der von Minckwitz, hat die in den letzten Jahrzehnten ungebührlich verstärkte prosaische Nothbrücke mehr Gefahren mit sich geführt, als zum sichern Verständniß und zum allgemeineren liebevollen Genuß des Sängers hinübergeleitet.

als Stabssecretär in Hannover in den Staatsdienst getreten, ohne dem Dienste litterärischer Bestrebungen zu entsagen. Schon für das Jahr 1776 gründete er, anfangs im Verein mit Dohm, das selbst von Schlosser nicht getadelte [1]) „deutsche Museum", welches, mehr der wissenschaftlichen Unterhaltung als der eigentlichen Kritik gewidmet, namentlich zum Ziele sich setzte, die öffentlichen Angelegenheiten der Deutschen zu besprechen, größere Werke der Ausländer stückweise zu übersetzen und, die kleinere gesellschaftliche Poesie den Musenalmanachen überlassend, größere Dichtungen aufzunehmen. Graf Stolberg nahm durch litterärische Beiträge regen Antheil an diesem Journal.

Mit lebhaft fortgesetztem Eifer ward an der Uebersetzung der Ilias gearbeitet. „O, wie klein", schrieb er von Kopenhagen aus, „ist mir Alles in der Welt nun, da ich lebe und webe in Homerischen Ideen! Wenn Sie über mich urtheilen hören, oder lesen, was Männer von meiner Ilias sagen, so theilen Sie mir's mit. Ich lebe hier abgeschnitten, und muß immer der Aristarch meiner eigenen Muse sein; das will nicht frommen." Durch die Probe des zwanzigsten Gesangs im Museum hatte Stolberg seinem Freunde Bürger den Fehdehandschuh hingeworfen, dem es nun galt, um Sieg oder Tod zu ringen. Bürgers poetischer Ankündigung des Kampfes antwortet Stolberg in versöhnender Weise; am Schlusse der poetischen Epistel heißt es [2]):

Laß uns beide das heilige Lied des göttlichen Greises
Unserm Volke singen; wir lieben den Göttlichen beide!
Freund, gehabe Dich wohl! Ich kenne die rufende Stimme,
Höre wiehern die feurigen Ross' am flammenden Wagen;
Siehe, mir winket die Mus', ich folge der winkenden Göttin!

Die freien Schöpfungen unseres Dichters bekunden, daß die künstlerische Uebertragung des Homer in diesem Jahre den eigenen Schaffenstrieb nicht gelähmt, daß vielmehr die Fußstapfen des Vorbildes den Dichter noch entschiedener in die Natur geführt haben. In dem Gedichte: „Bei Homers Bilde" schließt sich das dem alten Halbgott

[1]) Friedr. Christ. Schlosser, Geschichte des 18. u. 19. Jahrhunderts, Bd. IV, S. 284 fg.

[2]) Die beiden Gedichte der Brüder Stolberg s. S. W. I, 155 fgg. Bürger ließ von der Fortsetzung der jambischen Uebersetzung ab.

geweihte Dankgefühl für seinen göttlichen Gesang auf; in dem Winterliede: „Wenn ich einmal der Stadt entrinn'", spricht sich die Natur in einfacher und doch überraschender Wahrheit aus. Das größere Gedicht „Hellebeck" — ein Gut des Grafen Schimmelmann unweit dem Sunde und Helsingör — ist ein ländliches Gemälde voll edlen und warmen Colorits, in welchem die wahre Naturbeschreibung durch eingelegte Ossianische Erinnerungen und Empfindungen ein erhöhtes Leben gewinnt [1]). Der durch die Uebersetzung der Ilias geübte Hexameter gab diesem Gedichte die metrische Form, welche selbst in der freien und kühnen Lyrik, in den Hymnen an die Erde und an die Sonne und in dem Gesange an Schönborn (1778), gewählt wurde.

Nach Ramlers Vorgange und nach Klopstocks Ermunterung und Beispiel hatten die beiden Stolberge in ihren früheren Oden die Horazischen Maaße, den Sapphischen, Alcäischen und choriambischen Strophenbau, angewendet. Als Friedrich Leopold zum Liede und zu den Balladen überging — jenes zuerst im „Frauenlob" —, mußten der von Klopstock lange vermiedene Reim und die populären jambischen und trochäischen Verse und Strophen ihre Geltung erhalten. Wie Klopstock zuerst im Jahre 1754 mit der Ode: „Die Genesung", in ganz freien, aus verschiedenartigen Füßen gebauten Versen und in ungleichen Strophen zu dichten begann, so bediente sich Friedrich Leopold vom Jahre 1775 an, in der Ode: „Die Begeisterung", des später mehrmals fortgesetzten metrischen Baues freier Versmaaße, neben denen die Horazischen Strophen ihr Recht nicht verloren, in deren Gebrauch bekanntlich Lessing, Wieland, Goethe, Schiller und viele Andere nicht eingingen. „Im lyrischen Rhythmus", sagt Bouterwek in der Geschichte der Poesie und Beredtsamkeit, Bd. XI, S. 404, „wird der Graf Friedrich Leopold Stolberg von keinem deutschen Dichter übertroffen."

---

[1]) G. W. I, S. 135. Niebuhrs Briefe I, S. 84. Von Eschenburg an bis zur neuesten Zeit ist das Gedicht in den Sammlungen poetischer Musterstücke und in den Theorien der Dichtungsarten mit großer Gunst behandelt worden und namentlich würde Geibs Urtheil — Theorie der Dichtungsarten, S. 110 —, welcher dasselbe zu den schönsten Dichtungen Stolbergs zählt, gerechtfertigter erscheinen, wenn ein begränzteres Verhältniß der Erzählung zur Beschreibung die strenge Reinheit der Gattung festgehalten hätte.

Wie wenig aber Stolberg in dieser Zeit über Poesie und Gesandtschaftsgeschäften sich der höhern Aufgabe des Lebens, der Religion, entfremdet habe, erhellt aus einer Mittheilung, welche er 42 Jahre später in seinen „Betrachtungen und Beherzigungen der heil. Schrift“ machte. Er spricht im Verlaufe der Erzählung von der über Joseph, Israels Sohne, waltenden Fürsehung Gottes, von den Wahrsagern und Traumdeutern des Pharao, deren nicht Einer diesem seinen Traum auszulegen vermochte, und fügt alsdann den biblischen Worten: „Da sprach der Oberschenk zum Pharao: Ich gedenke heute an meine Sünde“, folgende Anmerkung hinzu: „Mögen einige folgendes deuten, wie sie wollen, so will ich doch, anderer wegen, erzählen, was mir an meinem Geburtstage, am 7. November 1776, als ich mein 26. Jahr vollendete, in welchem ich Oberschenk an einem deutschen Hoflager geworden war, geschehen ist. Ich gedachte, durch diesen Tag aufgefordert, an meine Sünden, griff zur Bibel und bat Gott, meinen Finger auf einen von Ihm Selbst zu wählenden Spruch zu richten. Und siehe, da ich aufschlug, traf mein Finger auf die Worte: „„Da redete der oberste Schenke zu Pharao und sprach: Ich gedenke heute an meine Sünde.““ Man wird gestehen müssen, daß in der ganzen Bibel kein anderer Spruch hätte können gefunden werden, der an dem Tage und in dem Jahre so passend auf meine äußere und innere Lage gewesen wäre wie dieser. Solches geschah mir, so wahr mir Gott helfe, durch Jesum Christum unsern Herrn!“

Den 18. März 1777 schrieb Stolberg an Voß: „Halten Sie es für möglich, die Odyssee zu übersetzen? Ich denke oft daran, aber ich glaube nicht, daß es angeht. Wie könnte man den Adel in den kleinen Dingen behalten? Wer möchte verlieren, wer könnte behalten den göttlichen Schweinhirten, die erdgelagerten Schweine und die ganze Titulatur des Irus?“

Voß fand sich nun veranlaßt, mit der Uebersetzung einer schwierigen Stelle der Odyssee es zu versuchen und, da Klopstocks richtendes Ohr die metrische Schwierigkeit, welche Homers Sisyphus darbot[1]), völlig überwunden erklärte, sich zur Uebersetzung der ganzen Odyssee zu entschließen. Auf die Mittheilung der Probe und des Entschlusses ant-

[1]) Odyssee XI, V. 593 fgg.

wortet Stolberg: „Bravo, bravo! Heil dem Uebersetzer der Odyssee! Die Stelle vom Sisyphus ist herrlich. Aber nicht solche Stellen sind Ihnen furchtbar. Ihr Unternehmen ist noch schwerer als das meinige; aber Sie führen es aus, dessen bin ich gewiß überzeugt. . . . ." Dann aber fährt er, die Aristarchischen Verbesserungen ablehnend, fort: „Ich gesteh' Ihnen, bester Voß, daß ich ein wenig bang vor Ihrer Feile gewesen bin. Ich sehe sehr wohl ein, daß viele Unvollkommenheiten in meinen Gesängen übrig sind; aber ich fürchtete, sie stäken so tief, daß man selten daran ändern könnte, ohne meinen Hauptton zu ändern, und also der Originalität zu schaden."

Der Graf Christian wandelte in dieser Zeit mit seinem Bruder vereint auf Hellas schöner Blumenflur und wandte als Uebersetzer seine Muse vor Allen Anakreons und Theokrits Muse zu. Aber den Brüdern, den Freunden, den Herzensvertrautesten erschien endlich der Tag, an welchem das Loos der Trennung fiel.

Christian wurde Amtmann zu Tremsbüttel, drei Meilen von Hamburg in der holsteinschen Landschaft Stormarn gelegen, und vermählte sich mit der Gräfin Luise von Reventlow, verwittweten Hofjägermeisterin von Gramm. Er schrieb bald darauf an Bürger: „Nun bin ich worden, wie Sie, ein gestrenger Amtmann, habe auch heimgeführt ein liebes Weib und lebe mit ihr in Freud' und Wonne. Mit den Schwalben ziehen wir wieder in's dänische Land, um uns zu laben an unsern Gefreundeten und um unser zerstörtes Nest zu einer neuen Burg umzuschaffen. Mit brennendem Verlangen sehe ich entgegen den unsterblichen Werken, die Sie in alle Welt senden. Ich wollte, Sie könnten anhören, wenn meine Frau „Lenore" singt. Dann würden Sie sich noch Eins so sehr blähen in Ihrer gerechten Selbstbehäglichkeit."

Die tönende Harmonie der Zwillingsseelen der beiden getrennten Brüder, welche die Mutter Natur ihnen für immer gestimmt, tönte fort, wenn auch Meer und Land sie schied [1]); ihnen beiden war ja verliehen, was Friedrich Leopold der Geburt eines Kindes als schönstes Wiegenangebinde, als göttliche Gabe wünscht: die Fülle des Herzens.

In einem Aufsatze des deutschen Museums vom J. 1777: „Ueber

---

[1]) S. W. I, S. 221.

die Fülle des Herzens", leitet er alle edlen Gefühle des Menschen aus dieser Quelle, auch das der Wonne beim Anblicke der an's Herz redenden Natur [1]): „Denn was sind Beschreibungen der größten Dichter gegen das Wort der lebendigen Natur, gegen den Hauch Gottes?" — Nachdem er ihr und in ihr dem Schöpfer das Gefühl des Dankes für die seligsten Augenblicke seines Lebens, für ihre Hinweisung auf die Spuren, auf die Nähe, auf die Offenbarung Gottes ausgesprochen, fährt er fort: „Viele werden erfahren haben, was ich alle Jahre erfahre: das Herz kränkelt in der Stadt. Mit geschwächten Geistes- und Leibeskräften verlasse ich jeden Frühling die Stadt, schöpfe aus der Fülle Gottes in der Natur und freue mich meiner jährlichen Genesung. Wie die Ameise für den Winter Körner einsammelt, so sammle ich Naturideen ein für das Stadtleben. Du verlässest mich nicht in der Stadt, süße Erinnerung des gehabten Genusses; du besuchst mich, drängst dich durch den Taumel der Welt zu mir und stärkst mich, wenn ich um Mitternacht, nach getragener Last und Hitze des Stadtzwangs, mein Fenster öffne und dann mich begrüßt der sanfte Mond und die rollenden Sphairen.

„Wie auf Adlersflügeln erhebt sich da der Geist und zündet, wie Prometheus, seine Fackel an himmlischem Feuer an...."

Daß Stolberg seinen warmen Empfindungen für die Natur auch dichterischen Ausdruck zu verleihen fortgefahren habe, zeigen die vier lyrischen Erzeugnisse dieses Jahres, welche sich nur auf die Natur beziehen und unter denen sich das „Badelied zu singen im Sunde" auszeichnet, welches im lieblichen und raschen Wellentanz hinspielt. An diese Lyrik reihet sich das Erzählungslied: „Die Büßende", die erste Ballade von Stolberg. Seine Balladendichtung fällt in die Jahre 1777 bis 1782, in welchem Zeitraume fünf Balladen erschienen. Das Gedicht des Jahres 1774:

In der Väter Hallen ruhte
Ritter Rudolfs Heldenarm....

welches gewöhnlich unter dem Namen „Rudolf" aufgeführt ist, hat der Dichter selbst mit dem allgemeinen Namen „Romanze" überschrieben und dadurch die Romanze von der Ballade unterscheiden wollen: eine Unterschei-

[1]) S. W. X, S. 355 fgg. III, S. 102.

dung, welche Bürger, Schiller, Goethe u. A. in bestimmter Weise nicht annahmen.

Die Kürze des Umfangs, in welcher sich die Erzählung in kleinen malerischen Bildern fortbewegt und zum Gesange einladet, mag vielleicht als Grund zur unterscheidenden Benennung gedacht sein. Die vier folgenden Balladen sind: „Philipp von Erpach“ aus dem Jahre 1779, „Schön Klärchen“ aus dem Jahre 1781, „Ritter Bayard“ aus demselben Jahre und „Graf Gleichen“ aus dem Jahre 1782. Im metrischen Baue gleicht der ersten Ballade die zweite, wie der dritten die fünfte. Ritter Bayard schreitet hin in kurzen Strophen von fünf jambischen Versen mit einer abwechselnd geringeren und größeren Zahl der Füße. Schön Klärchen springt anapästisch leicht in sechszeiligen Strophen zum Ziele. Das Gedicht selbst entfernt sich an die äußerste Gränze der Ballade und steht nahe der epischen Erzählung. Denselben Stoff hat Bürger in einer seiner weniger gelungenen Balladen, im „Lied der Treue“, behandelt [1]). A. Wilh. v. Schlegel vergleicht beide Gedichte und tadelt mit Recht, daß Bürgers Romanze keinen rechten Schluß habe. Unser Dichter hat mit einer glücklichen Wendung geendet, überhaupt eine weit anmuthigere Erzählung aus jenem Stoffe gemacht, so duftig und rosenfarben gehalten, daß der helle Leichtsinn uns noch zierlich daraus anspricht und der herzliche Kummer des Betrogenen wie eine kindliche Klage. Es ist Alles besser zusammengewebt: die drei dänischen Doggen erscheinen nicht erst mit der Katastrophe zugleich, sie sind schon als Schön Klärchens Gefolge bekannt, sammt dem getigerten Spanier, den sie auf der Jagd zu reiten pflegte; und viel artiger nimmt sich der Liebhaber aus, der ihr, wie sie mit ihm davonzieht, Lieder und Märchen vorsingt, — ein Zug, der sich so hübsch zu diesem leichten Handel schickt, — als der schwere Junker vom Steine. —

„Die Büßende“ hat achtzeilige Strophen, die trochäischen Verse schließen mit wechselnden klingenden und stumpfen Reimen, doch so, daß

---

[1]) Derselbe ist aus einem alten und vielfach wiederholten Fablian genommen. Das Nähere darüber bei Valentin Schmidt, Balladen und Romanzen der deutschen Dichter Bürger, Stolberg und Schiller, S. 111 fgg. A. Wilh. v. Schlegels S. W. VIII, S. 115 fg.

ein Reimpaar den Schluß der Strophe bildet. Den Balladen Stolbergs liegt so wenig als denen von Bürger und Schiller eine rein erfundene Fabel zu Grunde; ein schon vorhandener Stoff wird neu geformt. Goethe erweiterte den Begriff der Ballade, indem er eine einzelne phantastische Erscheinung und eine märchenhafte, die Phantasie und das Gefühl stark angreifende Erfindung zu einer Ballade bearbeitete, von dem Grundsatze geleitet:

„Märchen noch so wunderbar,
Dichterkünste machen's wahr."

„Die Büßende" kündigt der Verfasser selbst in der ersten Strophe als eine alte Erzählung an. Der Stoff ist von den Gestis Romanorum an mit mancherlei Abweichungen oft behandelt [1]). Daß die Büßende in der Balladenlitteratur eine ausgezeichnete Stelle einnimmt, darüber hat der Geschmack einer unbefangenen ästhetischen Kritik mit Uebereinstimmung schon längst entschieden, und die Schwesterkünste, die Musik und die Malerei, haben dieses Urtheil bestätigt [2]).

Mit dem Ende des Jahres 1777 gingen Schönborns und seiner Freunde Wünsche, daß der europäische Boden aus seiner Verbannung ihn wieder aufnehme, in Erfüllung. Durch die dringenden Verwendungen seiner Freunde und durch eigenes Verdienst dem Grafen Bernstorff, dem Kenner und Beschützer des Verdienstes, empfohlen, ward er zum königlichen Legationssecretär bei der Gesandtschaft in London ernannt. Von Hamburg aus, wo er im Anfange des Jahres 1778 genußreiche Tage im Kreise seiner Freunde verlebte [3]), oder, was wahr-

[1]) Man sehe das Nähere bei Valentin Schmidt, S. 131 fg., und bei Götzinger, deutsche Dichter, II, S. 183 fgg. Götzinger ist geneigt, »die Büßerin« von Bodmer, welche sich im zweiten Theile seiner Sammlung altenglischer und altschwäbischer Balladen befindet, als das unmittelbare Vorbild der Büßenden von Stolberg anzunehmen. Die Sammlung von Bodmer erschien aber erst im J. 1780. Schmidts Behauptung, daß die Novelle der französischen Prinzessin Margarethe von Valois, der Königin von Navarra und Schwester des Königs Franz I., das nächste Vorbild der Stolbergschen Ballade gewesen sei, möchte wohl die größte Wahrscheinlichkeit in Anspruch nehmen. L'Heptameron des Nouvelles de très illustre et très excellente Princesse Marguerite de Valois, Reyne de Navarre. Paris 1560. Die Büßende ist daselbst Journée 4, Nouv. 2.

[2]) Vergl. Jördens Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten, Bd. IV, 733.

[3]) Rist i. a. W. S. 21 zählt diesem Kreise namentlich die beiden Grafen Stol-

scheinlicher ist, nach seiner Ankunft in England übersandte Schönborn im Frühlinge an seinen Freund, den Grafen Friedrich Leopold, den tiefsinnigen und zugleich schwungreichen „Geniusgruß“[1]).

Von Gothlands Ufern und vom Gestade des Nordmeeres her tönte Stolbergs „Gesang“ dem Freunde an der Themse wieder zurück. Schönborn trat nun in eine ganz andere Welt des Privat- und öffentlichen Lebens ein, als die in den vier letzten Jahren durchlebte war. Die Freuden eines oberflächlich lebenslustigen Kreises, wie ihn im Orient die Gesellschaft der aus allen Winden zusammengewehten Consulat-Familien und abenteuernden Fremden unter sich zu bilden pflegt, konnten seinen Geist, der in die Tiefen der Wissenschaften und des Lebens gerichtet war, nicht berühren. Der Cherusker fand auf dem großen Eilande den Stamm, welchen vor mehr als zwölf Jahrhunderten Sachsen und Holsatier hinübergetragen, allen gebenden und nehmenden Strömungen der Zeiten zum Trotze zu einem Walde der Bildungen des Lebens ausgewachsen, in welchem selbst der gefährlich angesetzte Weltreichthum und sein Emporium die ursprünglich gute Art zu überwinden nicht vermocht hatten. Ein besonderes Interesse gewährte Schönborn der Besuch des Parlaments, dessen inneren Bau er nicht bemaß mit den einseitigen Blicken Delolme's, so daß seine Außenwerke ihm etwa nur ein geistreiches Schauspiel balancirender Kräfte darboten; er sah, daß hier die Vergangenheit, die gesammte Vorzeit unter allen Modulationen der Gegenwart die Harmonie ihres Grundtons nicht verliere und ihre beredten Sprecher habe, daß hier die in der weiten Fläche des Landes tausendfach wurzelnden Freiheiten der verschiedenen Stände ihren großartigen Schlußstein haben. Damals hatte aber auch noch nicht eine Manchester- und baumwollene Staatsweisheit den Richterstuhl des politischen Gewissens eingenommen und die Whigs ließen noch nicht zu Zeiten den Polyp unreifer Reformer in ihr ge-

---

berg zu. Friedrich Leopolds Anwesenheit in Hamburg würde gewiß von Voß, damals noch in Wandsbeck, in den Briefen oder in den Schriften, welche sich auf diese Jahre beziehen, erwähnt worden sein. Auch der Inhalt der beiden gleich zu nennenden Gedichte begünstigt die Annahme jener Anwesenheit durchaus nicht. Daß vom nahen Tremsbüttel der Graf Christian zum Freunde eilte, kann nicht bezweifelt werden.

[1]) S. W. I, S. 194 fg. u. 197 fg.

sundes Fleisch hineinwachsen. Von den vier großen Heerführern der britischen Beredtsamkeit sah Schönborn wenige Monate nach seiner Ankunft in England den großen William Pitt-Chatam zum letzten Male seine sinkenden Kräfte zusammennehmen, um seine Stimme der Warnung und des Tadels über das ungerechte und unpolitische Verfahren der Minister gegen Amerika zu erheben, und den ohnmächtig hinsinkenden aus dem Parlamente tragen.

Die innige Freundschaft, welche länger als 18 Jahre hindurch Ed. Burke und den 18 Jahre jüngern Fox im Parlament und im Leben vereinte, mit deren Ablauf der auch England bedrohende Gewittersturm das Band dieser Freundschaft zerriß, zählte ungefähr die Hälfte der Jahre ihres Bestandes. Schönborn bewunderte Fox, welcher mit blendendem Feuer der Rede in allen Eigensinn wie in allen Stolz seines Volkes einzugehen wußte, dem die ganze Vergänglichkeit von England, folglich auch alle Macht über die Gegenwart zu Gebote stand, und der der Mann des Volkes bleiben mußte bis an sein Ende; höher noch stand ihm Burke, mit dem er auch in persönlicher Beziehung gestanden zu haben scheint, der Stellvertreter des unsichtbaren Englands, der Geisterseher seiner Geschichte und der Prophet seiner Zukunft. William Pitt, die Grenvilles und alle Regierenden seiner Zeit horchten still auf ihn, der seinen Sitz unten im Grunde des Hauses einnahm, einsam, aber in der zahlreichen Umgebung der großen Geister des Alterthums und der nationalen Vergangenheit, bis er, als das verzehrende Feuer im Süden bereits zündende Funken nach der Insel hinüberwarf, welche das erhabene 1000jährige Gebäude der britischen Verfassung und der britischen Freiheiten zu ergreifen und in den Staub zu legen drohte, — als erste Schildwache Europa's aus dem Hintergrunde hervortrat und dem damaligen Lenker der Geschicke des Staates, William Pitt, größer noch und berühmter durch die Kraft des Wortes und des Willens als der große Vater, sich zugesellte zur Abwehr der Gefahr.

In Hinsicht der amtlichen und geselligen Verhältnisse gestaltete sich das Leben Schönborns in England am glücklichsten während der Jahre, in denen der Graf Friedrich von Reventlow Gesandter des dänischen Hofes war. An ihm lernte er kennen den Mann von vielseitiger Bildung und eigenthümlicher Schärfe des Geistes, an seiner Gattin Julia,

gebornen Gräfin von Schimmelmann, eine der geistreichsten und zugleich durch edle und fromme Gesinnung ausgezeichnetsten Frauen ihrer Zeit.

Als B. G. Niebuhr (1777—1831) seine Reise nach England und Schottland, vier Jahre vor Schönborns Abberufung, im Jahre 1798 machte, trat er mit diesem, der damals als Chargé d'affaires neben dem dänischen Gesandten, dem Grafen Wedel, arbeitete, in wiederholten Verkehr, der später zu einer lebensdauernden Freundschaft erwuchs. Damals gewannen Schönborns gründliches Wissen, die Tiefe seiner Denkkraft und die Rechtschaffenheit seines Charakters seine Hochachtung und Ergebenheit [1]).

Zur Zeit der Entsendung jenes dichterischen Gegengrußes Stolbergs an Schönborn, um Ostern dieses Jahres, ward nach zweijähriger Arbeit die Uebersetzung der Ilias vollendet. Die einzelnen Gesänge waren bereits ruckweise Voß zur Mittheilung durch das deutsche Museum zugesendet und die ganze Arbeit ihm geschenkt. Voß, welcher im Briefe an seine Braut, Ernestine Boie, die Uebersetzung als eine größtentheils sehr gute pries, stützte auf den Ertrag der Ausgabe die Hoffnung zur Bezahlung seiner Schulden und zur ersten Gründung seines Hausstandes [2]). Was der Graf Stolberg hier dem alten Bundesfreunde gegenüber that, galt ihm im spätern Leben als Richtschnur bei seinen kleineren und größeren Werken: er schenkte, Geldlohn für freie Geistesarbeiten verschmähend, die Handschrift seinen Freunden, und wenn er auch im Jahre 1787 in einem Briefe an v. Halem erklärte, er werde künftig nicht so verfahren, so kehrte er doch bald zu seinem früheren Grundsatze zurück und wollte als Gegengeschenk vom Freunde nicht mehr als 50 Freiexemplare annehmen.

Zugleich mit dem Erscheinen der ersten Ausgabe der Iliasübersetzung von Stolberg — zu Flensburg und Leipzig — trat Bodmer mit einer nach Voß' Behauptung [3]) aus dem Lateinischen verdeutschten Uebersetzung der Ilias und Odyssee hervor. Im Jahre 1781 erschien der erste Theil einer Uebersetzung der Ilias, welche mehrere Jahre

---

[1]) Lebensnachrichten über B. G. Niebuhr, I, 167 fg., 182, 183 fg., 195.

[2]) Vergl. J. H. Voß' Briefe, I, 332, 313. II, 6.

[3]) Briefe III, 1, S. 146.

unter dem Namen „die Uebersetzung des Ungenannten“ die kritische Litteratur hindurchging, bis E. W. v. Wobeser, welcher 18 Jahre am Neuwieder Hofe lebte, als ihr Urheber genannt ward [1]). Wieland forderte im October dieses Jahres Merck zu einer Recension der Stolbergschen Uebersetzung auf [2]): „Dieser Tage hat Graf Stolberg der ganzen hiesigen Gemeine schon gebundene Exemplare seines Homer nebst einem gar guten bonhommischen Briefe geschickt, der auf mich wenigstens einen guten Effect gemacht hat. Ich wollte wohl, Du setztest Dich einmal zur guten Stunde hin und sagtest auch ein paar Worte über seinen Homer. Du kannst dem verdienten Lobe, das Du ihm zumissest, schon so eine Wendung geben, daß beide, Bodmer und Stolberg, nichts dagegen haben können. Denn die Kunst zu wenden ist eine von Deinen großen Siebenkünsten.“

Wieland, mit der eingesendeten Recension Mercks, dessen Kritik immer ätzender Natur war, nicht völlig einverstanden, nahm sich die Freiheit, dieselbe hier und da umzugestalten, und schrieb sich rechtfertigend demselben: „Die Stolberge verdienen, daß man mit Wärme von ihnen spricht, und überdem weiß ich auch, daß sie mich lieb haben und mir ein bloß kunstrichterliches, kaltes Lob nicht vergeben haben würden“ [3]).

Unter den freien Erzeugnissen der lyrischen Muse dieses Jahres heben wir hervor die Elegien der getrennten Brüder, welche Wehmuth der Erinnerung an ihre vereint durchlebte Jugendzeit und die Sehnsucht nach Wiedersehn dem Bruder am Geburtstage des Bruders eingaben. Friedrich Leopold schließt die Elegie des 15. Octobers [4]):

Ach, nun sind wir getrennt! Zwar bringt der Frühling dich wieder;
    Aber im sausigen Baum rauschet noch herbstliches Laub,

---

[1]) Ueber den Werth und das Verhältniß der genannten Uebersetzungen zu einander s. deutsch. Mercur, Jahrg. 1781, Bd. II, 185, Bürgers S. W. IV, 8 fg., deutsches Museum, 1783, Januar.

[2]) Briefe an J. H. Merck von Wagner, I, 147, 148.

[3]) Briefe an Merck II, 142, 143. Die Vergleichung dieser Stelle mit der I, 199 fg. und II, 147, 148 gewährt einen merkwürdigen Einblick in das damalige Recensentenwesen und namentlich in die Art, wie Wieland zwischen litterärischen Persönlichkeiten und seinem Mercur zu vermitteln suchte.

[4]) S. W. I, 217, 218 und I, 220, 221.

Wankend schüttelt ihr Haupt mit falben Locken die Esche,
Halb entkleidet vom Sturm, zittert erröthend der Hain.
Eile, rollende Zeit, die Bahn des Jahres hinunter!
Steige, rollende Zeit, schnell mit dem Frühling empor!
Frühling, säus'le mir nicht im zarten Laube der Buchen,
Ehe du bringest zurück meinen Geliebten zu mir,
Ehe die liebenden Schwestern mit ihm und seine Luise
Kommen zur Schwester zurück, kommen zum Bruder zurück!
Siehe, schon wünschen euch her die rosigen Neffen und Nichten,
Wenn ihr süßes Geschwätz Freuden der Zukunft entlockt!
Eile, Winter, vorbei auf Schwanenflügeln des Schneees,
Komme, blumiger Lenz, säus'le die Lieben zurück!

Am 7. November schrieb Graf Christian unter Anderem:

Mein Bruder! Siehe, wie sie bebt,
Der Freude Zähre,
Daß Du's bist, und daß Du
Mehr denn Bruder und Freund,
Daß Du bist
Meines Herzens Vertrautester!
Sage, sproßte Dir je,
Keimte mir je ein Gedank',
Dessen Hülle nicht Du
Hobest, nicht ich?....

In der kühnern Lyrik zeichnet sich aus der Hymnus an die Sonne [1]) und vorzüglich der größere an die Erde, in welchen er einen besondern Feiergesang an den Rheinstrom und an die Umarmungen der dem Vater huldigenden Nymphen einlegt und einen Gruß an die Schweiz:

Heiliges Land, dich grüß' ich aus überwallender Fülle
Meines schwellenden Herzens! Wie ward mir auf deinen Gebirgen,

[1]) Eine ausführliche Beurtheilung dieses Gedichts von J. Georg Jacobi befindet sich im deutschen Mercur vom J. 1779, I, 133—149, in welcher neben Anerkennung des Werthes des Gedichtes der Tadel vorzüglich gegen die Wahl unpassender und überflüssiger Beiwörter und gegen den Bau und Klang einzelner Hexameter gerichtet ist.

Wie in deinen Thalen so wohl! Ach, werd' ich dich nimmer
Wiedersehn? Nicht mehr in deinen Seeen mich baden,
Noch im schmelzenden Schnee an der Wiege mächtiger Flüsse?
Gotthard, seh' ich nimmer dich wieder?....

Auf die Nachricht, daß Jemand die in den verschiedenen Musenalmanachen, Anthologien und im „deutschen Museum" und „Mercur" zerstreuten Gedichte Friedrich Leopold Stolbergs gesammelt habe und dieselben herauszugeben beabsichtige, entschloß sich der Verfasser, um einer so unvollständigen als unbefugten Sammlung zuvorzukommen, selbst an dieselbe Hand zu legen, und kündigte am 1. December von Kopenhagen aus im „deutschen Mercur" die Herausgabe seiner und seines Bruders gedruckten und ungedruckten Gedichte für Michaelis des Jahres 1779 an.

In der zweiten Hälfte des März 1779 finden wir den Grafen Fr. Leopold, den fürst-bischöflichen Gesandten, auf der Reise von Kopenhagen nach Deutschland. In Tremsbüttel fand die Sehnsucht der Brüder nach Wiedersehen ihre beglückende Erfüllung. Klopstock, Claudius und die übrigen lieben Freunde in Hamburg zogen die Brüder auf mehrere Tage hierher, wohin die Gunst des Zufalls auch den Freund Voß führte, welcher, seit dem Sommer 1777 mit Ernestine Boie verheirathet, von Büsch in Hamburg empfohlen, 1778 als Rector der lateinischen Schule von Wandsbeck nach Otterndorf in Hadeln, einem dem Herzog von Lauenburg und Churfürsten von Hannover untergebenen Ländchen, berufen war und nun die Osterferien zu einer Reise nach Hamburg benutzte, um Vorkehrungen zum Druck der Odyssee zu treffen [1]. Die Anwesenheit der Grafen in Hamburg führte auch zur Bekanntschaft voll befreundeter Theilnahme mit der Schriftstellerin Sophie v. Laroche, die nicht aufgehört hatte, Wielands Freundin zu sein, als sie die Gattin des kurtrierschen Kanzlers Laroche hieß, und welche nun auf einer Reise im nördlichen Deutschland begriffen war. Sie schreibt um diese Zeit an Merck: „Klopstocks Bekanntschaft gehört zu den seligsten Tagen meines Lebens, die edlen Stolberge sind unschätzbar...." Und an Wieland: „Ich wollte, Sie kennten Klopstock per-

---

[1]) Stolberg, S. W. VIII, 38. Voß, Briefe II, 60, 61, 105.

sönlich, Sie würden ihn lieben und schätzen, und die edlen, ganz vortrefflichen Stolberge alle“ [1]).

Im Sommer wurde die Sammlung und Redaction der gedruckten und noch nicht gedruckten Gedichte der Dioskuren Stolberg mit Beziehung Christ. Boie's vollendet, welcher dieselben noch in demselben Jahre herausgab mit der Vignette der beiden Centauren und dem entsprechenden Motto der Aeneis VII, 674:

Ceu duo nubigenae quum vertice montis ab alto
Descendunt Centauri.....

Wenn Niebuhr die beiden Brüder wie Herkules und Iphikles vergleichend zusammenstellt, so hat damit die Verschiedenheit und Gemeinschaft der beiden Dichternaturen einen treffenden Ausdruck gefunden, der auch für die Gedichte der folgenden Jahre seine Geltung behält. Des Grafen Christian Gedichte erheben sich nicht zum kühnern Fluge der Hymne oder zum Schwunge des Dithyrambus seines jüngeren Bruders; sie scheinen in der milden Ruhe der Seele und in dem elegisch sanften Erguß des Gefühls wie freiwillige liebliche Blumen hervorgesprossen, vom Geschmack gepflegt und ausgebildet. Wie jener nicht den Adlerflug zur Höhe des Bruders wagt, so steht auch seinem Liede nicht die Mannigfaltigkeit der Naturanschauung und die ungesuchte überraschende Wahrheit zu Gebote, welche den Liedern Friedrich Leopolds, namentlich dem Volksliede, das Kindliche und Volksmäßige verleiht. Da Friedrich Leopold oft, den Stoff zur Ode aus dem Gebiete des Erhabenen wählend, sich vom Endlichen zum Unendlichen, wo es keine Zahl und kein Maaß gibt, mit feuriger Kraft und Hoheit der Begeisterung erhob, so vermochte er so wenig wie Haller und Klopstock immer der Gefahr, mit der überwallenden Empfindung die schaffende Einbildungskraft in ein nicht völlig angemessenes Gleichgewicht zu bringen, entgehen. Die Behauptung, daß ein häufiges Zurückfallen in die Lohensteinische Manier hier stattgefunden, konnte nur da, wo die Freiheit des Urtheils durch anderartige Denkart gelähmt und getrübt wurde, Raum gewinnen. Dagegen hat eine unbefangene und einsichtsvolle Kritik vielen Oden und Hymnen Friedrich Leopolds eine

---

[1]) Briefe an J. H. Merck, herausg. von K. Wagner, I, 177, 181.

größere plastische Wahrheit und Anschaulichkeit entschieden zuerkannt, als sie in den Oden und Hymnen Klopstocks zur Erscheinung gelangt.

Von der Fluth der stürmischen Wogen, welche im Anfange des Jahrzehnts die Brüder, vorzüglich Friedrich Leopold, mit fortrissen, sind die Spuren am Ende desselben ziemlich verschwunden. Die Macht der Jahre, der Verkehr mit hochgestellten Staatsmännern, welche mit weiten und tiefen Blicken in die Wirklichkeiten der verwickelten menschlichen und staatlichen Angelegenheiten eingingen, und die eigene Führung der Staatsgeschäfte, endlich die erst im fortgerückten Jünglingsalter begonnenen und daher viel schwierigern und wahrlich mit gründlichem Ernste betriebenen Studien der griechischen Sprache und Litteratur hatten jene Fluth allmälig geebbet. Vom Klopstockschen nebelhaften Bardenthum ist der Schritt zum wirklichen deutschen Alterthum vollzogen; dagegen ist das christliche Element, welches Klopstock den Göttinger Dichtern als nothwendige Lebensbedingung der vaterländischen Dichtung eingehaucht hatte, den Stolbergen geblieben und ward in der Poesie fort und fort gepflegt, während es den meisten der ehemaligen Bundesbrüder allmälig verflog. Wie in dieser Hinsicht der sonst so verschiedene poetische Charakter der beiden Brüder ein übereinstimmender ist, so fühlt man außerdem in den Gedichten beider Etwas, das man Familienähnlichkeit nennen möchte, welche alle Herzen gewinnen muß. Es ist das beiden gemeinsame wärmste Gefühl für die Natur, für Freundschaft und für Alles, was je den edlern Menschen lieb und theuer gewesen ist, welches aus allen ihren Gedichten athmet, und eine Sprache, welche von der reinsten Quelle der alten Dichter genährt und gebildet ist [1]).

In den Sommer dieses Jahres fällt höchst wahrscheinlich jene vom Grafen Christian, dem an dem Lebensumriß seines Bruders hauptbetheiligten Autor, erwähnte angenehme und wohlthuende Brunnenreise nach Pyrmont, welche Friedrich Leopold mit der Gemahlin seines von Geschäften zurückgehaltenen Bruders und mit zwei unvermählten Schwestern machte, und auf welcher dem Hin- und Zurückreisenden Klopstock

---

[1]) Vergl. oben S. 53 fg. Wielands Beurtheilung im deutschen Mercur, Jahrgang 1779, II, 251 fgg. Eine sinnige Beurtheilung in poetischer Form in Eberts Maiepistel vom Jahre 1782, S. 148 fgg.

in Hamburg und die Freunde in Altona und Wandsbeck heitere Stunden der Gegenwart gewährten.

Im Spätherbste reiste der Graf Friedrich Leopold von Deutschland nach Kopenhagen zurück.

Im Januar 1780 flehte des Grafen Christian Muse zur Hygea um die Wiedergenesung seiner schwer erkrankten Freundin, der Gräfin Emilia Schimmelmann in Kopenhagen. Der bald darauf folgende Tod der Gräfin mußte den Grafen Friedrich Leopold um so tiefer ergreifen, je inniger die Jahre lange Macht der persönlichen Nähe das Band der Freundschaft mit der frühe Dahingeschiedenen und dem trauernden Gatten geschlungen hatte. In einer Elegie an die Freunde der Gräfin Emilia vereinte Friedrich Leopold seine Thränen der Wehmuth mit den Thränen der Freunde und in dem Gedichte an den Grafen Ernst „das Leben“ zeichnete er mit noch gedrückter Stimmung des Lebens flüchtig Heut; dann einige Zeit später aber erhebt er sich kühneren Flugs in der zweiten Ode an den Freund, „die Gestirne“, zu der strahlenden Heerschaar der Geister und ihrem Führer und schließt [1]):

Trockne die Thräne, Freund, und schau gen Himmel,
Wo Emilia Dein mit sanfter Sehnsucht
Harret, sich des Fluges der Zeit im Himmel
Inniglich freuet!

In allen Wechselfällen des späteren Lebens bewiesen Stolberg und Schimmelmann, daß ein wahres Gefühl keine Zeit vertilgen kann: ihre Freundschaft blieb immer unerschüttert. — Der Graf Ernst Schimmelmann (1747—1831), Sohn des berühmten Grafen Heinrich Karl Schimmelmann, seit dem Jahre 1779 Geheimrath, seit dem Jahre 1782 Commerzminister und seit dem Jahre 1784 Commerz- und Finanzminister, leitete eine lange Reihe von Jahren mit der gewissenhaftesten Treue, mit Umsicht und mit Glück die wichtigsten Angelegenheiten des dänischen Staates. Durch sein ungünstiges, ja dürftiges Aeußere leuchtete bald Allen, die ihn näher kennen lernten, der treu bewahrte und geförderte Schatz des höheren Menschlichen entgegen,

---

[1]) S. W. I, 257. I, 260 u. I, 268 fgg.

welcher Vertrauen und Hochachtung einflößte. Mit dem Besitze ausgebreiteter Kenntnisse verband er eine speculativ philosophische Richtung, ein in Dänemark fast gänzlich unbekanntes Gewächs, und dichterische Anlagen, und wo nur immer ein geistig Bedeutendes ihm begegnete, bewillkommte er es mit Freuden, suchte es durch seinen wohlthätigen Einfluß zu fördern und in eine wirksame Stellung zu bringen; vor Allem zog er die hoffnungsvollen Talente junger Männer ermunternd und wirksam unterstützend an sich: wir nennen unter Vielen Möller, Niebuhr, Steffens; und mit welcher warmen Theilnahme er sich im Verein mit dem damaligen Erbprinzen von Dänemark der bedrängten Lage des entfernten Schiller annahm, ist aus dessen Leben bekannt[1]).

Für den zweiten Abdruck der Ilias, welchen der Verleger von Voß im Sommer forderte, wünschte dieser von Stolberg eine sorgfältige Vergleichung des Originals. Stolberg, dessen Weise es nicht war, so wenig als Dichter wie Uebersetzer, mühsam zu hämmern und zu horchen, lange Zeit hin und her zu wenden, aneinander zu schweißen, davon zu nehmen und wieder zusammenzusetzen, lehnte die Erfüllung des Wunsches ab, weil es ihm an Freudigkeit zur Umarbeitung fehle, und er der Meinung sei, daß, wer des Geistes, der die Uebersetzung beseele, gewahr werde, der kleinen Fehler nicht achte. Daß eine ängstliche Kunstbeflissenheit manche Goldstäubchen von der kritischen Wage wegblase und Matteres an die Stelle des Kräftigen setze, haben vielfach Dichter und Uebersetzer an ihren Werken bewiesen, und Voß selbst ist es widerfahren, daß seine älteste Uebersetzung der Odyssee mehr als die späteren gesucht wurde, in welchen der natürliche Grundton des Homer Vieles eingebüßt. — Wie Stolberg früher mit der Uebersetzung der Ilias gegen Bürger in die Schranken trat, so glaubte jetzt Bürger, den die zweite Auflage der Stolbergschen Iliasübersetzung und die mit allgemeiner Theilnahme aufgenommene Odyssee von Voß zum Wetteifer reizte, Homerische Studien und Iliasübersetzung wieder erneuen zu müssen, diese aber nicht mit der Wahl des Jambus, sondern des

---

[1]) Ueber den geselligen und freundschaftlichen Verkehr, in welchem Steffens und Niebuhr mit dem Grafen und seiner Familie in Kopenhagen und auf der reizenden, Kopenhagen nahen Villa »Seeluft« lebten, vergl. Steffens, Was ich erlebte, III, 343 fgg. Niebuhrs Lebensnachrichten I, 266, 269 u. a. a. St.

größeren Beifall findenden Hexameters. Er rechtfertigt den unternommenen Wettlauf bei der Mittheilung der ersten Probe. „Graf Stolberg würde an der Ilias, wie Voß an seiner Odyssee, wenig oder nichts zu thun übrig gelassen haben, wenn der Fleiß seinen hohen, mit allzu raschem Ungestüm fortstrebenden poetischen Genius mehr im Zaume gehalten hätte. Er flog, im Ganzen genommen, ziemlich die Richtung der Homerischen Bahn, sah aber nicht immer scharf genug vor sich hin auf Geleise und Fußstapfen. So schweift' er denn öfters bald hier, bald dort aus dem Geleise, nicht selten zwar mit schönerm Schwunge, oft aber auch mit Straucheln..... Stolbergs hoher und feuriger Genius ist zwar eine herrliche Tugend. Aber eine Homerische Uebersetzung erfordert auch unendliche Klauberei des Fleißes. Uebrigens verstand mein edler Mitbuhler damals, als er sein Werk verfertigte, noch nicht, wie jetzt, Sprache und Vers unter sich zu bändigen. Flöge er in seiner jetzigen Kraft noch ein Mal die Bahn, so versagten mir vielleicht die Flügel, wie sehr sie sich auch fühlten" [1]).

Was der Dichter Fr. Leop. Stolberg im Jahre 1773 in der Ode „der Genius" als ihm verliehene Gabe preist:

Strophe 2. Du gabst, Natur, ihm (dem Adler) Flug und den Sonnendurst!
Mir gabst du Feuer! Durst nach Unsterblichkeit!
Dies Toben in der Brust! Dies Staunen,
Welches durch jegliche Nerve zittert,

Strophe 3. Wenn schon die Seelen werdender Lieder mir
Das Haupt umschweben, eh' das nachahmende
Gewand der Sprache sie umfließet,
Ohne den geistigen Flug zu hemmen —

---

[1]) Dem kunstsinnigen Uebersetzer fehlte der ausdauernde Fleiß zur Vollendung der Uebersetzung. Sie beschränkte sich auf die vier ersten Gesänge und auf den zweiundzwanzigsten Gesang und Gesang V, V. 1—698, XX, V. 1—291, XXIII, V. 1—106. Vergl. Bürgers S. W. Bd. IV, Göttinger Ausgabe vom Jahre 1829. Mit Stolbergs begeisterungsvoller und rasch abschließender Art zu dichten und darzustellen steht Bürger eben so wie Wieland im Gegensatze. Mit welcher Peinlichkeit der Dichter und Uebersetzer Bürger Feile und Richtmaaß handhabte und wie mit Unrecht er von den Altgläubigen als Neuerer und Regelstürmer verschrieen sei, darüber gibt W. v. Schlegel nähere Nachweisung, S. W. VIII, 118, 121 fg.

das führt er in zwei einander ergänzenden Aufsätzen dieses Jahres und in einem dritten vom Jahre 1782 aus [1]).

Der Bund der Göttinger Dichter, in seiner subjectiven Erregtheit und Unbestimmtheit nur auf die lyrische Poesie sich beschränkend, mußte leicht zur einseitigen Beurtheilung der übrigen Dichtungsarten — der epischen und dramatischen Poesie — geführt werden, so daß in Klopstocks „Messias" wie im „Götz von Berlichingen" nur die Elemente ihrer gährenden Innerlichkeit wiedergefunden wurden, und das Wesen der Poesie nicht in ihrem wahren Umfange und in dem charakteristischen Unterschied ihrer Arten aufgefaßt wurde. Ja selbst innerhalb der Lyrik ward jenen die Vermischung der Gattungen derselben sehr nahe gelegt. Da die Natur ihnen die Richtschnur der Dichtung sein sollte und zugleich der schwungvolle Enthusiasmus für Vaterland und Religion, welchen Klopstock ihnen eingehaucht, denselben Anspruch auf Geltung machte, so durchkreuzten sich nicht selten die Zurüstungen zu einem Liede und einer Ode, so daß neben Liedern von einer derben Natürlichkeit, welche alle Poesie aufhebt, andere von einer mystischen Höhe erschienen, in welcher die nothwendige Sicht auf die irdische Region ganz zu verschwinden droht; dann wiederum Hochgesänge, welche nach dem ersten Aufschwunge der Gedanken und Empfindungen sich zu einer Naturwahrheit herabließen, welche kaum dem Liede eignet. Stolberg unterscheidet in der dichterischen Bethätigung bestimmt den Ton des Liedes von dem Charakter der Ode; in der Theorie jener angeführten Aufsätze scheint er nur den Seelenzustand eines Odendichters im Sinne gehabt zu haben, in welchem das dynamisch oder mathematisch Erhabene den Inhalt der Begeisterung bildet, und wo das Lied der beruhigten Stimmung zur etwaigen Wahl der Darstellung anheimgegeben wird. Wie viele ausgezeichnete Volkslieder hat Stolberg gedichtet, denen nicht die Aufregung des Staunens und der Freude, wie sie der Rheinfall hervorrief, vorherging! Wo vom Blumenbeete die Blüthen uns wie die Kinderaugen aus dem blühenden Gesichte entgegenlächeln, die Quelle

---

Ueber Wieland vergl. das lehrreiche Werk von Löbell, »Entwickelung der deutschen Poesie von Klopstock bis Goethe« II, 360, 361.

[1]) Deutsches Museum 1780, S. 297 fgg. 1782, S. 387 fgg. S. W. X, 375 fgg., 397 fgg.

rieselt, der sanfte Hauch der Natur, mit der Thätigkeit des ländlichen Bewohners in Scene gesetzt, Leben athmet, finden wir in ihnen die Kunst geübt, durch den Schein die Täuschung einer höhern Wirklichkeit hervorzubringen, welche nicht aus der Höhe der Begeisterung, sondern aus einer Stelle hervorleuchtet, in welcher Höhe und Tiefe sich vereinigen.

In dem ersten jener Aufsätze: „Vom Dichten und Darstellen" [1]), unterscheidet Stolberg Dichten und Darstellen. „Empfangen ist süßer als Gebären, Dichten süßer als Darstellen. Groß und hehr umschweben den Dichtenden strahlende Göttererscheinungen; sobald er darstellt, strahlt er nicht mehr; sie schweben nicht mehr, aber sie wandeln, leicht, als schwebten sie, in dem schimmernden Gewande, in welches der Dichter sie kleidet. — Aber warum kleidet sie der Dichter, wenn auch die schönsten Gewande höhere Schönheiten verbergen? — Weil er nicht ganz Geist ist, so entsinkt er der Höhe, auf welche ihn seine Phantasie gebracht hatte; nun fühlt er, der eben noch in Göttergesellschaft war, sich verlassen, wenn er nicht die Erscheinungen mit sich hinabziehen kann; und das kann er nur, wenn er ihnen Feiergewande reicht, wenn er darstellt. Nun sieht er sie minder strahlend, aber er wird auch weniger geblendet. Er sieht sie auf der Erde wandeln, nicht mehr als Fremdling in ihrem Element, sondern als Freund, durch's Gastrecht mit ihnen verbunden, in dem seinigen. — Die Darstellung giebt dem Dichter das Pfand seiner Größe, zeigt ihm, daß er das vermag, was Andern unmöglich ist. — Durch die Darstellung wirkt er auf die Menschen um sich her und auf die Nachwelt. — Er, der Dichtende, senkt sich zur Darstellung herab, um andere Menschen zu heben. Gleich dem Adler wird er sichtbar, wenn er sich senkt. Die Darstellung macht den Dichter mit den Erscheinungen seines Geistes vertrauter. Wenn sie sich oft zu ihm herabgelassen haben, so heben sie ihn auch öfter und auf längere Zeit zu sich hinauf....."

---

[1]) Diese und die zwei folgenden Arbeiten sind dadurch schon von mehreren Kunstrichtern in eine schiefe Stellung gebracht, daß sie mit der Pragmatik der dramatischen Stürmer dieser Zeit zusammengestellt wurden. Die in jenen dargelegten Gedanken beziehen sich auf die lyrische Gattung.

In dem zweiten Aufsatze: „Ueber die Ruhe nach dem Genuß und über den Zustand des Dichters in dieser Ruhe", heißt es unter Andern: „Wahrer Seelengenuß besteht in der beständigen Abwechselung einer fluthenden Wonne und einer ebbenden Ruhe. Wenn diese Abwechselungen leise in einander übergehen, so scheint die stille, freudenspiegelnde Seele in einem Zustande der völligen Unthätigkeit zu sein. Sie ist sich nur ihrer Seligkeit bewußt, und es ist ihr, als würde sie aufgelöst in dieses Bewußtsein [1]). Der Dichter hat, als Dichter, keine eigentliche Arbeit. Was er hervorbringt, das bringt er hervor in den süßesten Stunden seines Lebens, und die Fluth des Gesanges, die ihm entströmt, scheint ihm aus der Urne einer Muse zu fließen, um ihn zu beglücken..." —

In dem Aufsatze „Ueber die Begeisterung" werden mehrere Andeutungen der vorhergehenden ausgezeichnet. „Die Begeisterung", sagt er, „ist unabhängig von dem, welcher sie — oder vielmehr welchen sie besitzt. Er kann sie nicht rufen, wenn er will; sie schließt ihr Ohr vor der Stimme des Beschwörers. Erscheint sie, so kann er sie nicht leiten; ihrem Fluge muß er folgen..... Indem die Begeisterung auf ihren Flügeln Einen erhebt, wehet sie in ihrem Fluge tausend an. Dieses Wehen währet fort, wenn der Augenblick der Begeisterung dahin, wenn der Dichter lange todt ist; es wächset mit dem Strome der Zeit. Ueber dem Zeitenstrome schwebet, wie tönender Schwanenflug, das Wehen der Ilias, und das Wehen der Odyssee! An seinen Ufern erschallen noch die Lieder Ossians, wie melodisches Schilfgeräusch.... Oft ist ihr Wehen mit zündendem Strahl für denjenigen, welcher selbst der Begeisterung fähig ist, begleitet. In solchem trifft er oft feuerfangende Ideen, welche, je nachdem die Seele des Getroffenen gestimmt ist, bald in Flammen auflodern, bald unter der Asche glimmen, bis das Säuseln der Begeisterung, oder ihr Sturm, auch sie zu Flammen anfacht......

„Selbst das göttlichste Gedicht ist nur ein Nachbild von den Zügen des Urbilds, welches die Begeisterung mit glühendem Pinsel in die Seele des Dichtenden hinwarf. Ihm schenkt sie das Original; er giebt nur

---

[1]) Ueber die letzten Aufwallungen der abwechselnden Fluth und Ebbe beim Anblick des Rheinfalls in der Schweiz siehe oben S. 66.

die Uebersetzung, eine Uebersetzung, welche weniger als andere das Original erreicht!

„Alle Werke der Begeisterung athmen Leidenschaft. Dichter sind mehrentheils sehr cholerischen Temperaments. Der größte Dichter unsrer, vielleicht jeder Zeit, Klopstock, dessen Herz sich so gern in süßen Empfindungen ergießt, der die sanften Entzückungen der Religion, der die feinsten Gefühle der Liebe, der das Hinsinken der Freude so lebendig darstellt, dessen Stirn immer heiter ist, dessen Seele hinschmilzt, wenn sie auf dem melodischen Strome von Windemens Stimme dahin gleitet von Empfindung zu Empfindung — eben dieser Klopstock trägt einen Vulkan im Busen, dessen Gluthen er immer zurückhält, dessen selten aufsteigenden Dampf nur seine vertrautsten Freunde bemerken, der aber in seinen Gedichten helle Flammen geströmt hat, an denen des Enkels Enkel bis an's Ende der Tage Licht der Erleuchtung und Gluth der Empfindung anzünden wird.....

„Ein Geschenk giebt die Natur jedem Begeisterten, aber nur ihm, und ihm nur auf Augenblicke. Ich meine den schnellen Blick, welcher dem Begeisterten richtige Verhältnisse zeigt, ehe er sie berechnen kann, — die schöpferische Kraft, welche idealische Welten schafft und zerstört —, Ahnungen von Ideen, von Wahrheiten, von Empfindungen, die außer dem Gesichtskreise des gewöhnlichen Zustandes der Menschen liegen.

„Diese Kraft ist es, welche den Dichter zum Seher macht. Der Philosoph ist Forscher."

In die Jahrbücher der Stolbergschen Familie hat das verlaufene Jahr einen unvorhergesehenen Unglücksfall eingezeichnet. Der zwanzigjährige Bruder der Grafen Christian und Friedr. Leopold, Magnus, war im Zweikampfe gefallen. Dieser studirte auf der Universität Kiel. Ein bereits von mehreren Universitäten wegen seiner Streitsucht verwiesener Liefländer, Namens Eichstedt [1]), hatte sich die gröbsten Schmähungen gegen Müller, Stolbergs Freund, erlaubt, und von diesem auf die Unwahrheit derselben aufmerksam gemacht, dieselben nicht nur nicht zurückgenommen, sondern Stolberg auch zum Zweikampf provocirt.

[1]) Wolff in seinem »Hausschatz deutscher Prosa« S. 41 läßt ihn irrthümlich den Sohn eines Amtmanns zu Eichstädt sein.

Dieser, tödtlich verwundet, rief seinem Gegner zu: „Retten Sie sich, ich vergebe Ihnen." — Verwendungen der ältern Brüder des Gebliebenen verdankte Eichstedt Straflosigkeit. Der Graf Christian schrieb im Geiste des Stolbergschen Edelmuths von Tremsbüttel aus an den Vater des Thäters: „Ich biete Ihnen mit herzlichem Mitleid meine Hand, bejammerungswürdiger Mann! und gebe Ihnen zum Troste die aufrichtige Versicherung, daß gegen Ihren armen, unglücklichen Sohn, unter dessen Hand mein geliebter, hoffnungsvoller Bruder gefallen ist, keine Empfindung des Grolls oder der Rache in meine Seele gekommen sei. Seien Sie vielmehr so von mir, als von meinem Geschwister überzeugt, daß wir uns die sorgsamste Mühe gegeben haben, und noch geben werden, um sein Schicksal auf die möglichste Weise zu mildern. Und wenn auch das Urtheil, so viel ich auch von der Milde der Richter hoffen kann, dennoch nicht nach unserm Wunsche ausfiele, so werden wir uns auch in diesem Falle eifrig bestreben, von dem König eine Milderung zu erflehen, die Er uns gewiß nicht verweigern wird. Ihnen diese Worte des Trostes zu sagen, unglücklicher Vater! fand ich mich in meinem Herzen verbunden, und ich bitte Sie inständigst, das größte Vertrauen in meine Versicherungen zu setzen. Aber wie schwach wäre dieser Trost, wenn ich ihn nicht mit einem viel höheren, der voll Erquickung für Sie sein muß, begleiten könnte! Beurtheilen Sie Ihren Sohn nicht mit der Strenge, zu der Sie der Erfolg einer Handlung verleiten könnte, deren Absicht gewiß von dem unglücklichen Ausfall weit entfernt war. Lassen Sie mir den Trost, Ihnen zu sagen, daß ich einen Brief von Ihnen gelesen habe, der aus keinem andern, als edlem Herzen fließen konnte, und der mir die bittersten Thränen des Mitleids erpreßt hat. Die Wege der göttlichen Vorsehung sind undurchschaubar, und führen, so labyrinthisch sie sich auch winden, gewiß dennoch alle zum Ziel, wie es unser ewiges Heil erfordert. Einst wird uns die Hülle von den Augen genommen werden, und alsdann werden wir vielleicht Gott preisen, daß er Ihren Sohn und meinen Bruder diese Wege habe wandeln lassen. Beide Jünglinge in der schönsten Blüthe ihres Lebens, beide allen Gefahren der Versuchungen ausgesetzt, von denen vielleicht den Einen nur ein früher Tod und den Andern ein solches gewaltsames Einkehren in sich selbst befreien konnte. An die Möglichkeit des Todes haben sie beide nicht

gedacht; es war kein Keim der Feindseligkeit in ihr Herz gekommen, und das letzte Wort meines sterbenden Bruders war Verzeihung und Fürsorge für Ihren Sohn. Auch diese Vergebung unseres Bruders soll uns antreiben, uns mit dem größten Eifer für das Wohl Ihres Sohnes zu bekümmern, dessen Schicksal bereits itzt schon gelinder ist, als es in ähnlichen Fällen zu sein pflegt. Gott tröste Sie mit seinem besten Segen und gebe Ihnen die Gnade, daß Ihr Sohn, der Sie so tief niedergeschlagen hat, durch seine aufrichtige Besserung Sie wieder trösten und dieses schreckliche Andenken aus Ihrer Seele vertilgen möge." —

Die begeisternde Muse geleitete Stolberg hinüber in das Jahr 1781, um ihm Beistand zur Fortsetzung eines größern Gedichts zu gewähren, welches in den zunächst vorhergehenden Jahren angefangen war und zu dessen Entstehung ohne Zweifel die neue Welt die nächste Anregung gegeben hatte. Die wachsende Bedeutung des Widerstandes der nordamerikanischen Colonien gegen das Mutterland, der allmälig zu einem völligen Vertheidigungskrieg, zu einem Kriege auf Trennung von England sich steigerte und endlich zur Erklärung der Unabhängigkeit der dreizehn vereinigten Staaten führte, wurde bald in ganz Europa empfunden. Die ausgesprochenen und geltend gemachten nordamerikanischen Grundsätze und die glänzenden Thaten großgesinnter Leiter schimmerten in der magischen Beleuchtung einer weiten Ferne nach dem alternden Europa herüber und drangen mit dem vollen Hoffnungszauber einer jugendlich emporwachsenden neuen Welt in die Gemüther. Am wenigsten durften die ehemaligen Musensöhne von der Leine und die Klopstocksjünger von der geistigen Bewegung unberührt bleiben, und Fr. Leopold Stolberg begann ein Epos, in welchem er aus den aufgerollten Blättern der ganzen Vergangenheit ein Mahner der Gegenwart und ein Seher der zukünftigen Geschicke der Menschheit und vorzüglich Deutschlands wurde. Ueber das Dasein dieses Werkes haben wir die bestimmte „Angabe" vom Verfasser selbst, in der dem Drucke übergebenen „Zueignung eines unvollendeten Gedichts: Die Zukunft," an seine Freundin Carol. Ad. Cornelia Gräfin von Baudissin aus dem Jahre 1782 und in der Anführung von funfzehn Versen in dem 1788 herausgegebenen politischen Roman „die Insel", denen die Anmerkung zugefügt ist: „Aus einem ungedruckten Fragment: Die

Zukunft" [1]). Das Gedicht enthält fünf Gesänge in Hexametern. Der erste Gesang enthält 374, der zweite 815, der dritte 318, der vierte 310, der fünfte 337 Verse. Die Gesammtzahl der Verse beträgt demnach 2154. Daß einzelne Abschriften des Gedichts, welches er noch in spätern Jahren ein Fragment nannte, sich allmälig unter die Freunde des Verfassers verbreiteten, darüber liegen die bestimmtesten Beweise vor [2]).

Warum aber der Verfasser sich nicht entschloß, das Fragment zu einem Ganzen abzurunden, oder auch nur das Fragment, welches den Beifall kritischer Freunde hatte, der Oeffentlichkeit zu übergeben, darüber vermag die Vermuthung nur eine der Wahrheit sich nähernde Wahrscheinlichkeit in Anspruch zu nehmen. Es mochte der Dichter in ruhigen Stunden die Einsicht gewinnen, daß die Phantasie der wirklichen Gegenwart und der wahren Vergangenheit oft zu grelle Farben der Dichtung geliehen und daß die Visionen der Zukunft auch mit Träumen behaftet seien, die zu weit über die Tragekraft der menschlichen Natur und der menschlichen Dinge und Verhältnisse hinausgingen, um je an das Tageslicht der Wirklichkeit gelangen zu können. Ferner mußte damals eine politische Tendenzpoesie, in großem Umfange ausgeübt, in Deutschland manche fürstliche Höfe und Regierungen unsanft berühren; und Graf Stolberg, der Diplomat, der Gesandte

---

[1]) S. W. I, 313 fg. III, 258. Boie schreibt an v. Halem im Jahre 1783 — bei Strackerjan in v. Halems Selbstbiographie und Briefen, S. 12: »Von Stolbergs Zukunft habe ich vier Bücher gelesen und bin auch von dem großen Dichtergeiste durchglüht worden, der durch das Ganze webt. Ihre Verse darüber sind sehr gut.« — Der letzte Satz bezieht sich auf die Lobhymne von v. Halem, befindlich u. A. in seinen gesammelten Schriften V, S. 28 fg.

[2]) L. Roß, Professor in Athen und Halle, ein geborner Holsteiner, war in den Besitz einer solchen vollständigen Handschrift gelangt, die nach seiner Versicherung sich unter den Papieren eines zu Anfang der zwanziger Jahre verstorbenen Jugendfreundes des Grafen erhalten hatte. Den dritten Gesang theilte derselbe in der »Allgemeinen Monatsschrift für Litteratur« S. 37 fgg., Halle 1850, mit. Ueber das Ganze des Werkes und über die historischen Beziehungen, aus welchen sich die Entstehungszeit der einzelnen Gesänge bestimmt, war schon früher in den »Blättern für literarische Unterhaltung« im Jahre 1832 Nr. 78 und Nr. 108 bis 111 höchst wahrscheinlich von demselben jungen Gelehrten Nachricht und Mittheilung zahlreicher Stellen aus demselben gegeben worden. Wir konnten nur diese Quellen benutzen.

an einem Kaiserhofe und an zwei Königshöfen, konnte unmöglich erwarten, daß auch die schönsten Ideale des Dichters und namentlich das einer künftigen deutschen Republik eine empfehlende Beglaubigung für die öffentliche Sendung und amtliche Stellung sein würden. — Für die Zeit der Entstehung des Gedichts bietet dieses selbst die Anhaltspuncte des Urtheils dar. Die erste hierher einschlagende Angabe findet sich am Ende des zweiten Gesanges, V. 748:

„Dreizig Sonnen sah ich noch nicht."

Also muß die Zeit der Abfassung der zwei ersten Gesänge wenigstens in das Jahr 1779 zurückverlegt werden. Aber noch bestimmter bezeichnet der Dichter diese Zeit einige Verse weiter (II, 797—800):

„Also sang ich, als Friedrich zum zweiten Male mit Lorbeern
Wiederkehrte, nicht, wohl uns! mit blutigen Lorbeern.
Denn er zuckte sein Schwert; da wandte mit bäumenden Rossen
Sich der geschreckte Krieg!"

Hier hat der Dichter offenbar das Ende des bairischen Erbfolgekrieges und den im Mai 1779 geschlossenen Teschener Frieden im Sinne; die Schlußverse des zweiten Gesanges fallen also in den Sommer des Jahres 1779. Daß nun die Muse des Gesanges sechszehn Monate ruhete, erhellet aus dem Anfange des dritten Gesanges, wo es heißt (III, 1 und 5—7):

„Kommst Du wieder zu mir nach langem Säumen, Siona?

— — — — — —

Kommst Du wieder? Schon zehn Mal und sechs Mal füllte die Sonne
Mit den Strömen des Lichtes das Horn des silbernen Mondes,
Seit Du mir entschwandest!"

Noch hat der Dichter die Geliebte seines Herzens nicht gefunden (III, 27):

„Wirst auch Du mich nie mit sanftem Schimmer verleiten,
Süße Liebe?"

Auch nennt er den Namen seiner Agnes noch nicht, mit welcher er sich im Sommer des Jahres 1781 verlobte, wohl aber geschieht des Todes der Gräfin Emilia Schimmelmann Erwähnung, welche in der

ersten Hälfte des Jahres 1780 starb. So ergiebt sich mit um so größerer Bestimmtheit der letzte Zeitraum des Jahres 1780 für den Anfang des dritten Gesanges. Die Vollendung dieses Gesanges und des vierten, welcher selbst keine Zeitandeutungen enthält, mag dann das Jahr 1780 u. 1781 ausfüllen. Der fünfte und letzte Gesang entstand im Sommer des Jahres 1782 zu Eutin, wo der Dichter einen schön gelegenen Garten am Ufer des Eutiner Sees bewohnte. Die Jahreszeit und den Ort bezeichnet er V, 1—3:

„Nun erschallet der Nachtigall Lied auf hangenden Buchen
Ueber dem stillen See und auf den duftenden Erlen
An dem Ufer des bräunlichen Baches."

Das Jahr ergiebt sich aus den Versen V, 15, 16:

„Dem er ein liebendes Weib mit Nachtigallseele geschenkt hat,
Meine Agnes, mit Taubenaugen und goldenen Locken."

Stolbergs Vermählung aber fand im Juni 1782 statt, daher dieser Gesang in den Sommer des J. 1782 fallen muß, da in ihm der Fortgang des amerikanischen Krieges besungen wird, der am 24. September 1782 durch Englands Anerkennung der Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten Nordamerika's beendigt wurde.

Viele Stellen dieses Gedichts sind Belege des ausgezeichneten Dichterberufs und der hochherzigen Gesinnung des Verfassers, die selbst aus dem nicht selten zu kühnen Fluge der Phantasie hervorleuchtet; mehrere haben auch im Verlaufe der Zeiten einen größern Werth als den einer poetischen Vision erhalten; sie sind geschichtliche Wahrheit geworden und haben ein anziehendes Interesse selbst für die Bestrebungen der Gegenwart gewonnen. Desto weniger dürfen wir es uns versagen, aus den einzelnen Gesängen ausgezeichnete Stellen hervorzuheben.

Der erste Gesang beginnt:

„Ich bin Staub und Asche, gestern geboren und morgen
Wallen über mich hin die Füße des nichtigen Enkels.
Schatten heißet und Traum mein Leben, mein Wissen ist Dämmrung;
Eitel ist alle mein Thun, denn meine Kräfte sind Ohnmacht.
Kaum gewährt mir die fliehende Stunde des Lebens, zu schauen
Um mich her, — und dennoch verliert sich mein Blick in die Zukunft?

Darf er es thun?..... O Du, der mit dem Meere die Erde
Gürtete und umher mit sternichten Himmeln sie wölbte,
Der in eine Hütte von Erde die Seele des Menschen
10 Einschloß und sie lehrte, den Himmel Heimath zu nennen,
Der aus dem Strome der Zeiten ihr einen Tropfen vergönnte,
Aber himmlische Inseln verhieß im ewigen Meere,
Welches wie Einen Tropfen den Strom der Zeiten verschlinget,
Ewiger Vater des Alles, so ist, so war und so sein wird,
Wenn mein Geist sich erhebt auf neuer Ahnungen Flügel,
Vater, folgt er nicht dann dem Triebe, den Du ihm anschufst?
Weinen ist die erste Stimme des Menschen, und Sehnsucht
Ward von Dir zur Gefährtin dem Sohne des Weibes gegeben,
Daß sie walle mit ihm die Bahn des Lebens im Staube.
20 Sie entlocket Thränen dem Einen, reichet dem Andern
Süßer Hoffnungen Becher, erscheint im Schlummer dem Müden,
Wenn aus bessern Welten ein Traum sein Lager umflattert,
Und besucht in wachenden Träumen die Seele des Dichters,
Aber entschwebet ihm nicht auf Purpurschwingen des Morgens,
Ehe sie Bilder der Zukunft in seiner Seele gelassen.
Mich entflammen die Bilder der Zukunft, ich nehme die Harfe,
Und erhebe mein Haupt, meinen Brüdern zu singen,
Welche Gesichte mir die geweihten Stunden verliehen.
Bin ich aber zu kühn, und darf ich, weil ich der Erde
30 Früchte genieße, nicht dem heiligen Dunkel mich nahen,
O, so bewahre mich, Herr! vor vermessenem Frevel, und laß mir
Früh die Blässe des Todes in's sinkende Angesicht wallen,
Eh' ich der Ewigkeit Hülle mit eiteln Flügeln umflattre,
Welcher Engel vielleicht mit weiser Stille vorbeigehn!
Denn sie wissen nicht, wie lange die rollende Erde
Soll in wechselnder Schöne die flammende Schwester begleiten;
37 Du nur weißt es, o Gott, mit Dir der Endlichen keiner."

**Die Schauer der Gottheit sind durch diesen Gedanken in dem Gemüthe des Dichters rege geworden; er wendet sich daher jetzt (V. 38—63) mit inbrünstigem Gebete an Gott und an den „Sohn Gottes", am Tage des Gerichtes, „wenn die Gräber der Todten vor Deiner Stimme**

sich öffnen", auch seiner Schwäche erbarmend gedenken, auch ihn in das Buch des Lebens zeichnen zu wollen. Hierauf folgt die eigentliche Exposition (V. 64):

„Einsam ging ich am Ufer des Meeres, in nächtlicher Stunde,
Und es lauschte mein Ohr dem ernsten Wogengesange;
Ueber mir hingen wölbende Wipfel alternder Buchen."
u. s. w.
„Bebend zeigten sich bald, und verbargen wieder, der Sterne
Häupter, mit wankendem Laub, so leise, daß mein getäuschter
Blick der bewegten Stern' am blauen Himmel sich freute,
Und mich däucht', ich hörte der Sterne tönenden Kreislauf.
73 Da erhub sich mein Geist."

Der Dichter giebt sich der Wonne des begeisterten Schauens und Ahnens hin, aber bald fühlt er seine Schwäche: „Wo ich wähnte Licht zu sehen, da war es ein Irrlicht." Während er noch so da steht, sinnend und nach Erkenntniß schmachtend (V. 91):

„— Da rauschte
Ueber mir, da strahlte bei mir im Glanze des Himmels
Eine Göttergestalt! Des schwachen Sterblichen Kniee
Schwankten, und ich sank zu Boden! — — — —
In der Entzückung entschwebte die Seele dem Leibe; sie sah ihn
Bleich und starr im Schimmer des Mondes liegen, und bebte
Vor der Erschüttrung (es däuchte sie so) des plötzlichen Todes."

Die entfesselte Seele glaubt ihren Engel zu sehen und begrüßt ihn anbetend; aber (V. 106):

„Ich bin nicht dein Engel; du bist noch sterblich, und kehrest
Wieder zum irdischen Leibe zurück aus dieser Entzückung.
Sieh! ich bin die himmlische Muse; du wähntest die Zukunft
Auszuspähn? Kein Sterblicher kann's. Unsterbliche wissen
Manches, ahnen mehr und lernen; wo der Erkenntniß
Hülle schattet, da beten sie an in heiliger Ferne.
Dir Gesichte der Zukunft zu zeigen, bin ich gekommen,
Einige heller, dunkler die andern, viele mit Wolken
114 Ganz umnachtet; ich kann dir nicht Alles, o Sterblicher, zeigen,

Was ich weiß, und darf auch Vieles selber nicht wissen.
Schweb' auf jene Wolke mit mir! — Ich schwebte mit stummer
Ehrfurcht ihr nach, und bebte von bangen freudigen Schauern,
Und erkühnte mich nun, sie anzuschauen. In hoher
Bildung strahlte sie" u. s. w.

Es folgt eine Schilderung der Herrlichkeit der himmlischen Seherin. Bald beginnt die Muse, ihrem staunenden Begleiter die Zukunft zu enthüllen:

V. 145 „Schau, ich öffne die Augen dir nun, und will dir auch deuten
Viele Gesichte, doch werden sie schnell vorüber dir schweben;
Denn es fleucht die geweihte Stunde auf Flügeln des Windes.
Sprach's, und zeigte mir mancherlei Bilder, und deutete Vieles
Schnell, mit inhaltsvollen und fliegenden Worten; ich will Euch,
Freunde der Zukunft, zuerst der Offenbarungen Bilder
Zeigen, es sollen Euch dann weissagende Worte tönen."

Dem Dichter eröffnet dann die Muse in einer Reihe von Gesichten die vergangenen und zukünftigen Schicksale der alten und der neuen Welt in allegorischer Umhüllung.

V. 364 „. . . . Es war die himmlische Muse verschwunden,
Und der steigende Mond, der, als die Entzückung mich faßte,
Noch erröthend vom Aufgang, einer gekräuselten Wolke
Untersten Rand mit dunklem Golde bemalte, der schwebte
Nun am obersten Rande mit versilbernden Strahlen.
Pleïas und Orion waren nicht merklich gestiegen,
Sirius funkelte noch durch die Esche des einsamen Hügels,
Dicht noch über dem dörflichen Thurme strahlte Capella.
So schnell lernet und handelt die Seele des Erdgebornen,
Wenn sie frei sich fühlt von den Banden des trägen Genossen;
374 Ewigkeiten sind ihr bestimmt zum Lernen und Handeln."

## Aus dem zweiten Gesange.

V. 1 „Zwischen der Ewigkeit beider unendlichen Ozeanen
Liegt die Insel der Zeit mit mannichfaltiger Küste;
Mir zur Linken der Vorwelt Gefilde, Gefilde der Nachwelt

Mir zur Rechten, diese gehüllt in nächtliche Nebel;
Klein des Lebens Pfad, auf welchem wir Sterbliche wallen,
Zwar mit Dornen bepflanzt, doch tragen die Dornen nicht Rosen?
Zwar mit Rosen geschmückt, doch stechen nicht Rosen mit Dornen?"

Der Dichter geht über auf die Schwäche des Menschen, die Stärke des Weisen, feiert dann (V. 19 fg.) das ihm gefallene Lebensloos und schließt die Exposition dieses Gesanges.

V. 36 „— — — — — Die schwere irdene Bürde
Drückt mich nicht, wenn schwebet mein Geist auf Flügeln der Ahnung.
Siehe, sie huben mich über den Nebel, welcher der Zukunft
Küste verhüllt, ich schaute hinein in die ewige Ferne;
Aber eh' ich die hüllende Decke der Zukunft entfalte,
Schau' ich einmal zurück auf die ganze Küste der Vorwelt;
Sie ergötzet den Geist mit mannichfaltiger Aussicht."

Eine reiche Fülle von Bildern der Vergangenheit rollt der Dichter nach einander auf. Eine Schilderung Edens eröffnet diese Reihe.

V. 47 „— Ach! dort wohnte die Freude, die nun als Gast uns besuchet,
Dort die lächelnde Hoffnung, sie war der Ruhe Gespielin,
Bebte noch nicht mit fliegendem Haar und klopfendem Herzen;
Jeder knospende Wunsch enthielt die Frucht der Erfüllung,
Sanft und milde war jeder Genuß, wie Brüste der Amme,
Stärkend jeder und feurig, wie lieberzeugende Weine!"

Es folgt bald die Sündfluth; darauf erscheinen in rascher Folge dem Seher die Bilder der jüdischen, griechischen und macedonischen Geschichte. Die römische Weltmacht geht an ihm vorüber.

V. 254 „In den ländlichen Hütten, am frohen Tische der Armuth
Wachsen stolze Helden empor; sie nennen die Einfalt
Ihre Mutter, nennen die Freiheit ihre Verlobte."

Rom trägt seine siegreichen Adler nach Griechenland, Afrika und Asien. Die Bürgerkriege untergraben Roms Größe und Freiheit; freilich der Herrscher Cäsar fällt unter des Brutus Dolche, aber die Freiheit wird nicht wiedergewonnen.

V. 297 „Schöner kurzer Tag der wiederkehrenden Freiheit,
Mit dem sinkenden Haupte Brutus' gehest du unter!
Brutus, edelster Römer und letzter! gönne den Stolz mir,
Diese Blume des Liedes, naß von Thränen der Freude,
Dir mit bebender Hand um deine Urne zu winden."

Es beginnt die christliche Zeit. Den Flammeneifer der ersten Christen, den freudigen Tod der Märtyrer des Glaubens besingt der Dichter:

V. 447 „Keiner träufelt Oel in ihre stechenden Wunden,
Ihnen netzet Keiner mit labender Quelle die Lippen!
Aber es höret ihr Geist die säuselnden Bäume des Lebens
Am krystallenen Strom! Ihr Engel bebt vor Verlangen,
Nun zu lösen die Bande des Lebens, aber sie selber
Beben nicht, sie lächeln, sie preisen, sie singen, sie sterben!"

In diese Zeit der Christenverfolgungen wird das Leben Fingals und seines Sohnes Ossian verlegt. Die Begeisterung sieht die moosigen Thürme von Selma, sieht Fingal und seine Helden und Ossians Speer und Leier. Aber ach! die Helden fallen, nur Ossian und Malvina bleiben, um sie zu betrauern:

V. 473 „Lieblich schallen die Heldengesänge des bebenden Greises
In der Stimme Malvina's am Schilfgesäusel der Kona!
Oftmals schweben, in Nebel gehüllt, die Ahnen des Sängers
Um die graue Scheitel, auch senkt auf Strahlen des Mondes
Oskars Seele sich oft auf die schimmernde Lippe Malvina's."

Später geht er von der Schande des Negerhandels über zur Apostrophe an sein Vaterland.

V. 675 „— — — — es eilt der spottende Krämer
Mit der Beute davon; die händeringende Mutter
Rührt ihn nicht, nicht ihn die weinende Jungfrau! So treff' ihn,
Gott, Dein —! Doch wer bin ich? Es darf dem Staube der Staub nicht
Fluchen! Und schon schnauben vielleicht die feurigen Rosse
Vor dem Wagen der Rache Gottes! Schwarze Wolken
Hüllen ihn ein, schon zucken vielleicht verderbende Wetter!

Fleug von Gipfel zu Gipfel, Gesang! In den Thalen der Vorzeit
Schwebten Erscheinungen, rufe sie auf mit tönendem Zauber.
Deutschland, heiliges Land, dir wallt im klopfenden Herzen
Heiß mein Blut! Ich freue mich dein, wie des Sieges der Held sich
Freut! Ich liebe, Vaterland, dich, und werde die Braut nicht
Höher lieben, ehrte den Vater nicht mehr und die Mutter!
Viel sind deiner Ehren, und tausendjährig, und immer
Wieder neu! Du Land der rosigen Keuschheit, des alten
Eisernen Muths, der Treue, des freien Sinnes, der Einfalt!
Deine Dichter sind stark, wie deine Weine, so feurig
Und so rein, und hoch, wie deine kreisenden Adler!
Deine Weisen erkunden der Kenntniß Tiefen, und forschen
Unablässig, bescheiden und kühn, mit prüfendem Bleiwurf."

Der dritte Gesang

verkündet Deutschlands Zukunft den künftigen Enkeln, ihre blutigen Kriege der innern Zwietracht, dann ihren gewaltigen Unterjocher; allein

V. 107 „— — — — Der Freiheit Odem durchwehet
Eine kleine Schaar; es wehet der Odem der Freiheit
Größere Schaaren zusammen!"

Das Glück der wieder erkämpften Freiheit und die Vereinigung der einzelnen Völkerschaften werden besungen und — nicht in Regensburg! — in Frankfurt wird die Versammlung der Väter des Reichs gefeiert!!

V. 197 „Zween erhabene Lehrer der Menschheit (ihre Namen
Flammen auf den Tafeln der Zukunft, es las sie Siona,
Aber Siona verschwieg mir die großen Namen; es freut sich
Locke schon im Himmel auf sie und Montesquieu freut sich
Schon auf sie, und der friedsame Penn und der glühende Rousseau),
Zween erhabene Lehrer der Menschheit werden der Freiheit
Richtschnur ziehen, bescheiden und kühn, mit geläutertem Eifer,
Werden sondern die Völkerschaften des glücklichen Deutschlands,
Dennoch alle zugleich mit heiligem Bande vereinen.

Unter schattenden Linden versammlen sich Väter des Volkes
Hie und da und dort, es schwebt der Gerechtigkeit Wage
Frei vor den Augen des Volks in den Händen der Väter des Volkes;
Jede Völkerschaft sendet Erkorene hin, wo des Maines
Sanfte Wellen sich froh mit dem strudelnden Rheine vermischen,
Edle Männer, wie Gott in diesen entarteten Zeiten
Selten giebt, das Salz des Jahrhunderts, das sie verkennet;
Solche werden erkoren, solche lenken die Rosse
Deutscher Regierung mit stäten und nicht mit straffen Seilen,
Mit dem scharfen Blicke der Weisheit, der männlichen Milde
Sicherer Hand, auf Wegen des Glücks, vom Ruhme bestrahlet.
217 Siehe, wie die Donau, der Rhein, die Weser, die Elbe
Dreien Meeren Früchte der Erd' und Früchte des Fleißes
Bringen! Aus den Häfen der Meere eilen die größern
Segel, zahllos wie summende Bienen im Tage des Sommers
Aus der wächsernen Stadt. Zur purpurnen Wiege des Morgens
Eilen sie, oder sie eilen zum falben Bette des Abends.
Nationen, waget es nicht, an die schwimmende Habe
Deutschlands frevelnde Hände zu legen! Es dräuen in deutschen
Häfen ruhende Wetter und harren der Winke des Volkes,
Ob sie donnern sollen im Morgen, donnern im Abend!
Frankreich, deine Wangen bedeckt des Neides Blässe,
Und die stolzere Eifersucht glüht auf Albions Wangen."

Ueber das zukünftige Verhältniß der Philosophie und Religion sagt der Dichter unter Anderm:

V. 251 „Philosophen streben nicht mehr vergebens, den Lichtstrahl
Jeder Wahrheit zu spalten, sie sammlen die Strahlen mit weiser
Sorgfalt, daß aus ihnen ein Licht vom Himmel entflamme!
Philosophen streben nicht mehr vergebens, den Lichtstrahl
Jeder Empfindung zu spalten, sie sammlen die Strahlen mit heißer
Inbrunst, daß aus ihnen ein Feuer vom Himmel entlodre!
Hohe Religion, dann wirst du unter den Deutschen
Wandeln in angeborner Einfalt und himmlischer Würde,
Wie dein göttlicher Stifter, den jetzt viel' heuchelnde Priester
Mit dem Munde bekennen, und mit dem Herzen verläugnen.

Ach, er wird sie dereinst vor den Augen des Himmels verläugnen,
Wenn er, wie der Ozean die Ströme versammelt,
Alle Frommen zugleich zu seinem Heile versammelt!"

Aus dem vierten Gesange.

V. 23 „Aber nicht für das Lob des Jahrhunderts, nicht für des Enkels
Thräne stimm' ich die Saiten der Harfe, die Gott mir gegeben,
Sondern ich spiel' und singe mein Lied, wenn die Weihe des Himmels
Ueber mir säuselt; so schwillt vom Hauche Gottes das Meer auf,
Still bei stillem Himmel, und schäumend und thürmend und donnernd,
Wenn von oben der Sturm mit schnaubenden Rossen einherfährt."

Siona hat dem Dichter wieder gewinkt; er folgt ihr gern, wohin sie ihn auch rufen mag.

V. 37 „Heil mir, daß Du mich wieder besuchtest! Hehr und furchtbar
Sind die Gesichte, welche Du mir, Siona, gezeigt hast!"

Die Muse hat den Seher in den Himmel geführt, vor das Allerheiligste Gottes; er ist Zeuge gewesen von dem Gerichte über die Reiche und Länder der Erde.

V. 51 „Ernst erhub sich ein Engel, der ersten einer, und stellte
Neben dem Allerheiligsten sich an die goldene Wage,
Welche Welten und Thaten wägt, in welcher der Schwelger
Leicht erfunden ward, als die schwebende Hand sein Gewicht schrieb.
O! wie leicht ward Cäsar in ihr erfunden! — Harmonisch
Klang sie oft und sank von Einer Thräne der Andacht!
Nicht nur Thaten, Absichten wägt die goldene Wage,
Manchen Gedanken, der heimlich und bald im Herzen vergessen,
Aber liebevoll dem schönen Herzen enteilte,
Wäget sorgsam ein schützender Engel, und lächelt, und schreibet
Sein Gewicht in das Buch des Lebens mit flammenden Schriften.
Neben dem Engel stand der Engel der Erde, der Reiche
Schützende Geister standen um ihn . . . ."

Aus dem fünften Gesange.

Im Anfange desselben feiert der Dichter die Reize des Lenzes und sein neues Eheglück. (Siehe oben.) Dann treten wiederum Bilder

der Vergangenheit, noch mehr Bilder der Zukunft ihm entgegen, der er nach Siona's Vorgange besingt

V. 68 „— — — — — des ungebornen Jahrhunderts
Großen Sohn. Es werden bei seiner Wiege Gefahren
Ihn umgeben, es wird, wie seines Vaterlandes Felsen,
Rauher Nordwind ihn härten. Wie am umbrausten Gestade
Eine edle Tanne dem Sturme trotzet, wenn Fichten
Fallen und Kiefern: so wird der herrschende Jüngling dem Schicksal
Widerstehen, ein Löwe wie Karl und weise wie Wasa,
Groß wie Adolf. Es herrscht in seinem glühenden Herzen
Ein Gefühl, das oft bei seinen Spielen den Knaben
Schon ergriff, wie Blitze den Jüngling. Die Rechte der Menschheit
Fühlt er gekränkt, und weiß, daß nicht für Einen die Vielen
Wurden geschaffen. Was er im Herzen als Jüngling
Schon beschlossen, das läßt er langsam reifen, die Völker
Vorzubereiten; denn so tief sind die Menschen gesunken,
Daß sie müssen bereitet werden zur heiligen Freiheit!
Endlich führet der Greis es aus."

Das Seherauge des Dichters erblickt jetzt freie Deutsche an beiden Ufern des Rheines; es sieht den Bourboniden den Schweizern Ketten zeigen, aber die Schaaren Deutschlands eilen zur Hülfe herbei, und überall sinken seine Miethlinge in ihr Blut.

V. 123 „— — Es rollet die Maas, es rollet die Mosel
Ihre ersten Wellen wie ihre stolzern Wogen
Wieder durch Deutschland." — — — —

V. 136 „— Es freun sich die wieder beglückten Provinzen,
Glücklicher itzt, als eh' sie der ehredürstende Ludwig
Unsern wackern Vätern entriß." . . . . . . .

In dem letzten Theile dieses Gesanges beschäftigt sich der Dichter vorzüglich mit Amerika's Zukunft.

V. 173 „Gott ließ zu den Krieg, der von dem Bette des Abends
Donnert in allen Meeren bis zur Wiege des Morgens,

Wo an den äußersten Enden der Erde die Völker Europa's
Sich, von wilden Stürmen auf fremden Wogen gegängelt,
Suchen, als ob sie das Grab der heimischen Erde verschmähten."

Albion, ruft der Dichter aus, schone das Blut deiner Söhne und Brüder! Denn vergebens blutest du, vergebens erkaufst du von deutschen Fürsten ihre Krieger, selbst hohnlächelnd über unsere Schmach.

V. 187 „Denn frei wird Amerika sein! Und kann es Euch Trost sein,
Britten, so sei es Euch Trost, daß unter den Söhnen der Freiheit
Eure Brüder die Erstlinge sind. Auf weise Gesetze
Werden sie gründen ihr Reich, sie werden sich mehren wie Bienen,
Emsig wie Bienen, wie sie mit scharfem Stachel gerüstet
Gegen Jeden, der sich erkühnt, zum Zorn sie zu reizen.
Unbewohnte Fluren, wo nie im wankenden Grase
Weder wiederkäuende Rinder noch muthige Rosse
Weideten, werden öffnen den Schooß der blinkenden Pflugschar."

Wachsen wird Amerika durch die jugendliche Kraft und Fülle seines Bodens und durch seinen weitverbreiteten Handel. — Aber in das Meer der tiefern Zukunft öffnet zuletzt den Blick des Sehers Siona: auch Südamerika erhebt sich gegen seine europäischen Dränger. Von den Gipfeln und aus den Schluchten der Berge erscheinen die Enkel der Söhne des Landes, erscheinen die kühnen Araukas und Puelches, die nervichten Stämme von Chili, des weichlichen Peru's Enkel, durch Armuth und Grimm und rauhe Bergluft gehärtet, und Mexico's Söhne. Aus allen Landen eilen furchtbare Flotten über das Meer, die Freiheit Amerika's zu bekämpfen; auch Deutschland sendet seine Geschwader. Von Buenos-Ayres' hohen Zinnen schaut Amerika's Engel dem Kampfe zu.

— — „Zween dampfende Tage
Wanket auf schäumenden Wogen der Sieg! Es entscheidet der dritte
Furchtbare Tag." —

Ganz Amerika ist frei, auch Lima, das zuletzt noch widerstand, eröffnet den Heeren der Freiheit seine Thore.

V. 319 Ueber vieler Städte Jammer, über Vertilgung
Großer Heere senket die Muse den Schleier; sie schwieg mir,
Als ich brannte zu wissen der neugestifteten Reiche
Namen und Satzung; dann lächelte sie und sagte: Genügen
Müsse Dir das: Gerechtigkeit wird und dauernde Freiheit
In Amerika wohnen, es wird die himmlische Wahrheit
Ihren milden Glanz in tiefen Thälern des Andes
Nach und nach verbreiten, es werden Söhne der Inkas
Ihre Stämme beherrschen und mit den Söhnen der Freiheit
Heiligen Frieden halten; die wackern Stämme von Chile
Werden in sicherer Ruh', unangefeindet und selber
Nicht anfeindend, die Höhen und krummen Thäler bewohnen.
An der Küste verbreitet sich, unter weisen Gesetzen,
Im paradiesischen Chile dereinst die edelste Freiheit.
— — — Dem allzu sichern Europa
Sei es Warnung dereinst, daß, wenn die Sonne dem Inka
Strahlet, unsere Welt in nächtliche Schatten gehüllt ist!"

Während der hochgesinnte Dichter seine das Wohl und Wehe der Menschheit betrachtenden Blicke von den dunkeln Schatten der Gegenwart in die Heitere einer hoffnungsvollen Zukunft senket, trat mit weitem Maaße der Beglückung die Gegenwart zu seiner Person und seinen persönlichen Verhältnissen heran. Im Sommer 1781 sah er bei seinem Aufenthalt in Eutin Agnes von Witzleben, geboren den 9. October 1761. Sie war die früh verwaiste Tochter von Adam Levin von Witzleben, welcher im Herzogthum Oldenburg begütert war, und jung nach dem Tode ihrer Eltern nach Eutin gekommen, wo eine nahe Verwandte als Oberhofmeisterin lebte, und sie bald nach der Confirmation zur Hofdame ernannt wurde. Ihre holde Gestalt, ihr reines, edles, liebendes und sanftes Herz, und der schnelle, sichere, feine Verstand bei so herzlicher Empfindung, gewannen seine Liebe, welcher Liebe entgegnete. Die Verlobung umschloß das Band der Glücklichen. Er blieb nun als Oberschenk am Hofe der Fürstbischofs Friedrich August und in der beglückenden Nähe der Braut und war nicht mehr gar fern dem geliebten Bruder. —

Zum Verständniß der öffentlichen Dienstverhältnisse des Grafen Friedrich Leopold mögen folgende historische Angaben hier eine geeignete

Stelle finden. Christian I., Graf von Oldenburg, wurde im Jahre 1448 zum Könige von Dänemark gewählt; sein Bruder Gerhard setzte die oldenburgische Linie der Grafschaft fort, nach deren Aussterben im Jahr 1667 Oldenburg an die königlich dänische Linie fiel. Durch die Wahl der Stände ward der König Christian I. auch Herzog von Schleswig und Holstein. Später theilte der König Friedrich I. im Jahr 1533 seine Lande unter seine Söhne, so daß Christian III. das Königreich Dänemark und — eine Quelle hundertjähriger Streitigkeiten — die Hälfte der beiden Herzogthümer, der Herzog Adolf Friedrich aber die andere Hälfte der Herzogthümer erhielt und der Stifter der herzoglichen gottorpschen Linie wurde. Ein späterer Abkömmling vom Herzog Adolf Friedrich, Carl Friedrich († 1739), vermählt mit Anna, der Tochter Peters des Großen, verlor 1720 am Ende des nordischen Krieges im Frieden mit dem Könige von Dänemark seinen Antheil an Schleswig. Mit dem Sohne des Herzogs Carl Friedrich und der Großfürstin Anna, Peter III., kam 1762 der gottorpsche Zweig des oldenburgischen Hauses auf den russischen Thron. Nach der Entthronung Peters III. in demselben Jahre führte seine Gemahlin, Catharina II., die Regierung. Ueber die Anrechte ihres und ihres Gemahles Sohnes, Paul I., an dem gottorpschen Antheil Holsteins schloß die Kaiserin im Jahr 1767 als Vormund des Großfürsten mit Dänemark einen vorläufigen Vertrag, welcher im Jahr 1772 vom großjährig gewordenen Paul als regierendem Herzog von Holstein-Gottorp bestätigt ward. Diesem Vertrage gemäß — ein Werk der beiden Bernstorffe — tauschte der Großfürst von dem Könige von Dänemark Christian VII. die Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst, welche der deutsche Kaiser zu einem Herzogthum erheben sollte, gegen seinen Antheil an Holstein ein, trat aber 3 Tage darauf dieses Herzogthum seinem Vetter Friedrich August, dem Fürstbischof von Lübeck, und seinem geistesschwachen Sohne Peter Friedrich ab, dem Herder als Reiseprediger im Jahr 1770 nur bis Straßburg hatte folgen mögen, welche beide darauf in Oldenburg sich huldigen ließen [1]). — Das gefürstete Bisthum Lübeck, seit dem westfälischen Frieden

[1]) Zur deutlichen Uebersicht siehe bei Ersch und Gruber, allgemeine Encyclopädie, Sect. III. unter Oldenburg die genealogische Tabelle.

neben der Alternative Osnabrücks das einzige protestantische Hochstift in Deutschland, umfaßte, nachdem die Stadt Lübeck schon früh eine freie Reichsstadt geworden, die Herrschaft über ein kleines Ländchen mit der reizend gelegenen Residenzstadt Eutin und zwei bischöflichen Aemtern mit einer Gesammtbevölkerung von etwa 20,000 Inwohnern. Die Nähe des regierenden holstein-gottorpschen Hauses machte sich bei dem den Bischof wählenden Domkapitel in Lübeck geltend, so daß dieses vertragsmäßig Jahrhunderte hindurch einen Prinzen des Hauses zum Bischof wählte. —

Was Graf Stolberg als theilnehmenden Freundschaftswunsch schon im Jahr 1777 Voß in Wandsbeck mitgetheilt, ihm künftighin eine Anstellung in Eutin verschaffen zu können, ging im Jahr 1782 der Erfüllung entgegen. Voß sehnte sich fort von Otterndorf, aus dem früher von ihm so gepriesenen Geestlande, von seinen Nebeln, seinem altenden Regenwasser und von den oft herrschenden Quartanfiebern; da kam, wie ein Lichtstrahl in dunkler Nacht, ein Brief von Stolberg vom 28. Januar mit dem Ausdruck des Wunsches, Voß möge statt des nach Kiel abgehenden Eckermann im nächsten Sommer Rector der gelehrten Schule in Eutin werden, welchem Briefe schon am 3. Februar ein zweiter folgte, der den mitgetheilten Wunsch der Regierung auf's lebhafteste unterstützte. Im Frühling sang Voß, frei vom Quartanfieber, wie verjüngt und schwärmend im Vorgefühl der Seligkeit, ein geistigeres Leben in Eutins fruchtwallendem Seethal zu beginnen, für Stolberg „das Brautfest“ [1]):

„Ha! mir hellet den Blick die Begeisterung! Lieblich, o Wunder!
  Dehnen sich Hügel und Thal dort um die Wasser Eutins.
Aber im glänzenden Saale der Feiernden schaue die Jungfrau,
  Chariten gleich, Stolbergs blühende Braut, ihm gesellt:
Agnes, Hirtin der Flur und in fürstlicher Halle bewundert,
  Schlank wie die Maie des Thals, frisch wie die Rosen am Quell.
Frühlingsheitere strahlet im Aug'; ihr freundlicher Blick ist
  Sonnenschein, ihr Laut süßer denn Nachtigallton.
Trefflichkeit hüllt sie und Ernst mit jugendlich spielender Einfalt;
  Unschuldsvoll wie ein Kind, redet sie Geist und Gefühl.

---

[1]) Voß, sämmtl. poetische Werke, Bd. IV, 57 fg.

Starr, in betäubender Fülle der Seligkeit, steht mein Stolberg;
Ganz ein Unsterblicher schon, heftet er Augen und Herz,
Ungestört von der Freunde, der Freundinnen und der Geschwister
Lachendem Spott, nur auf sie, ach! auf die Einzige hin."

— — — — — — — — — — —

Der langjährige, an Freud' und Leid der gräflichen Familie Stolberg theilnehmende Ebert ergriff die jährige, am 18. Mai auch poetisch gefeierte Erinnerung an seine eigene Vermählung diesmal als Gelegenheit, zugleich mit ihr die Vorfeier der nahen Verbindung seines verehrten Freundes dichterisch zu feiern [1]).

V. 160 „Ja, Dich erwarten alle Freuden
Des Mann's, „dem Gott ein Weib beschert".
Du sollst ihn nun nicht mehr beneiden;
Du selber wirst beneidenswerth.
Dein schmachtend Sehnen wird gestillet,
Und sie, die mit der Sehnsucht Harm
Dir Tag und Nacht die Seel' erfüllet,
Füllt bald den ausgestreckten Arm:
Kein Morgentraum; — mehr als Dorinde,
Als Lyda mehr und als Selinde,
Die Spiele Deiner Phantasei,
Zwar wunderschön, doch alle drei
Für Dich so schön nicht, als die Eine,
Die endlich nun erseufzte — Deine.
Die Grazien, die Du, o Freund,
Mit Deinen Musen stets vereint,
Sind auch, wie diese, Dir gewogen:
Sie haben, auf Dein brünstig Fleh'n,
Dir dieses Mädchen auserseh'n,
Und es auf ihrem Schooß erzogen.
Sie tritt einher an ihrer Hand,
Ganz gleich den holden Lehrerinnen." . . .

---

[1]) Eberts Episteln und vermischte Gedichte, S. 146 fgg. Den größern Theil der Epistel füllt das Lob der Gedichte Friedrich Leopolds aus; gegen das Ende preist er des Glücklichen Glück mit Anspielungen auf seine Gedichte: V. 161 »Dem Gott ein Weib beschert« auf »Frauenlob«, S. W. I, 29. Ueber Dorinde siehe »Traum« I, 60, über Lyda »Das Lied« I, 236, über Selinde »Stimme der Liebe« I, 77.

Der 11. Juni war auf dem fürstbischöflichen Schlosse zu Eutin der Tag der feierlichen Trauung Stolbergs mit seiner Agnes. Doch ungemischt giebt Gott den Sterblichen die Freude nicht. Bald nach der Vermählung starb Stolbergs älteste Schwester, Henriette Friederike, die Gemahlin seines geliebten Schwagers Peter Andreas Bernstorff. Die Wehmuth über ihr Hinscheiden ergoß sich in den Tönen der Elegie und in der Grabschrift [1]):

„Hier liegt der Mütter beste neben
Dem Sohne, der ihr gab den Tod;
Ein sanfter Mondschein war ihr Leben,
Ihr Ende war ein Morgenroth."

Klopstock, der Leidträger, schrieb an Gleim: „Die Gräfin Bernstorff, die älteste Schwester unsers Stolberg, die ich von ihrem zwölften Jahre an gekannt habe, deren Heirath ich zwar nicht gestiftet, aber bei welcher ich doch gleich anfangs mehr als ein bloßer Vertrauter gewesen bin, ist selig, durch Kindergebären, gestorben. Dieß hat mich sehr tief verwundet."

Als im Anfange Juli's der Eutiner Hof nach Oldenburg zog, ward Stolberg wegen einer eingetretenen Halsentzündung mit seiner Gemahlin auf der Durchreise in Hamburg mehrere Tage zurückgehalten. Hier trafen mit ihnen Boie, welcher das Jahr vorher von Hannover als dänischer Justizrath und Landvogt im Süderdithmarschen in sein Vaterland zurückgerufen war und so eben seine Stelle in Meldorf angetreten hatte, und sein Schwager Voß zusammen, welcher von Otterndorf nach Eutin überzusiedeln im Begriffe war. Stolberg hatte beim Apotheker Kind in Eutin eine dringende Empfehlung für die erwartete Voßische Familie zurückgelassen, welche den am 21. Juli Ankommenden freundlichen Empfang und gastliche Behandlung sicherte. „Auch fand Kind sich sehr geehrt, sagt Ernestine — welche am Schreibtische und unter den Eingebungen des Herrn Gemahls die Lebensnachrichten aufzeichnete —, daß der Graf Stolberg ihm selbst so dringend angelegen hatte, den neuen Rector als seinen Freund mit Rath und That

[1]) G. W. I, 325 fg. u. I, 329.

zu unterstützen" [1]). Stolbergs Anwesenheit in Oldenburg belebte wiederum die ältere Freundschaft mit von Halem. Gerh. Anton von Halem (1752—1819), ein mit Poesie und Prosa viel beschäftigter Schriftsteller und damals Canzlei- und Regierungsrath in seiner Vaterstadt Oldenburg, hatte schon im Jahr 1776 Stolberg kennen und schätzen gelernt und ihm sein größeres Gedicht „Theudelinde" gewidmet. Mit der Rückkehr des Hofes von Oldenburg nach Eutin im October kehrten auch die Neuvermählten heim. Von Eutin schreibt Stolberg am 23. October an von Halem: „Nur die Stimme des Gesanges* sollte der Ihrigen antworten, mein theurer Freund. Sie würde es thun, wenn mein Wunsch vermögend wäre, sie hervorzurufen. Sie wissen aus Erfahrung, daß die Muse ihren Geweihten nur Freuden der Ueberraschung giebt und gleich der Natter des Orients ihr Ohr verstopft gegen die Stimme des Beschwörers. Aber eben so wissen Sie auch, daß es wehe thut, wenn man in Augenblicken ihres Eigensinns das volle Gefühl seines Herzens nicht in Liedern hinströmen lassen kann. Das empfinde ich nun lebhaft voll Rührung, Bewunderung und Freude über Ihr schönes Gedicht, welches für mich so schmeichelhaft ist. Ein solcher Zuruf giebt mir Muth, mich vielleicht bald wieder einmal auf den Ozean der Zukunft zu wagen, so unbegrenzt und schauervoll er mir auch entgegenrauscht. Es ist mir eine sehr große Freude, den edlen Voß hier zu haben und täglich das Band der Freundschaft fester zu knüpfen, welches mich vor 10 Jahren mit ihm und Hölty, Hahn und Miller vereinigte. Hölty und Hahn haben uns früh verlassen und der gute Miller ist poetisch todt. Seine Muse ist im Wasser seiner zahllosen prosaischen Schriften ertrunken" [2]). Im unbefangenen, geselligen Verkehr am engen Heerde des Eutiner Rectors und seiner Ernestine suchten und fanden sie wohlthuenden Ersatz für die beengenden Schranken, welche das Hofleben ihnen vielfach auferlegte.

---

[1]) So in den Briefen von J. H. Voß nebst erläuternden Beilagen III, I, S. 15. In der »Bestätigung der Umtriebe« S. 153 fg. wirft finsterer Unmuth seine Schatten auf das von Stolberg bethätigte Wohlwollen der Freundschaft.

[2]) Dieser Brief befindet sich in der Strackerjanschen Sammlung der Briefe von Halems nicht; er ist vor Kurzem mitgetheilt von H. von Bippen in den Eutiner Skizzen. Der Stolberg gewidmete Gesang sang Beifall den mitgetheilten Gesängen des Gedichts: »Die Zukunft«. Er befindet sich in den Schriften von Halems V, 28.

Wenn wir mit Recht die Männer rühmen, welche in dieser Zeit des geistigen Aufschwunges mit männlicher Entschlossenheit und Beharrlichkeit gegen die hemmenden Fesseln, welche beschränkte Lebensverhältnisse dem aufstrebenden Geiste entgegenhielten, kämpften, und uns erfreuen der mit der Besiegung des Widerstandes wachsenden Kräfte, die ihnen erhöhtes Lebensgefühl und bei der Nachwelt größern Ruhm verliehen: so ist auf der andern Seite auch nicht zu verkennen, daß hohe Geburt und glänzende Lebensstellungen auch damals ihre Hemmnisse für ernst und stetig getriebene wissenschaftliche und ästhetische Bestrebungen mit sich führten, mit deren Beseitigung oder Nichtberücksichtigung nicht jeder hochbegabte Geist Gewinn und Entsagung in eine ihm zusagende Berechnung bringen würde. — Die Gräfin Agnes, deren tägliche Anwesenheit bei Hofe die Sitte verlangte, ward öfters von Hofleuten geneckt mit ihrem gelehrten Herrn Gemahl und seines Freundes dazu kommender Gelehrsamkeit: da würde gewiß von den Büchermännern viel Tiefsinniges abgehandelt, viel Poetisches von Poeten ausgedacht. — In der That war Stolberg in diesem Winter neben Herrendienst angestrengten Dienst den Musen und der litterärischen Thätigkeit zu widmen geschäftig. Voß und Stolberg erneueten wieder die längst verschwundenen Hainbunds-Tage und Bestrebungen, riefen zurück den Geist des kindlichen und süß schwermüthigen Hölty, um unter dem Beistande seiner Verehrerinnen, der Gräfin Agnes und der Ernestine, in einer neuen Ausgabe seiner Gedichte, welche in diesem Jahre Geißler der Jüngere mit Aufnahme theils fremder, theils vom Dichter selbst verworfener Gedichte herausgegeben hatte, dem hingeschiedenen Freunde zu geben, was ihm gebührte. „Verzeih', Stolberg", sagte Agnes in einer der kunstrichterlichen Musensitzungen, „ich war als Landmädchen verliebt in Hölty und träumte mir, sein Traumbild zu sein." — „Hättest Du ihn gesehn", antwortete er, „entflogen wäre Dein Traum." — „Doch wohl nicht", meinte sie; „ich hätt' ihn gesäubert und ausgeschmückt, wie Ihr seine Verse, die auch so nicht mißfielen; ich hätt' ihn schäferlich gekränzt und angelächelt." — Während der Graf Christian, nachdem er in den zunächst vorhergehenden Jahren Lyrisches und Episches aus dem Griechischen übersetzt hatte, nun seine Muse der Uebersetzung der Tragödien des harmonisch durchgebildeten und menschlich schönen Sophokles widmete, folgte der Bruder als

Uebersetzer dem tragischen Kothurne des titanisch ringenden Aeschylus, ein Unternehmen, welches um so kühner war, da die Schützsche Ausgabe erst im Beginnen und der Text an manchen Stellen ein höchst verderbter war [1]). Am dämmernden Abend kam oft Stolberg mit seiner liebenswürdigen Lebhaftigkeit in Voß' Haus gestürmt, las vom noch nassen Blatte eine Scene des Aeschylus und forderte von ihm nach alter Bundessitte sein Urtheil [2]). Was die griechische Litteratur, was die griechischen Tragiker ihm waren, sehen wir aus einer etwas spätern Aeußerung [3]): „Ein warmer, genialischer Hauch des Edelmuths entflammte die drei gewaltigen Tragiker Athens, und es gereicht der Poesie, mein' ich, zur Ehre, daß zu einer Zeit, da außer Sokrates alle sogenannten Philosophen den schamlosesten Egoismus predigten, diese drei Dichter als geweihte Herolde vor dem mißleiteten Volke auftraten, Furcht vor der Gottheit anempfehlend, und Ausübung erhabner Tugenden. — Durch Beispiele der Heroen zeigten sie, auf welche Höhe die Selbstverläugnung führe, und wie die Unsterblichkeit selbst den duldenden Helden verherrliche. Sie senden in leicht gefaßten, auf melodischem Rhythmus schwebenden Sittensprüchlein Lehren der Weisheit und der Tugend aus. — Ja, nicht nur die Poesie, auch die Weisheit und die Tugend streuen Blumen auf eure Gräber, Aeschylos! Sophokles! Euripides! so wie sie Blumen streuen um Pindaros' Grab und immer frische Kränze um die Urne des Homeros winden!"

An von Halem schrieb er in diesem Winter: „Wir haben Einen Gedanken gehabt; auch ich übersetze den Aeschylus, den Dialog in Jamben, die Chöre im dithyrambischen Silbenmaaß. Nur im Prometheus habe ich die Chöre in regelmäßiger Versart übersetzt. Ich habe drei Stücke übersetzt: Prometheus, die sieben Helden, die Perser. Hingerissen hat mich der Flammenstrom meines Dichters, und fast jeden Plan andrer Lectüre oder Arbeit verwüstet." — Im folgenden Mai schrieb er an ebendenselben: „Ich habe vier Stücke des Aeschylus übersetzt, und seitdem der Frühling anfing, aufgehört zu arbeiten. Die

[1]) Die vier übersetzten Tragödien wurden erst im Jahre 1802 gedruckt, G. W. der Stolberge, Bd. XV.

[2]) Bestätigung der Umtriebe, S. 156.

[3]) XIIX, 295 fg.

Stücke sind: Prometheus in Banden, die sieben Helden, die Perser, die Eumeniden. Ich glaube nicht, daß ich mehr aus diesem herrlichen Dichter übersetze. Ich that es con amore, so sehr, als ich je gearbeitet habe, aber der Paroxysmus ist vorbei; jetzt würde mich die Arbeit schrecken, welche Reize für mich hatte. Den Agamemnon habe ich seit vier Jahren nicht gelesen. Ich fing an, ihn jetzt wieder zu lesen, traf aber auf viele Stellen, welche mir ganz unverständlich waren. Ich habe freudig mit dem alten Krieger von Marathon gerungen, wo er mir sichtbar war, aber in diesem Stücke war er mir oft unsichtbar. Heil Ihnen, wenn Sie ihn aus dem Gewölk, in welchem er sich verhüllte, hervorgezaubert haben." .......

In demselben Winter betrat Friedrich Leopold das Gebiet der didactischen Poesie und gab einen Nebenzweig derselben, die Satire, der deutschen Litteratur zurück, welche seit Rabener vernachlässigt geblieben und seit dem frühen Tode des für diese vorzüglich begabten J. Benj. Michaelis (1746—1772) in ihrer selbständigen poetischen Form gänzlich abzusterben drohte. In seinen Jamben befreiet' er die Satire von der Zwittergestalt von Poesie und Prosa, worein Rabeners Behandlungsweise sie gebracht, und gab ihr einen poetischen Charakter, der sie der Zusammenstellung mit den besten Mustern des Alterthums würdigt. Hat auch der Dichter die individuelle Färbung seiner Satiren zunächst aus seiner Zeit und Umgebung entlehnt; seine Geißel berührt Thorheiten und Vorurtheile, gefährliche Neigungen und Leidenschaften, welche, weil verwachsen mit der menschlichen Natur, eben so gewiß, wenn auch im gemilderten Grade, dauernd sein werden, wie ihre Darstellung, nach Niebuhrs Ueberzeugung — welche hier das Urtheil eines oft von einer gewissen Gattung des Vorurtheils und Aberglaubens befangenen Mannes von bewunderungswürdiger Belesenheit bedeutend überwiegt — ewig leben wird [1]). Es herrscht in den Jamben, welche in mehr als Einer Hinsicht innere Verwandtschaft mit Klopstocks Gelehrtenrepublik haben, eine durch eindringliche und vielseitige Beobachtung der menschlichen Natur gewonnene Lebensansicht, die in ihren sittlichen Zielen sich ihrer selbst bestimmt bewußt ist und in diesem Bewußtsein der wahren

---

[1]) Niebuhrs Briefe und Lebensnachrichten II, 388. Gervinus, Geschichte der deutschen Dichtung V, 50.

und warmen Theilnahme am Menschenwohle die Berechtigung und die Verpflichtung zum ausgeübten Richteramte fand. Der Ton der Behandlung ist im Ganzen ein der Satire des Horaz verwandter, der heiter, mit Laune und treffendem Witze ironisirend seinem moralischen Ziele zuschreitet; jedoch sieht man auch zuweilen die gerunzelte Stirn des unwilligen Sittenrichters und die Geißel des Archilochus aus dem bergenden Mantel hervordrohen. Die Zahl der Satiren ist siebzehn, welche vom Januar des Jahres 1783 ab in eben so vielen Monaten des Museums gedruckt wurden und im Jahre 1784 zu Leipzig als Sammlung erschienen [1]). Die metrische Form ist der reimlose jambische Fünffüßler im gereihten Systeme; nur in der vierzehnten Jambe, „der zweite Rath", mußte der Fünffüßler durch einige Gruppen von gereimten trochäischen Achtfüßlern, in welchen der eingeführte Gelegenheitspoet aus der Gottschedschen Schule sich breit machte, unterbrochen werden. — Auch unser Dichter mußte an sich erfahren, daß die Hauptwaffe des Satirikers, die Ironie, bei der geringen Empfänglichkeit der Deutschen für dieselbe nicht überall zum Ziele führe, und sich bewahrheite, was er an Jacobi schrieb: „Ach, die zarte Pflanze der Ironie ist unsern Deutschen noch so unbekannt! Wenn der geschickteste Gärtner sie mit noch so leichter Hand in den lockern Boden gepflanzt, haben mehrentheils nur seine Freunde Freude daran; unser geschmack- und geruchloses Publikum bleibt in Zweifel, ob es eine exotische Blume oder ein Unkraut sehe."

Aber auch von einzelnen Mißverständnissen der Unverständigen abgesehen, hatte der Stachel in Wespennester gestört. Der Herausgeber des Museums, Boie, rief aus: „Welch' einen Lärm erregen Stolbergs „Jamben"! Ich sah die Wuth des Dichter-, „Gelehrten"- und Hofpöbels voraus, und hätte doch, des letztern wegen hauptsächlich, der schaden kann und gern schadet, lieber gewünscht, daß sie noch nicht erschienen, oder wenigstens der gewagte „Rath" nicht mitgedruckt wäre."

Stolbergs Jamben bleiben ein charakteristisches Denkmal seiner damaligen Gesinnung und Denkart in Beziehung auf die wichtigsten Angelegenheiten der Menschheit; vor Allem leuchtet sein Eifer für Recht

---

[1]) S. W. III, 1—85.

und Wahrheit, für die Würde der christlichen Lehre und des christlichen Lebens hervor. In der neunten Jambe, „die Schaafpelze", wünscht der Dichter die ganze Clerisei der Christenheit zu einem Feierschmaus einladen zu können, um die wahren Priester von den falschen abzusondern und sein Herz auf einmal auszuschütten:

. . . . . . . . . . . . . .
„Ich sonderte die wahren Priester ab;
Denn mancher himmelvolle Fénélon
Lebt noch in jeder Kirche hie und da,
Und theilet, weis' und gut wie Ahlemann,
Der Wahrheit helles Licht, der Liebe Gluth,
Mit mildem Einfluß seinen Brüdern mit."
. . . . . . . . . . . . . .

In der Reihe der in die Zucht Genommenen erscheint zuletzt der aufgeklärte christliche Denker:

„Welch feines Männchen! Zierlich wie der Fall
Der braunen Locken, die des Kräuslers Kunst
Ihm wand, ist seine Rede. Neulich kam
Er von der Leine, seines Vaters Stolz,
Zurück. Der alte Vater sog vordem
In Jena seiner Lehrer Weisheit ein,
Und dünkte sich ein Wunder seiner Zeit.
Allein wieviel hat nicht das Christenthum
Seitdem gewonnen! Die Philosophie
Wie vieles aufgeräumt! Der Vater lies't
Zwar jedes Zeitungsblatt und jede Schrift,
Die Nikolai's Tiegel rein erfand,
Und änderte daher von Jahr zu Jahr
Den Lehrbegriff; allein der Sohn ist voll
Von Weisheit; ihm ist nichts geheim, er schaut
In jede Tiefe der Religion
Durch Brillen, die ein blinder Meister schliff.
Zuviel! Zuviel! Mir fleußt die Gall' in's Blut!
In solchen Händen ist die Lehre nun,

Die donnernd Gott vom hohen Sina gab!
Und welche Gottes Sohn, in Knechtsgestalt
Gehüllt, uns brachte, dessen Zeugniß rein
Gleich seinem Wandel, gnadenvoll wie Er,
Gewaltig und voll hoher Einfalt war! .......

Die Leuchte, Nr. 16: „Vitam impendere vero", zeigt uns unter mehreren der Jamben am hellsten seine Begeisterung für Wahrheit:

„Wie nach dem Quell das müde Reh sich sehnt,
Wie nach der Mutter ein verirrtes Kind,
So sehnt nach Wahrheit sich der Mensch, wofern
Sein Geist gesund in reinem Herzen blieb.
Mit dieser Sehnsucht sandt' ihn die Natur
In's Erdeleben, welches Freud' und Harm
Ihm schenkt. .......

. . . . . . . . . . . . .

Denn an dem Strahl der Wahrheit nur allein
Entlodert jede Fackel des Genies.
Die Freiheit erscheint uns bald ein Jugendrausch,
Es sinkt das Vaterland herab zum Staat,
Ein luftig Wort, das jeden Unsinn weiht,
Ein leeres Götzenbild, dem Menschenmark
Geopfert wird, dem Minotauros gleich!
Der wahre Minotauros unsrer Zeit,
Der in des Wahnes Labyrinthen thront!
Dem Wahren abgestorben stirbt der Mensch
Für jedes edlere Gefühl! Der Strahl,
Der unser Haupt erhellet, wärmt das Herz!
Wahrheit und Lieb' entströmen Einem Quell,
Sind beide Einer Sonne Licht und Gluth.
Ihr, die mit treuem Herzen Wahrheit forscht,
Ermüdet nicht! Es sank so tief der Mensch,
Weil er von solcher Höhe sank! er schleußt
Dem Licht sein Auge, das vom Himmel strahlt.
O, prüft mit frommer Einfalt dieses Licht!" .......

Daß Stolberg sich nicht, wie Rabener, scheute, den Großen gegenüber der Wahrheit ihr Recht zu geben, können wir schon von seinem Freiheitssinn erwarten, vielmehr bewährt' er, was einst Gellert sagte, daß die Thorheiten der Großen beredter machen, als die Narrheiten der Niedrigen. In Nr. 12: „Der Rath", heißt es unter Anderm:

„O Fürsten, Väter Eures Vaterlands!
Geläng' es euch, das alberne Gewäsch
Der Griechen und der Römer allzumal
Durch Hand des Büttels zu verbrennen, und
Auch selbst die Kunde neuer Zeiten so
Zu säubern, daß nicht ohne Glimpf und Scheu
Die Wahrheit, wenn sie zu gefährlich ist,
Erschiene, Väter eures Vaterlandes,
Ihr säßet ruhiger auf eurem Thron! .......
Ihr selber spottet der Religion,
Ihr Geist ist Geist der Wahrheit und der Kraft,
Doch ehrt die Pfaffen, denn sie ehren euch,
Ihr Geist ist Geist der Schwachheit und des Wahns!
Von euch gemästet räuchern sie euch gern,
Und leiten eure Macht vom Himmel her.
Den wahren Priester haltet von euch ab,
Kein Erdenglanz verblendet seinen Blick,
Und bittre Wahrheit tönt aus seinem Mund. ........
Der Rechtsgelehrte sonne sich im Glanz
Der Gunst, und knete das Gesetz wie Wachs.
Sein Kiel behaupte eures Schwertes Recht,
Eh' ihr im Trüben bei dem Nachbar fischt. ........
Es fröhne kriechend euch der Philosoph,
Wenn ihm der Jüngling in dem Hörsaal lauscht;
Er wäge Recht der Menschheit und des Throns
In Schaalen, denen ihr den Stempel gabt,
Nach eures Heiligthumes Seckeln ab." .......

In der siebzehnten Jambe: „Das Ungeziefer", womit der Dichter den Waldteufel verabschiedet, berührt er das Hofleben.

. . . . . . . . . . . . . . . . . .

„Wohlan, mit kaum bemerktem Uebergang
Komm' ich zu Schranzen. — Diese kennet mich,
Bei meinem Anblick wird sie roth und blaß,
Wiewohl mir gegen sie kein herbes Wort
Bisher entfiel, nur einst ein Seitenblick,
Der kalt und treffend auf das Männchen glitt,
Daß ihm das Lächeln auf der Lippe Glanz
Erstarrte, und im scheuen Blick der Strahl,
Geschmiedet an dem Spiegel, schnell erlosch.
Er war gekommen, Doris zu dem Tanz
Zu fordern, die mit mir im Fenster stand.
Dem Spatzen gleich, der auf dem Kirschbaum nascht,
Ward er durch einen Blick zurückgescheucht.
Der arme Wicht! uns ließ er süßen Duft
Des Bisams, und zum Tanze blieb ihm nur
Die alte Phyllis, die das Wintergrün
Von ihren Reizen, einem Christbaum gleich,
Mit buntem Band und leichten Federn schmückt,
Und gelbe Aepfel unter Flitter hüllt....
Daß mancher Schalk bei Hofe seine Kunst
Versteht, manch feiner Marinelli schlau
Auf Menschenkenntniß und auf Frevel baut,
Das glaub' ich gern, doch sah ich keinen noch.
Doch Affen, schmeichelnd, boshaft, schadenfroh,
Und grüne Fliegen, summend um das Aas
Des faulen Staates, sah ich tausendmal,
Und bis zum Ekel schon das erstemal.
Ich kann nicht mehr — hier ist das Mikroscop,
Hier das Insectenzänglein — reiche mir
Die Fliegenklappe. Affen, bleibt mir weit
Vom Leib, ich hole sonst die Geißel mir."

Für einen Charakter, wie Stolberg war, konnte die Hofluft unmöglich lange das Element sein, worin sein Geist den gesunden, freien Athemzug bewahrt hätte; seine Agnes, immer auf dem Lande erzogen und, wie

Stolberg schrieb, ein Kind und Säugling der Natur, sehnte sich vom Hofleben nach dem Lande um so mehr zurück, je weniger die Einnahme in Eutin mit dem erforderlichen Aufwande im Verhältnisse stand. Der Fürstbischof und Herzog gab das Versprechen einer Landdrostei- oder Landvogteistelle im Herzogthum Oldenburg. Von Borstel aus, einem Gute des Grafen Bernstorff, nahe bei Bramstedt, der Wiege Friedr. Leopolds, gelegen, wo gern und oft, wie auch Klopstock, Stolberg weilte, wandte sich dieser in der betreffenden Angelegenheit den 16. Februar 1783 an seinen Freund von Halem nach Oldenburg. Der Briefsteller meldet: „Das, woran Sie so gütigen, freundschaftlichen Antheil nehmen, ist so gut als ausgemacht, es fehlt nur noch an Formen. Ich thäte unserer Freundschaft Unrecht, wenn ich glaubte, Ihnen sagen zu müssen, wie sehr ich mich darauf freue, Ihr Mitbürger zu werden. — Aber Cicero's triduum, so schön es auch lautet, so wahr es auch in seinem Munde sein mochte, nimmt mir nicht den Schauer für die dornichten Labyrinthe der Themis, durch welche mich mit keinem Faden der Liebe selbst meine Agnes nicht hindurchleiten kann, Labyrinthe, in deren Mitte die Schikane, ein schlimmer Minotaurus, welchen ich nicht ermorden kann, täglich sein Opfer fordert. Auf der andern Seite hat die Einsamkeit und Schönheit des Landlebens einen Reiz für mich, nach welchem meine Seele immer geschmachtet hat, und lange hätte ich das Hofleben nicht ausgehalten.... ....Bodmers Tod hat mich gerührt. Da so viele schon als Jünglinge sich alt und vergessen schreiben, ist es rührend, daß der edle Greis singend und zu früh im 84. Jahre von hinnen schied."

J. Jak. Bodmer, noch im 84. Lebensjahre geistig regsam, war den 2. Januar gestorben. Zwei Lebensalter der Wiedergeburt der deutschen Litteratur gehörten ihm an; in beiden ist er für diese mit der größten Vielseitigkeit und Rüstigkeit als Schriftsteller in der Kritik, in der Dichtung, in Uebersetzungen und in der Wiedererweckung deutscher von den Jahrhunderten begrabener Dichtungen thätig gewesen. Ihm war in dem frühern glücklichen Kampfe mit den Leipzigern nicht nur zugefallen, was vom Meister derselben als besserer Theil allmälig abfiel; auch diejenigen großen Geister dieses Zeitraums und die jüngere Generation, welche beide seiner Zucht nicht angehören wollten, behandelten ihn mit Achtung und vergalten dem streitgewohnten Alten

die Neckereien nicht, welche er zu Zeiten auch an ihnen ausüben zu müssen glaubte. Daher nannte Heinse ihn nicht mit Unrecht das verzogene Kind der deutschen Litteratur. Stolberg widmete Vater Bodmer, dem befreundeten, im Jahre 1775 in der Schweiz seine Ode „Homer". Bodmers Uebersetzung des Homer, hart an die Uebersetzung Stolbergs gestellt, berührte den Freund in empfindlicher Weise. Dem Andenken des nun dahingeschiedenen Sängers weiht Stolberg „die Elegie auf Vater Bodmer".

V. 22. „Leise pflückte der Tod Dich, wie mit schüchterner Hand.
Herzlich freuet' ich oft mich Deines Lebens, und freue
Deines Todes mich auch, denn Du entschlummertest sanft.
Aber es schmerzet mich eins: daß Du mit bebender Rechte
Gegen den, der Dich liebt, zuckend den Bogen ergriffst.
Zwar, Du trafest mich nicht, vom irrenden Alter getäuschet,
Doch Du spanntest, und das that in der Seele mir weh.
Fürder zürnest Du nicht, und ich werde wieder Dich sehen,
Wo uns Vater Homer, ob Du auch zürnest, versöhnt." ...

Im Juni reiste der Graf Fr. Leopold Stolberg von Eutin zu seinem Bruder nach Tremsbüttel, um hier mit seiner Agnes die Zeit ihres nicht fernen Wochenbettes zuzubringen. Kurz vor seiner Abreise dichtete er, voll der Hoffnung auf die Geburt eines Sohnes, den vor seiner Agnes verheimlichten „Rundgesang nach der Geburt eines Knaben" [1]). Des Vaters vorahnende Hoffnung ging in Erfüllung. Am 30. Juli ward ihm im Hause seines Bruders ein Knabe, Christian Ernst, der Erstling vieler nachfolgenden Söhne und Töchter, geboren. Im August schrieb er an v. Halem: „Willkommen in Holstein! und bald, sobald Sie wollen, herzlich willkommen in Tremsbüttel! Sie werden mich um vieles reicher finden, als Sie mich zuletzt sahen. Ein Kind, das Kind meiner Agnes, macht mich zum frohen Vater. Wenn er fortfährt, mir so viel Freude zu machen, als er bis jetzt durch sein Befinden, und mehr noch durch seine Ankunft, gemacht hat, so geräth er gut...."

[1]) S. W. I, 356. Das spätere Wiegenlied I, 361.

In diesem Sommer ruhte der Staatsminister Graf v. Bernstorff einige Zeit auf seinem Gute Borstel von den Staatsgeschäften aus, wo auch die ganze Stolbergsche Familie sich vereinigt fand. Die Gräfin Auguste Luise Stolberg, damals Stiftsdame in Uetersen, geboren den 7. Januar 1753, uns noch erinnerlich als Goethe's Freundin, vermählte sich am 7. August mit ihrem verehrten Schwager Bernstorff. — Ihre Schwester Henr. Catharina, geboren den 5. December 1751, schloß sich der Reise des Grafen Friedrich v. Reventlow und seiner Julia nach der Schweiz an, wohin den Reisenden Stolberg einen elegischen Gruß nachsendet, in welchem die Erinnerung frühere Empfindungen feiert, die das Land der Freiheit und der Einfalt ihm eingab, und welche nun noch mächtiger ihn beseelen [1]).

„Thränen stürzen herab auf die glühende Wange des Mannes,
Der als Jüngling sich heiß fühlte, noch heißer als Mann,
Heißer als Mann für Freiheit und Recht! Die rollenden Jahre
Löschen der flatternden Gluth Funken, und schüren die Gluth.
Also löschet der Quell die steigende Flamme der Stoppel,
Aber härtet das Erz, welches vom Feuer noch glüht.
Heißer wird mir jährlich das Herz, und starrer der Nacken
Gegen jegliches Joch, schärfer die Schneide des Sinns,
Welche vom Vorurtheile die Wahrheit trennt, und die Lüge
Alternde Wahnes entblößt, und die entblößte zur Schau
Hoch aufstellt, des zischenden Spottes des Höflings nicht achtend,
Noch des Weisen der Zeit, welcher sich trügelnder schmiegt.“

Stolberg brachte den ganzen Winter in Tremsbüttel bei seinem Bruder zu. Der beiden Familien beglücktes Stillleben zeichnet er uns in dem Briefe vom 1. December an v. Halem: „.....Meine Agnes hat völlig ihre vorige Gesundheit wieder erlangt. Der Säugling gedeihet an ihrer Brust und kennt seine Mutter-Amme. Es ist mir so ein lieblicher Anblick, wenn er die Händchen nach ihr ausstreckt und glaubt, sie von weitem erreichen zu können, weil er sie sehen kann, daß ich es ihm fast übel nehmen werde, wenn er auch mich zu

---

[1]) S. W. I, 363 fgg. Die dichterische Begleitung seiner Schwester Catharina, welche die Reise bis nach Rom fortgesetzt hatte, S. 369 fgg.

kennen anfangen wird. — Wie still und glücklich uns in der ländlichen Hütte die Stunden verstreichen, würden wenige Städter mir glauben. Mein Bruder und ich, unsere Weiber, unsere Nichte und der kleine Husar [1]) sind die ganze Gesellschaft. Nicht bloß um die heilige Zahl 7 voll zu machen, würde meine Agnes ihren Säugling mitrechnen. Ich rechne aber lieber die Griechen, Römer, Italiäner, Engländer, Franzosen und unsere lieben Landsleute mit dazu. Die Dänen rechne ich nicht; zwar würden sie auch die heilige Zahl voll machen, aber wie Judas das Dutzend. —

„Ich fürchte mich schon auf die Zeit, da mein lieber Plutarch wird ausgelesen sein, welchem ich die Frühstunden widme. Diese langen Abende habe ich mit Cook die Welt umsegelt; auch hat mein lieber Tibullus mich zum Dritten aufgenommen, wenn er mit seiner Neära glücklich war. Mit Agnes lese ich den Thomson, mit Luisen täglich eine Stunde im Virgil. Sie macht gewaltige Progressen. Mit beiden lese ich die Lebensläufe wieder. Mein Bruder hat jetzt die Electra des Sophokes übersetzt, und nur zwei Stücke noch übrig. — Ich habe kleine Gedichte gemacht, aber wenige. Wenn ich recht im Schwelgen der Lectüre bin, so dichte ich wenig.....“

Der Besuch von Voß in den Weihnachtsferien war eine für die Männer und Frauen der Stolbergschen Familie überraschende und große Freude erregende Erscheinung. Am Christabend angelangt, fand er die Gräfin Luise, des Hauses Walterin und voll der Empfindung: „Das Heil ist unser Aller“, mit der allgemeinen Christbescherung beschäftigt, und fand in der gemüthlich-heitern und frohlockenden Bewegung in einer Tragödie des Euripides nach einer schönen englischen Ausgabe auch seine Bescherung. Stolberg schrieb dem Zurückgekehrten am 12. Januar 1784: „Eine schöne Woche haben Sie uns geschenkt. O, daß wir immer zusammen leben könnten! unsere Flammenrosse auf Einer blumigen Wiese des allenthüllenden täglichen Umgangs weiden könnten! Bester Voß, wie Sie mir in Neuenburg fehlen werden!...“

Die dem Grafen Stolberg bestimmte Landvogteistelle in dem oldenburgischen Neuenburg konnte in der nächsten Zeit wegen nothwendig gewordener Neubauten in der Amtswohnung nicht angetreten werden;

[1]) Beide sind Kinder des Grafen Andreas Bernstorff aus der ersten Ehe.

auch war seine Gesundheit in einer Weise angegriffen, welche den Besuch der Bäder nothwendig machte. Im Mai nach Eutin zurückgekehrt, trat er von hier mit seiner Agnes, mit dem Bruder und seiner Luise die Reise nach Carlsbad an. Von Carlsbad schrieb er am 21. Juni: „Von böhmischen Dörfern umgeben, sind wir hier in einer schönen Gegend, und haben den lieben Harz, Gleim, Goethe, Ebert, Jerusalem, Herder, Wieland und das Erzgebürge gesehen. Gleim, Herder und das Erzgebürge sind neue, aber sehr geliebte Freunde, die andern aber sind mir alle beim Wiedersehen noch viel theurer geworden, als sie schon waren. Von Freund Homer sage ich nichts, der mich — oder vielmehr den ich, wie der Schatten den Körper, immer begleite, aus dem ich wie aus der Natur immer die höchste, reinste Fülle des Schönen schöpfe. — Von hier werden wir nach Töplitz gehen und von dort nach Dresden, dann über Dessau nach Holstein, und von da, liebster Halem, über Oldenburg, durch Ihre Arme, hin nach Neuenburg."

Jerusalem (1709—1789), dessen Persönlichkeit und Schriften schon früher in den Umkreis der Bekanntschaften Stolbergs getreten waren, war damals Vicepräsident des Consistoriums in Wolfenbüttel. Er hatte sich als theologischer Schriftsteller, als Kanzelredner und als Beförderer wissenschaftlicher Bildung unter seinen Zeitgenossen einen verdienten Ruf erworben. Im Jahre 1745 war er der thätigste Stifter und der vieljährige Vorsteher jenes Collegiums Carolinum in Braunschweig, an welchem, von ihm berufen, die jungen akademischen Freunde Klopstocks, Gärtner, Ebert, Arnold Schmid, Zachariä, erfolgreich wirkende Lehrer wurden. Das Schicksal seines einzigen Sohnes, welcher sich 1772 in Wetzlar das Leben nahm, ist wegen des Zusammenhangs dieser That mit dem Roman von Goethe „Werthers Leiden" bekannt.

Mit Gleims Kriegsliedern waren die Grafen Christian und Friedr. Leopold Stolberg schon als Knaben in Seeland befreundet, wie Friedr. Leopold uns im Anfange der zehnten Jambe mittheilt; desto willkommner und vollständiger mußte nun die Macht der Gegenwart ihre Rechte an den Männern geltend machen; zudem nahm schon längst ihr Klopstock im Herzen Gleims den ersten Platz unter seinen auserwählten Freunden ein. Gleim, in der Nähe Halberstadts im Jahre 1719 geboren, ward seit 1747 Domsecretär, bald darauf Canonicus

in Halberstadt und war hier über ein halbes Jahrhundert für das Wachsthum und die Blüthe der deutschen Litteratur in vielfacher Weise mit begeistertem Eifer thätig. Zuerst trat der Dichter mit dem „Versuch in scherzhaften Liedern" in die Fußstapfen Anakreons und Hagedorns, besang die Freuden der Geselligkeit, besang den Wein und die Liebe, beides die Spiele seiner dichtenden Phantasie: den Wein seines gut bestellten Weinkellers trank nicht er, sondern seine zahlreichen Freunde, und der Canonicus heirathete nicht. Fallen diese Lieder und die späteren dieser Gattung auch nicht in den Ton der schlaffen Tändelei seiner Nachahmer, vernimmt man auch manche naive Naturlaute in ihnen: die zu häufige Wiederkehr derselben Gegenstände führte manche leere Reimereien und manche Verwässerung der Poesie mit sich und nie würde Gleim-Anakreon einen ausgezeichneten Platz in der deutschen Dichtung eingenommen haben, wenn nicht Gleim-Tyrtäus erschienen wäre.

Seine Kriegslieder hatten, wie Goethe, und mit Recht, sagt, den Vortheil, daß sie mit und in der That entsprungen seien. Die Kriege Friedrichs des Großen, vorzüglich der siebenjährige Krieg, seine Siege und seine Persönlichkeit gaben dem Patriotismus des Dichters zur Verherrlichung seines Helden und seines Volkes reichen Stoff aus der lebendigen Gegenwart zu Liedern, denen die begeisterte Gegenwart entgegenkam. Fast noch mehr als durch seine Gedichte ist Gleim durch die Eigenthümlichkeiten seines persönlichen Charakters und durch ihn Halberstadt für die Geschichte unserer Litteratur bedeutend geworden. Nicht nur der bedeutenden Dichter in der Mitte des Jahrhunderts Freundschaft und den brieflichen Verkehr mit ihnen suchte er eifrigst, auch die jüngere Generation deutscher Dichter und Prosaisten zog später der Greis mit aller Anziehungskraft seiner geselligen Laune und seines theilnehmenden Wohlwollens an sich, so daß nach Halberstadt, zum Vater Gleim zu wandern und bei ihm Tage, Wochen, Monate Gast zu sein, zum Lebenstone der ausgezeichneten Talente gehörte; wir nennen nur J. Georg Jacobi, dem er zugleich ein Canonicat in Halberstadt verschaffte, Heinse, Herder, Michaelis, Voß, Tiedge, J. v. Müller, Bürger, Jean Paul.

Von Gleim und Halberstadt gelangten die Grafen Stolberg bald nach dem wohlbekannten Weimar, wo sie im Spätherbst 1775, aus

der Schweiz zurückkehrend, heitere Tage beim Hofe und bei Goethe und Wieland durchlebt hatten. Seit dem October 1776 war auch Herder in den Weimarer Kreis der Dichter und Gelehrten eingetreten. Der Besuch der Stolberge war ihm schon im März durch Claudius von Wandsbeck aus angemeldet[1]). Er war 1771 von Straßburg vom regierenden Grafen Wilh. von Lippe-Schaumburg als Hofprediger und Consistorialrath nach Bückeburg berufen, um auch als Freund des verstorbenen Abbts Stelle, dem Herder ein ehrendes Denkmal gewidmet hatte, einzunehmen. Aber in des kriegerischen, herben und harten Grafen Natur mochte und konnte der feiner organisirte junge Mann mit seiner angebornen reizbaren Empfindlichkeit nicht eingehen. Daher war die von Heyne eröffnete Aussicht zu einer theologischen Professur in Göttingen desto erwünschter. Was jedoch der Gottesgelehrte als Beglaubigung zum Berufe des Lehrstuhls glaubte in Anspruch nehmen zu können, ließ seine und Heyne's Wünsche scheitern. Seine theologischen Arbeiten, namentlich „die älteste Urkunde des Menschengeschlechts“, welche wetterleuchtend zwischen seichtverständige Aufklärung und strenggläubigen kirchlichen Erbglauben dahinfuhren und den Führern beider Parteien als phantasiereiche Blendwerke erschienen, fanden zunächst beim Exegeten Michaelis und seinen theologischen Ueberzeugungsgenossen in Göttingen einen Widerstand, welcher sich über Hannover nach London, selbst in das Kabinet des Königs Georg III. ausdehnte, welcher an seiner Georgia Augusta keinen Artikel der symbolischen Bücher gefährdet wissen wollte. Während der sich weit dehnenden Unterhandlungen kam Herdern durch Goethe's Vermittlung die willkommene Berufung als Hofprediger und Generalsuperintendent in Weimar, wo er im October 1776 eintraf. Hier war er mit fortschreitender Anerkennung der Verdienste seiner amtlichen Wirksamkeit von Seiten des Herzogs bis zum Ende seines Lebens im Jahre 1803 thätig und wußte in den folgenden Jahrzehnten als ein in den fernern Entwicklungsgang der deutschen Geistesbildung vielseitig eingreifender Schriftsteller unter jenen zahlreichen Schriftstellern, welche damals Weimar zu dem ausgezeichnetsten Musenhof in Deutschland machten, sich eine Stellung zu sichern, in welcher er den dortigen Geistern ersten Ranges zugezählt wird. Schon im Jahre 1778 erschienen seine

---

[1]) Aus Herders Nachlaß I, 432.

Volkslieder oder, wie er sie in der zweiten Ausgabe nannte, „Stimmen der Völker in Liedern“, in denen er mit der Rundschau aller Zeiten und Zonen den Naturlauten der Empfindung der Völker, gegenüber der Kunstpoetik, eine dichterische Berechtigung verschaffen wollte und auch hier die Gabe bewährte, mit universeller Erregtheit und Empfänglichkeit sich in die mannigfaltigsten Geisteszustände und Empfindungen einzugeisten und diese darzustellen. Im Jahre 1782 erscheint der orientalische Dichter wieder als exegetischer Theolog im „Geist der hebräischen Poesie“, von welcher Schrift J. v. Müller schrieb: „Ich finde Alles in demselben außer Christus und ich finde nichts in der jüdischen Religion, wenn man ihr Christum nimmt.“ Als die Grafen Stolberg in Weimar waren, hatte Herder seine „Ideen zur Geschichte der Menschheit“ begonnen, ein Werk, worauf damals, wie noch bei Manchen in der Gegenwart, sein schriftstellerischer Ruhm am meisten begründet war. Mit Recht hat neuerdings F. Chr. Schlosser in seiner Geschichte des 18. Jahrhunderts einen Dämpfer auf den Enthusiasmus für dieses Werk voll hochfliegender Ideen gesetzt und nachgewiesen, daß der Verfasser mit zu großer dilettantischer Eile hier auf eine Weise die nothwendigen Fachwissenschaften für sich in Anspruch nahm, welche schon dem damaligen Standpuncte dieser Wissenschaften durchaus nicht entsprach, obwohl nicht zu verkennen ist, daß diese Behandlungsweise gegen die noch vorherrschende dürre Aneinanderreihung geschichtlicher Thatsachen ein wohlthuendes Gegengewicht wurde. Ueberhaupt wollte Herder zu sehr Alles sein, Dichter, Philosoph, Theolog und Historiker, und so mächtig erregend nach vielen Seiten sein Universalismus wurde, so vermochte er doch als Philosoph und Theolog die harmonische Einheit seiner Ueberzeugungen über Vernunft und Offenbarung, über Kirche und Menschheit, über Natur und Cultur für sich nicht zu gewinnen. Daher der Wechsel seiner Ansichten noch während des Lebens seines Hamann und vollends spricht sich dieser nach dessen Tode in der zweiten Hälfte seiner schriftstellerischen Thätigkeit wie im Gradmesser in der Zu- und Abnahme, im Anknüpfen und Abbrechen und im Wiederanknüpfen des Briefwechsels mit seinen Freunden aus. Und als er in den letzten Jahren seines Lebens mit dem Humanitätsbegriff alle Ziele des Erkennens und Strebens zur Einheit umfassen wollte, so vermochte auch dieser nicht, so edel

und schön er ihn auch ausgebildet hatte, seinem Geiste die beseligende Ruhe und Zufriedenheit zu geben.

Als Dichter würde Herder ohne Zweifel noch Größeres geleistet haben, wenn er seine poetische Begabung nicht zu sehr für seine wissenschaftlichen Bestrebungen verwendet hätte. Hier, wo das wissenschaftliche Endziel, wenn auch eine lebendige, doch auch eine mit klarer Gründlichkeit fortschreitende Untersuchung und Gedankenentwicklung forderte, wirbelt er nicht selten in Exclamationen, Inversionen, mit dem ganzen Vorrath der Redefiguren seine Anschauungen dahin, oder sucht im dithyrambischen Taumel die entferntesten Gedankenhöhen durch die kühnsten Gemsensprünge seiner erregten Phantasie zu verbinden. Dagegen sehen wir oft umgekehrt den Dichter, der selbst theoretisch auf die nothwendige Scheidung zwischen Prosa und Poesie hinweist, eine lehrhafte Richtung verfolgen, bei welcher wir auf das Gränzgebiet des verständigen Nachdenkens oder des metaphysischen Besinnens versetzt werden.

Freueten sich die Brüder Stolberg Gleims und Herders als neuer Freunde, so mußte die Erinnerung an die in Lust und Freude mit Wieland und besonders mit Goethe gemeinschaftlich durchlebten Tage der Vergangenheit den vollen Freudekranz den Freunden in die belebte Gegenwart hinabreichen, um desto mehr, weil die Gräfin Luise und die Gräfin Agnes, neue Gäste in Weimar, an diesem ihren Antheil hatten. Goethe schrieb den 3. Juni an die Frau von Stein: „Die Stolbergs haben uns einen fröhlichen, vergnügten Tag gemacht; es ist gar hübsch, daß ich vor der Abreise noch einmal in jenen Seeen der Jugend durch die Erinnerung gebadet worden bin.“ Bei der Uebersendung eines der jüngsten Gedichte Friedrich Leopolds, „des Traumes in drei Gesängen“ [1]), schrieb er acht Tage darauf derselben Freundin: „Ein recht himmlisch Familienstück. Man muß sie kennen, sie zusammen gesehen haben, um es recht zu genießen.“ Ueber das liebenswürdige Wesen der Gräfin Agnes schrieb Goethe [2]) im Jahre 1820 aus 36jähriger Erinnerung: „Ich habe mich in den blühenden, schönsten Jahren der Gräfin Agnes Stolberg an ihrer anmuthigsten Gegenwart

---

[1]) S. W. I, 376 fgg.

[2]) Bd. XX seiner nachgelassenen Schriften, S. 219.

erfreut und ein Wesen an ihr gekannt, vor dem alsobald alles Mißwillige, Mißklingende sich auflösen, verschwinden mußte. Sie wirkte nicht aus sittlichem, verständigem, genialem, sondern aus frei-heiterm, persönlich-harmonischem Uebergewicht...."

Im September kehrten die Grafen von Töplitz über Dresden nach Holstein zurück, aber Friedrich Leopold nicht, wie er vor einigen Monaten ankündigte, von da nach Oldenburg. Von Tremsbüttel aus schrieb er den 1. November an von Halem: „Ich werde diesen Herbst und Winter noch nicht die Freude haben, Sie zu umarmen. Unser guter Herzog hat mir, wegen der Beschwerden, die in dieser Jahreszeit von einem Etablissement in einem eben erst fertig gewordenen Hause für eine schwangere Frau unzertrennlich sind, erlaubt, ihre Niederkunft, die im April sein wird, noch abzuwarten, und da meine Schwester uns sehr dringend nach Kopenhagen einladet, so werden wir in ihrem Hause den Winter zubringen....."

In der zweiten Hälfte des November trat er mit seiner Familie die Reise nach Seeland an, wohin die Bitten der Schwester und des geliebten Bernstorff einluden, wohin auch winkten die Erinnerungen an Jugendfreuden und Jugendgefühle und an die erste Blüthe des Mannesalters, Erinnerungen, welche durch die Mittheilung an die liebevolle Gefährtin noch innigere Bedeutung und erhöhtern Werth erhielten. — Den 23. November langte er in Kopenhagen an. Auf der Reise hierher und in den ersten Tagen seiner Anwesenheit vollendete er das Drama „Timoleon" [1]) und in den folgenden Wochen den „Theseus". Voß, welchem er den Timoleon mit der Aufforderung zum Urtheil zugesendet hatte, gab sein Urtheil zuerst durch längeres Schweigen, dann durch ausgesprochenen Tadel des kühnen Entwurfs und der raschen Ausführung.

In der Erwiderung Stolbergs liegt die Weise seiner dichterischen Thätigkeit überhaupt offen gelegt. Er schreibt am 5. März 1785: „Wenn ich meinen „Timoleon" übereilt habe, so seien die Musen meinem „Theseus" gnädig, den ich in dreizehn Tagen gemacht habe! Ich kann nun einmal nicht anders arbeiten. Ich arbeite — oder vielmehr es arbeitet in mir und gewinnt Gestalt qualemcumque. Feilen

[1]) Zuerst gedruckt in Kopenhagen 1785.

kann ich so wenig an meinen Kindern des Lichts, als an den Kindern der Finsterniß. Hat mir Vulkan seine Feile versagt, so läßt er mir doch seine Flamme. Noch einmal, Plane machen ist mir so unmöglich, als ein Buch über die Freiheit des Willens schreiben. Ich meinte aber, eine solche Handlung wie Timoleons, mit dem Feuer, das ich habe, dargestellt, müßte sich durchschlagen, wie ein alter Ritter sich durch geschildete Schaaren schlug....."

Um dieselbe Zeit hatte die verschwisterte Muse des Grafen Christian in Tremsbüttel zwei Dramen gedichtet, den „Otanes" und den „Belsazar". Ueber diese schrieb der Bruder weiterhin an Voß: „Ueber diese beiden Stücke hat mein ganzes Herz eine Meinung gefaßt, welche keine noch so klare aristarchische Welle für mich benetzen kann. Dem „Otanes" besonders kann ich kein Stück vorziehen..."

Dem „Theseus" folgte „der Säugling" rasch nach. Der Verfasser schrieb darüber am 28. Mai an Voß: „Ueber Dramata denken wir, wie ich sehe, sehr verschieden. Es ist mir lieb, daß Ihnen mein „Säugling" nicht ganz mißfällt. Je wichtiger mir Ihre Kritiken sind, desto mehr wäre mir daran gelegen, sie zu verstehen. Ich verstehe sie wahrlich nicht. Es kann sein, daß ich im Drama die Theorie noch mehr, als in meinen übrigen Gedichten, beleidige oder vernachlässige. Ich habe aber nichts mit mehr Feuer, nichts tiefer aus dem Innersten meines Herzens geschöpft, kurz, nie so con amore gedichtet, und halte sie für das Beste, was ich je gedichtet habe. Die Muse giebt Zeugniß meinem Geist, und dieses geht mir über Alles....." — „Apollons Hain" und „Servius Tullius", beide im folgenden Jahre verfertigt, schlossen die Zahl seiner an's Licht getretenen dramatischen Erzeugnisse. Wie er mehrere den übrigen Dichtungsarten angehörende Gaben seiner Muse durch Druck der Oeffentlichkeit nicht übergeben hat, so finden wir auch nicht gedruckter Dramen Erwähnung. Auf ein ungedrucktes Trauerspiel: „Laura", weist der Dichter (S. W. I, 315) selbst hin. Ueber das Schauspiel „Numa" schreibt später Fr. Heinrich Jacobi [1]): „Ich habe nun Deinen „Numa" zu Ende gelesen und eine Menge

---

[1]) In seinem auserlesenen Briefwechsel II, Nr. 226. Vergl. Nr. 227. Die fünf Schauspiele Friedr. Leopolds und die beiden Christians befinden sich im 4. und 5. Bande S. W.

köstlicher Stellen anzustreichen gefunden. Einiges habe ich nicht angestrichen, weil der Strich zu lang geworden wäre....." — Mit dem „Timoleon" hatte also Stolberg den ersten öffentlichen Schritt seines Kothurns gethan. Wenn schon der beiden Brüder frühere Uebersetzungen griechischer Dichter dazu beitragen mußten, ihrem unbestimmten Originalitätsdrange des poetischen Schaffens Schranken zu setzen und sie in das Geleise harmonischen Bildens und Strebens hinüberzuleiten, so mußte das sinnige Eingehen in die Eigenthümlichkeiten einer längst untergegangenen nationalen Bildung und selbst das freie Nachbilden der erhabenen und gesetzmäßigen Schönheit des Sophokles, des größten griechischen Tragikers, das Uebermaaß einer subjectiven Ueberschwenglichkeit, wenn diese nach dieser oder jener Seite hin sich noch hätte geltend machen wollen, ebnen und zur Bereicherung einer klaren und wahren Weltansicht dienen. Die Ueberzeugung, daß der Graf Fr. Leopold, wenn er sechszehn Jahre früher als dramatischer Dichter aufgetreten wäre, fortgerissen vom Geiste Shakspeare's, den er als gigantischen Genius ehrte und so nannte, Dramen geliefert hätte, in welchen die abstracte Idealität der Freiheit in der Wahl anderer Stoffe, als sie hier erscheinen, und in einer regellosern Form der Darstellung sich würde Raum verschafft haben, und daß diese mit den gleichzeitigen Dramen von Lenz, Klinger und Goethe in Hinsicht des Waltens brausender Gährung vielfache Momente der Vergleichung würden dargeboten haben, — diese Ueberzeugung ist gewiß keine unbegründete.

Unter den sieben Schauspielen der Brüder kündigen die fünf auf historischem Grunde ruhenden mit ihrem Namen den Inhalt an, und es sind in ihnen die entsprechenden Quellen der jüdischen, griechischen und römischen Litteratur mit möglichster Treue verwendet. An die Anforderungen der Mittel einer sichtbaren Darstellung und sinnlichen Auffassung ist gewiß nicht gedacht worden, so wenig als Klopstock bei seinen Bardieten und Lessing im „Nathan" auf Bühnengerechtigkeiten Rücksicht nahmen. Nichtsdestoweniger ist von der vollen Strenge der Anforderung der Zeit- und Raumeinheit nur wenig nachgelassen. Der Beruf des antiken Chors, die Handlung mit auf die Erfüllung der Staats- und Sittengesetze gerichteten Gedanken und Empfindungen zu begleiten und das Urtheil des Gemeinwesens zu läutern, konnte

hier nur ideell erfüllt werden. Freilich lagen auch in der neuern dramatischen Litteratur Beispiele von der Anwendung des Chors vor; Miltons „Simsons“ nicht zu gedenken, Racine hatte mit seiner schicksalsvollen „Athalie“, seinem letzten und vollendetsten Drama, vielfachen Beifall gefunden, an welchem der Chor einen nicht unbedeutenden Antheil haben mochte; aber der Inhalt war dem christlichen Bewußtsein näher gelegen und die nothwendige Bühnenveränderung konnte dem großartigen Style des griechischen Vorbildes nicht ganz entsprechen; auch Gryphius und von Cronegk in seinem unvollendeten „Olynth und Sophronia“ bereiteten dem Chore eine Stätte, jener aber in unstatthafter allegorischer Umhüllung, dieser zum Vortrage eingelegter Singstücke. Daher konnte man damals diese dramatischen Gedichte der Grafen Stolberg auf keine der neuern Zeit angehörenden Dichtungsarten dieser Gattung zurückführen und desto weniger an eine Aufführbarkeit derselben denken. Wo ließe sich auch eine Orchestra mit der Thymele und mit dem Koryphäos, dem Mittelpunct und Sprecher des ganzen Hauses, aufbringen? Wie vielseitig und wie lange fand in der neuesten Zeit die aufgeführte „Antigone“ Beifall? — Wenn später Schiller, nach dem Vorgange unserer Stolbergschen Schauspiele — gewiß nicht gemäß der Anregung des von Fr. Leopold übersetzten Aeschylus, wie behauptet worden ist, — die Chöre in die „Braut von Messina“ einführte, so zeigte sich gleich bei diesem Unternehmen des großen dramatischen Künstlers, welchen Mißgriffen ein solcher Versuch ausgesetzt ist, indem hier den mit richtiger Einsicht in das Wesen des griechischen Chors dargelegten Gedanken unmittelbar die entgegengesetzte Anwendung der Theorie folgt und der Chor, statt des Streites geistesüberlegener Vermittler zu sein, in seine zwei Hälften getheilt, der persönlichste Theilnehmer an demselben wird und die Entschuldigung, daß solches nur geschehe, wenn er als blinde Menge mithandle, den Irrthum auf's höchste überbietet.

Mehrere öffentliche zum Urtheile berufene Stimmen nahmen die Schauspiele der Stolberge als Dichtungen von hohem Werthe auf. Boie schrieb vom „Timoleon“: „Seit langer Zeit habe ich nichts gelesen, was mich so gehoben und gerührt hätte als Stolbergs „Timoleon“, und ich zähle es ohne Bedenken den wenigen Meisterstücken unserer

Sprache bei"[1]). Jedoch giebt er dem spätern „Theseus" den Vorzug. Reinhold urtheilte unter den Auspicien Wielands im „deutschen Mercur": „Wer die Stolbergschen verschwisterten Musen kennt, der erwartet an diesen neuesten Proben ihrer Fruchtbarkeit, was wir an denselben wirklich gefunden haben — ächten, angebornen, an der Quelle der Natur und der griechischen Kunst genährten Dichtergenius, Reichthum an neuen, durch Gegenstand, Zeichnung und Colorit gleich anziehenden Gemälden, an feinen, kühnen und erhabenen Gedanken, an großen und herzerhebenden Gesinnungen und endlich eine originelle und beiden Dichtern, bei aller ihrer übrigen Verschiedenheit, gemeinschaftliche Diction voll Energie und Schönheit...." Wenn der Kritiker weiterhin seine Meinung ausspricht, daß hier die Chöre noch weit wesentlichere Bestandtheile seien, als sie es bei der alten griechischen Tragödie nur immer sein konnten, daß sie gewissermaaßen die Hauptfiguren an diesen dramatisch-lyrischen Gemälden seien, wobei Handlung und Dialog keine andere Bestimmung zu haben schienen, als die Situationen vorzubereiten und herbeizuführen, welche der Dichter zum Stoffe für die schönen Oden nöthig habe, die er seinen Chorsängern in den Mund lege: so hat er theils die Gränzen des griechischen Chors in seiner lyrischen Wirksamkeit zu eng gezogen, theils auch in der Oeconomie der in Rede stehenden Schauspiele den Umfang des epischen Elements und seines größerntheils selbständigen Charakters für den Fortgang der Handlung zu gering in Anschlag gebracht. — In dem Satyrspiel „Apollons Hain", dem Dichter Bürger gewidmet, wird im Geiste der ächten Satire mit feiner Ironie und mit einschneidendem Witze das Volk der Dichterlinge unsanft berührt und das Wesen und Unwesen der Poesie, wie es schon in den Jamben und in den prosaischen Aufsätzen des Museums behandelt war, dargelegt. Eine eigenthümliche dramatische Phantasie über die Kindheit des Homer ist „der Säugling". Die schöne Kritäis wird am Ufer des Meles, unfern Smyrna, durch wunderbare Töne, Düfte u. s. w. in süßen Schlummer gewiegt, als sie aber wieder erwacht, liegt ihr abgelöster Gürtel neben ihr und eine Stimme verkündet ihr, daß ein Gott ihr beigewohnt habe. Der Gott war Apollo, das Kind, das sie ihm ge-

[1]) v. Halems Selbstbiographie, S. 25, vergl. S. 30.

biert, ist Homer. Auf Befehl des Gottes wird das Kind ihr geraubt, um auf dem Helikon von den Musen gepflegt zu werden. Da klagt die Mutter in den rührendsten Tönen, bis Apollo ihr das Kind wieder sendet, um endlich beide, Mutter und Kind, zu sich zu nehmen. Wolfgang Menzel, welcher in unsern Tagen zu der kleinen Zahl der kritischen Schriftsteller gehört, welche den freien Geistesblick nicht in einem zusammengesponnenen Gewebe von Vorurtheilen sich verfangen lassen, und dessen Urtheile namentlich im Gebiete der Nationallitteratur der Unbefangene gern ein großes Gewicht beilegt, preist diesen allegorischen Mythus, nach Stoff und Form völlig classisch und Stolbergs schönste und vollendetste Dichtung, und obgleich in streng classischer Form, doch von beinahe indischem Charakter [1]).

In allen Schauspielen der beiden Verfasser sind im Dialog, statt der griechischen jambischen Trimeter, fünffüßige Jamben, für die lyrischen Partien antike Maaße gewählt. —

Während Friedr. Leopold seine dichterisch schaffende Thätigkeit vor Allem dem Dienste der Melpomene widmete, genoß er zugleich im Kreise der Seinigen die Freuden des Stilllebens. Er schrieb den 6. Januar von Kopenhagen an Herrn v. Halem, welcher ihm seine „Adelheid von Burgund“ zugeschickt hatte: „Späten, aber herzlichen Dank sage ich Ihnen für den lieben Brief und das schöne Burgunder Mädchen. Sie muß Ihnen einst einen himmlischen Kuß geben, diese schöne Adelheid, welche Sie mit dem Zauber des Gesanges der Vergessenheit entrissen haben...... Ich lebe hier so vergnügt, als ich in der Stadt leben kann, aber ich fühle täglich mehr, daß die Stadt so wenig mein Element ist, wie dem Fische die Erde oder dem Vogel das Wasser. Ich mache es mir gleichwohl so leicht als möglich, entziehe mich ganz dem grand monde und lebe bloß den Meinigen, einem Zirkel von Freunden und den Büchern. Jetzt macht mich Herodotus sehr glücklich. So oft das Wetter schön ist, fliege ich auf's Land und komme heim, — nicht heim, keine Stadt hat ein heim, —

---

[1]) W. Menzel, deutsche Dichtung von der ältesten bis auf die neueste Zeit, Bd. III, 177. Dieses durch Belesenheit, Urtheil und Denkungsart immerhin ausgezeichnete Werk würde vielseitigen Beifall gefunden haben, wenn der Verfasser im Schwunge des Richtheils sich hätte mehr mäßigen wollen.

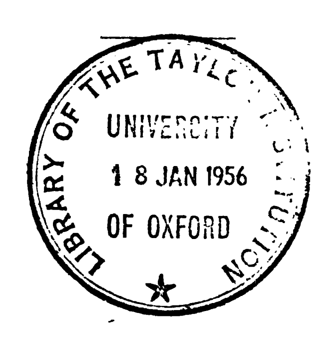
komme zurück in die Stadt gestärkt und erfrischt. — Mein Knäbchen macht mir täglich mehr Freude, crescit occulto velut arbor aevo..."— Der hier geäußerten Freude am Knäbchen sollte bald die Freude am Töchterchen zur Seite gehen. Am 4. Mai war die Geburt der Marie Agnes, und wie vor zwei Jahren dem jungen Ernst der Rundgesang des Vaters ertönte, so tönt er auch jetzt dem jungen Mädchen. Das Gedicht schließt [1]) mit der Strophe:

„Es müsse Deine Seele rein
Im sonnenhellen Auge sein!
O werde gut! O werde fromm!
O werde fromm und gut!
Wie Deine Mutter gut und fromm
Und fromm wie sie und gut!
Du saugst ihr Blut!
O, sauge ihren sanften Muth
Und ihrer Liebe reine Gluth!"

In der Mitte des Sommers kehrte Stolberg mit Agnes und seinen beiden Kindern nach Deutschland zurück, nachdem er die Berufung des Capellmeisters des Prinzen Heinrich zu Rheinsberg, J. Abraham Schulz, zum Capellmeister in Kopenhagen durch seine Empfehlung vorbereitet hatte. Ihn, welcher schon früher im Wetteifer mit Reichardt viele Lieder von Stolberg mit Melodien für Klavier und Gesang mit großem Beifall versehen hatte, lernte bei seinem Aufenthalte in Eutin der Dichter und die Gräfin Agnes persönlich als einen edlen und liebenswürdigen Charakter kennen.

---

[1]) S. W. I, 421.



## Zweiter Abschnitt.

### Die erste Gesandtschaft nach Petersburg. Hamann. Klinger.

Ueber Eutin eilte der Bruder zur ersehnten Umarmung des Bruders nach Tremsbüttel, wo wir ihn am 11. August finden. Kaum war er von hier in Neuenburg angelangt, um die von Andern lange vertretene Stelle der Landdrostei anzutreten, als er als Gesandter der jüngern holstein-gottorpschen Linie beauftragt wurde, der Kaiserin Catharina II. und ihrem Sohne, dem Großfürsten Paul — den Vertretern der ältern Linie des Hauses Holstein-Gottorp — die officielle Nachricht von dem Tode des Herzogs Friedrich August zu überbringen, welcher den 6. Juli, im Besitze voller Gesundheit, zu Pferde steigend, um einen Spazierritt zu machen, von einem tödtlichen Schlage gerührt worden war. Als Administrator von Oldenburg folgte ihm statt seines gemüthskranken und der Regierung unfähigen Sohnes Peter Friedrich Wilhelm der Vetter Peter Friedrich Ludwig, bereits schon Fürstbischof von Eutin. Stolberg trat im Anfange des October seine Reise nach Petersburg an. In Königsberg suchte er den Magus des Nordens, Hamann, welcher bereits mehrere Jahre in der Litteratur eine bedeutende Wirksamkeit ausgeübt hatte, auf, um diesen persönlich kennen zu lernen und einen Brief von Claudius abzugeben. Dieser hatte den 3. October von Wandsbeck aus an Herder geschrieben: „Ich habe neben dem Briefe an Hamann dem Grafen Stolberg den Auftrag mitgegeben, ihn selbst auf der Rückreise mit herzubringen, und er war sehr geneigt und froh dazu.“ Hamann selbst aber erzählt den Besuch in einem Briefe vom 7. October an Hartknoch in Riga: „Ich mußte wegen der zurückgelassenen Bücher Dr. Lindners einen Gang bis nach dem Roßgarten thun. Kaum bin ich aus dem Hause, so besucht mich der Graf Friedrich zu Stolberg, Eutinischer nach Petersburg gehender Gesandter, hat sich gegen drei Stunden mit meiner lieben Hausmutter allein in einer zum Unglück frisch aufgenommenen Stube bei offnen Fenstern und kahlen Wänden unterhalten müssen, um mich abzuwarten und einen Brief von Claudius abzugeben. Ich habe seinen langweiligen Verzug erst nachher erfahren und wäre noch gern selbst vorgesprochen, um mich deshalb zu entschuldigen, wenn ich nicht diesen

ganzen Nachmittag Jemanden hätte erwarten müssen, der gleich nach dem Essen sich einfinden wollte und gänzlich ausgeblieben. Er ist vorige Nacht angekommen, reist diesen Abend wieder ab und denkt in einigen Monaten wieder zurückzusein, seiner jungen Gemahlin Agnes zu Liebe. Ich begleitete ihn bis zum Kaiserlingkschen Hause, wo er zu Mittag gebeten war, und mußte dann Abschied von ihm nehmen. Weil Sie diesen liebenswürdigen Herrn kennen gelernt haben, so habe ich nicht nöthig, mehr von ihm zu schreiben, was Sie nicht schon wissen und vielleicht besser und genauer als ich." Welches Gewicht Hamann auf diesen Besuch legte, bekundet die Wiederholung der Nachricht über denselben im Briefe vom 10. October an Herder, in welchem er noch den Umstand hinzufügt, daß der arme Joh. Michel — sein Sohn — zu seinem großen Verdruß so spät nach Hause gekommen sei, daß er den liebenswürdigen Mann gar nicht zu sehen bekommen habe. Einige Wochen später zählt er im Briefe an Jacobi Stolbergs Erscheinung zu den beiden wichtigsten Epochen dieses Jahres [1]).

Graf Stolberg war in Königsberg zur persönlichen Bekanntschaft mit einem Manne gelangt, welcher ihm seit längerer Zeit aus dem Munde befreundeter Jünglinge und Männer und aus seinen Schriften als entschiedener Verkündiger und Vertheidiger des christlichen Glaubens bekannt und schon deswegen sein geistesverwandter Freund geworden war; und wenn er auch, der zwanzig Jahre Jüngere, den wenige Jahre darauf gestorbenen Freund viele Jahre überlebte, so bewahrte er doch immerfort dem Hingeschiedenen eine ungeschwächte Hochachtung und Verehrung.

Unter den Männern, welche im Verlaufe des 18. Jahrhunderts an der erhöhten geistigen Regsamkeit der deutschen Bildung über die Gränzen des deutschen Reichs hinaus, in dem fernen Ostpreußen, in den verschiedensten Richtungen einen bedeutenden Antheil nahmen, unter Kant, Hippel, Scheffner, Nicolovius, Reichardt, Herder und Hamann, nimmt der letzte eine so eigenthümliche als ausgezeichnete Stelle ein. Johann Georg Hamann (geboren zu Königsberg 1730, gest. 1788)

---

[1]) Aus Herders Nachlaß von Düntzer I, 436. Gildemeister, J. G. Hamanns Leben und Schriften III, 126, 127. Friedr. Roth, Hamanns Schriften VII, 289, 290.

ward seit dem Sommer 1746 fünf Jahre ein Zögling der dortigen Hochschule. Zuerst dem Studium der Theologie zugewandt, dann zu dem der Rechtswissenschaft übergehend, suchte er bald mit der ganzen Kraft seiner reichbegabten Natur und mit einem jugendlichen Muthe, den er selbst später als Uebermuth bezeichnete, die verschiedensten von der neuesten Strömung der europäischen Bildung befruchteten Gebiete des Wissens zu durchmessen. „Meine Thorheit“, schreibt er, „ließ mich immer eine Art von Großmuth und Erhabenheit sehen, nicht für Brod zu studiren, sondern nach Neigung zum Zeitvertreib und aus Liebe zu den Wissenschaften selbst, daß es besser wäre, ein Märtyrer denn ein Tagelöhner und Miethling der Musen zu sein.“

Seine folgenden Lebensjahre wurden hingebracht unter dem Drucke einer schwächlichen körperlichen Organisation, in mehrfach wechselnden und von wenig erfreulichen Erfahrungen begleiteten Verhältnissen eines Hauslehrers und Erziehers, in Kurland und Lievland, dann seit 1756 auf Reisen im Dienste des ihm befreundeten Berensschen Hauses zu Riga, welche ihn nach London und zu einem mehr als einjährigen dortigen Aufenthalt führten. Jedoch bewährte Hamann, daß ein guter Mensch in seinem dunkeln Drange sich des wahren Weges wohl bewußt ist, und je tiefere Blicke er in das moralische Elend der Menschheit und in seinen Antheil an demselben zu thun vielfache Gelegenheit fand, desto unerschütterlicher suchte er sein Gottesvertrauen zu stärken und desto standhafter mit der wachsenden Fülle seines Wissens die Blendwerke der Scheinwisserei zu bekämpfen, die geistige Macht der dem Christenthum innewohnenden höhern Wahrheit gegen ihre Widersacher zu vertreten und ihren allgemeinen Sieg vorzubereiten. Nachdem er seine Verhältnisse zum Berensschen Hause geordnet und abgelöst hatte, kehrte er 1760 zur Pflege seines kränklichen Vaters nach Königsberg zurück, trat wechselnde Reisen und Privatdienstverhältnisse an, ermüdete unterdessen nicht, im Kampfe mit dem Zeitgeiste aus dem täglich sich mehrenden Schatze seiner Kenntnisse sibyllinische Blätter, wie er seine einzelnen kleinen Flugschriften selbst nannte, als Verkünder ewiger Wahrheiten auszustreuen. Der Schriftsteller Hamann liebte es, theils um seine Anonymität zu behaupten, theils wegen der größern Kürze, Lebendigkeit und drastischer Anschaulichkeit der Richtung und des Ziels seiner Schriften, unter der Maske immer wechselnder Namen und Titel vor

dem Publicum zu erscheinen, bis er zu dem ganzen von ihm gewählten Geräthe der Mummerei „den Magus im Norden" hinzuzufügen veranlaßt ward, und von da an unter diesem Namen der litterärischen Welt bekannt und berühmt wurde. Friedr. Karl v. Moser, Sohn des Johann Jacob v. Moser, hatte sich gegen die in die Litteraturbriefe aufgenommene Hamannsche Beurtheilung seiner Schrift „Herr und Diener" durch „ein treuherziges Schreiben eines Laienbruders im Reich an den Magum in Norden oder doch in Europa" im Jahre 1762 zu vertheidigen gesucht. — Der vierzehn Jahre jüngere Herder, mit dem Hamann um diese Zeit zu Königsberg eine allmälig zur innigsten Freundschaft erwachsende Bekanntschaft machte, führte in den folgenden Jahren in begeisterungsvoller Betriebsamkeit durch Schrift und Wort die Größe und den Ruhm des Magus, seines Lehrers und geheimnißvollen Meisters, aus Osten nach Westen. Mit welchem Maaße, von diesem Herolde auf ihn hingewiesen, der gelehrte Lessing die Gelehrsamkeit Hamanns maß, legt' er in einem Briefe an Herder offen. „Wenn Sie das Ding[1]) an Hamann senden, so versichern Sie ihn meiner Hochachtung. Doch ein Urtheil darüber möchte ich lieber von Ihnen als von ihm haben. Denn ich würde ihn doch nicht überall verstehen, wenigstens nicht gewiß sein können, ob ich ihn verstehe. Seine Schriften scheinen als Prüfungen der Herren aufgesetzt zu sein, die sich für Polyhistores ausgeben. Denn es gehört wirklich ein wenig Panhistorie dazu." — In dem Bewußtsein, daß seine schwere Zunge und die Unvermögenheit der Aussprache ihn zum Schul- und akademischen Amt untauglich mache, war der 33jährige Litterat genöthigt, in untergeordnete Dienste der Kriegs- und Domänenkammer, später der Zolldirection in Königsberg einzutreten, bei der er seit dem Jahre 1777 Packhofsverwalter mit einem Gehalte von 300 Thalern wurde. In diesen der Muße und den Musen ungünstigen Dienstverhältnissen ermüdete er nicht, auf seiner Hochwache den Kampf für die höchsten Lebensgüter der Menschheit, namentlich in „Golgatha und Scheblimini" gegen die dem Christenthum feindseligen Nikolaiten und Metaphysiker an der Spree, vorzüglich gegen Mendelssohn, bis zur siegreichen Vernichtung der Gegner fortzusetzen. Schon der Titel der angeführten

---

[1]) den Entwurf zur Fortsetzung der Freimaurer-Gespräche.

Schrift ist scharfsinnig und für das Ziel derselben ganz bezeichnend; denn mit Golgatha ist der Berg bezeichnet, den Christus zwischen Christenthum und Judenthum gestellt hat, und Scheblimini heißt: Setze dich zu meiner Rechten! Dem bereits von den Mühseligkeiten des Amtes und von körperlichen Leiden und Sorgen um die Erziehung seiner Kinder tief Gedrückten ward die schon seit dem Jahre 1770 ausgesprochene Hoffnung, noch in seinem Alter einen Sabbath zu erleben, erfüllt. Franz Caspar von Buchholtz (geb. 1759, gest. 1812), Herr zu Wellbergen, einem unfern Burgsteinfurt im Regierungsbezirk Münster gelegenen Gute, ausgezeichnet durch Reichthum, mehr noch durch edle Gesinnung und befreundet mit einigen Schriften Hamanns, ward für diesen der Mittler der Fürsehung Gottes. Von Buchholtz drückte in einem Briefe an Hamann vom 4. August 1784 sein sehnliches Verlangen aus, ihn persönlich kennen zu lernen, und bat, ihn zu seinem Sohne aufzunehmen. Diesem Briefe folgte bald ein zweiter mit einer Gabe, worüber Hamann in einem Berichte an Reichardt meldet: „..... Die Nachrichten, welche ich von mehreren Seiten von der Individualität dieses edlen Jünglings erhielt, spannten meine Einbildungskraft auf's höchste. Sie wurde aber unendlich übertroffen durch das fürstliche Geschenk einer Anweisung auf ein so ansehnliches Capital für jedes meiner vier lieben Kinder zu gleichen Theilen, daß ich eben so sehr über die unaussprechliche Gabe, als über die unaussprechliche Art, womit mir selbige aufgeopfert und aufgedrungen wurde, in Erstaunen und Verehrung der göttlichen Vorsehung und ihrer Individualität, die sich auf Spatzen und Eulen erstreckt, vergehen möchte. ..... Auf einmal bin ich vermögend, meine vier Kinder wie ein rechtschaffener Vater von den Zinsen zu ernähren und zu erziehen." — Durch den Herrn v. Buchholtz mit Schriften von Hamann bekannt gemacht, ward eine der merkwürdigsten Frauen des vorigen Jahrhunderts, die Fürstin von Gallitzin zu Münster, von den Schriften des Verfassers und dem in ihnen wehenden Geiste so mächtig angezogen, daß sie die ganze Familie seiner zerstreuten Blätter zu kennen und zu besitzen wünschte und genauere Kunde von seinem Schicksale zu gewinnen eifrig bemüht war. „Was mich vollends", schreibt sie unter Anderm an Fr. H. Jacobi, „gewaltig an Hamann zog, waren unsere gemeinschaftlichen Freunde, Platon, Homer, Sokrates und vor Allem die heilige Schrift, von der

sein ganzes Wesen inprägnirt ist. Mit dieser hat sich Hamann in meiner Vorstellung dergestalt und auf eine Art, die ich mit Worten in einem Briefe nicht zu sagen vermag, eingewebt, daß ich wie an einem heimlichen Ansatz von Liebe zu ihm krank wurde, der mich trieb, etwas Näheres von ihm zu erfahren." Um diese Zeit, im Jahre 1785, ward Hamann im Zwischenraume weniger Monate durch den Besuch des Grafen Stolberg und G. H. Ludwig Nicolovius' erfreut, welche die Fürsehung in spätern Jahren in nähere Verbindung brachte. Letzterer (geboren zu Königsberg den 13. Januar 1767, gestorben zu Berlin den 2. November 1839) war schon längere Zeit von namenloser Sehnsucht getrieben, Hamann kennen zu lernen, aber

„Es schweigt der Jüngling lang,
Dem wenige Lenze verwelkten,
Und der dem silberhaarigen, thatenumgebenen Greise,
Wie sehr er ihn liebe, das Flammenwort hinströmen will" [1]).

Mit ihrem eisernen Arme winkte ihm stets die strenge Bescheidenheit, endlich hielt er es länger nicht aus und ging — am Schlusse des Monats Juli. In ehrfurchtsvoller Befangenheit bat der junge Akademiker um Ertheilung des Unterrichts im Griechischen und Englischen. Hamann empfing Eindrücke, welche er in einem Briefe an Jacobi als ungemeine bezeichnet, und erwiederte solche dem edlen Jünglinge, welche sich bald zur gegenseitigen warmen Anhänglichkeit und Liebe erhöhten und gestalteten, und die Nicolovius im theuren Andenken als einen verborgenen Schatz seiner Seele durch das ganze Leben trug [2]).

Der seinem Ziele zueilende Gesandte ward an den Gränzen Lievlands von Empfindungen wehmüthiger Erinnerungen und zugleich der Anerkennung seiner und seines Bruders vor 5 Jahren an dem Lievländer Eichstedt bewiesenen Großmuth überrascht. Auf die Kunde seiner Reise nach Petersburg hatten die lievländischen Stände eine Deputation gewählt, welche ihn auf der Gränze der Provinz

---

[1]) Klopstocks Ode: »Mein Vaterland«.

[2]) Fr. H. Jacobi's S. W. IV, Abth. 3, S. 101. Denkschrift auf G. H. Ludwig Nicolovius von Prof. Dr. Alfr. Nicolovius, S. 7 fg. Gildemeister a. a. O. III, 116 fgg.

feierlich begrüßen und ihm durch dieselbe das Geleit geben sollte. — Daß am Hofe zu Petersburg Stolberg, welcher mehrere Jahre an der Seite seines ältern Schwagers Andr. Bernstorff in dessen Ansichten und Grundsätze bei der Leitung der Angelegenheiten der europäischen Staatenfamilie und namentlich bei dem diplomatischen Verkehr der eng verwandten oldenburgischen Herrscherhäuser gewissermaaßen eingeweiht und durch sie gefördert war, — daß Stolberg sich der diplomatischen Aufträge seines Landesherrn mit befriedigendem Erfolge entledigen würde, konnte um so mehr erwartet werden, je bedeutender die ganze Persönlichkeit war, welche er in die Wagschale seiner gesandtschaftlichen Stellung legte. Selbst der Dichter Stolberg mußte für die Kaiserin Catharina, welche den Ruhm ihrer Machtherrschaft selbst durch den Ruhm einer Schriftstellerin und Dichterin zu erweitern und zu verstärken suchte, ein besonderes Interesse haben. Der Baron von Ungern-Sternberg, Hofcavalier des Herzogs von Oldenburg und Fürstbischofs von Lübeck, ein geschmack- und einsichtsvoller Schriftsteller, schrieb den 4. December von Eutin aus: „Von unserm Stolberg haben wir aus Petersburg die Nachricht, daß er sich den Beifall der höchsten Herrschaften in einem ganz vorzüglichen Grade erworben hat. Die Kaiserin liest seinen Homer mit vielem Eifer und der Großfürst und die Großfürstin haben durch ihre zutrauensvolle und herablassende Güte den tiefsten Eindruck auf sein dankbares Herz gemacht.“ Beiläufig konnte der Gesandte hier wahrnehmen, daß in der glänzenden Hauptstadt des Landes der Hyperboreer die alte Lebensart den aufgetragenen Firniß der französischen Bildung zu durchbrechen oft geneigt sei. In dem häufigen Verkehr mit der kaiserlichen Familie wurde dem Gast auch Obst dargeboten; zum ersten Male zwar mußte er dem erlauchten Beispiele des unmittelbaren Inbisses folgen, darauf aber, weil selbst dem Freunde der einfachen Natur ihre Forderung hier zu weit ging, versah er sich beim Gange zu Hofe immerfort mit einem Messer. — Auch mit deutschen Dichtern trat er während seines Aufenthalts in Petersburg in Verkehr. Hier fand er Klinger wieder, mit welchem Freunde Goethe's er vor 10 Jahren in Frankfurt bekannt geworden war, einen der fruchtbarsten Dramatiker und Romanschreiber, in dem der Originalitätensturm in den 70er Jahren vielleicht am gewaltigsten aufbrauste, so daß die ganze litterärische Epoche von seinem

Drama „Sturm und Drang" aus dem Jahr 1775, worin ein schottischer Familienstreit Gegenstand der Behandlung ist, ihre Benennung entlehnte. Im Jahre vorher war sein Ruhm um so höher gestiegen, da sein Trauerspiel „die Zwillinge" — ein tragischer Familienmord — den ersten ausgesetzten Ehrenpreis gewann und obsiegte über den „Julius von Tarent" von Leisewitz, dem dramatischen Lieblinge und einzigen Vertreter des Göttinger Dichterbundes. Goethe zeichnet im dritten Theile von „Dichtung und Wahrheit" seinen jungen Freund, welcher zu Frankfurt am Main im Jahr 1752 geboren war, mit sichtbarer Vorliebe.

Klingers Aeußeres war sehr vortheilhaft. Die Natur hatte ihm eine große, schlanke, wohlgebaute Gestalt und eine regelmäßige Gesichtsbildung gegeben. Er empfahl sich Goethe und seinen jungen Freunden durch eine reine Gemüthlichkeit, und ein unverkennbar entschiedener Charakter erwarb ihm Zutrauen. Der frühe Verlust seines Vaters, welcher die Seinigen in sehr dürftigen Umständen zurückließ, hatte ihn auf ein ernstes Wesen von Jugend auf hingewiesen. Alles, was an ihm war, hatte er sich selbst verschafft und geschaffen, so daß man ihm einen Zug von stolzer Unabhängigkeit, der durch sein Betragen durchging, nicht verargte. Entschiedene natürliche Anlagen, welche allen wohlbegabten Menschen gemein sind, leichte Fassungskraft, vortreffliches Gedächtniß, Sprachengabe, besaß er in hohem Grade; aber Alles schien er weniger zu achten, als die Festigkeit und Beharrlichkeit, die sich ihm, gleichfalls angeboren, durch Umstände völlig bestätigt hatten. — In seinem Innern früh einig und fertig, hatte der Jüngling nicht mit sich selbst, aber außer sich mit der Welt des Herkommens zu kämpfen, von deren Fesseln, wie viele Andere der damaligen Zeit, so vorzüglich Klinger durch das Naturevangelium des Bürgers von Genf erlöst zu werden hoffte. Weil nun dem Bedrängten dieser Kampf oft schwer und sauer ward, so fühlte er sich zu gewaltsam in sich zurückgetrieben, als daß er durchaus zu einer frohen und freudigen Ausbildung hätte gelangen können; vielmehr mußte er sich durchstürmen, durchdrängen, daher sich ein bitterer Zug in sein Wesen schlich, den er in der Folge zum Theil gehegt und genährt, mehr aber bekämpft und besiegt hat. Im Sommer 1776 zog ihn der Ruhm des geist- und geisterreichen Hofes und die Erwartung, an seinem Freunde Goethe den vermitteln-

den Beförderer zu einer Stellung, welche seinem litterärischen Streben entspräche, zu finden, nach Weimar. Als Goethe aber bald mit ihm hier nicht wandeln zu können glaubte, ging er nach mehreren fast abenteuerlich rasch angeknüpften und wieder abgelösten Dienstverhältnissen wahrscheinlich im Jahre 1780 nach Rußland, wo den unermüdeten Schriftsteller das Glück auf seine immer höher steigenden Stufen erhob. Im Jahr 1785, als Graf Stolberg ihn wieder sah, war er auch als Vorleser beim Großfürsten Paul angestellt.

Einige Monate nach Stolbergs Rückkehr von Petersburg gab Klinger, in die Sagengeschichte des griechischen Alterthums hinübergreifend, das Trauerspiel „Medea von Korinth“ heraus, welches nach seiner dem in Petersburg anwesenden Herrn v. Ungern-Sternberg gegebenen Versicherung ein Seitenstück zu Stolbergs dramatischen Arbeiten sein sollte. Eine näher vergleichende Zusammenstellung der Stücke beider weist bald nach, daß in Klinger der Sturm sich viel weniger zur ruhigen künstlerischen Thätigkeit abgeklärt habe, als bei Stolberg.

Die Bekanntschaft Stolbergs mit dem Dichter Ludwig Heinrich v. Nicolay war eine neue. Geboren zu Straßburg im Jahre 1737, studirte dieser auf der Universität seiner Vaterstadt, war darauf eine Zeit lang französischer Legationssecretär und hierauf Professor der Logik in Straßburg. Im Jahre 1770 ward er als Cabinetssecretär und Bibliothekar des Großfürsten Paul nach Petersburg berufen, wo er im Jahre 1782 in den Adelstand erhoben wurde. Nachdem er später mehrere Gesandtschaftsposten bekleidet hatte, seit dem Jahre 1798 einige Zeit Chef und Director der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften gewesen war, ward er zum wirklichen Geheimen Rath ernannt und starb, nachdem er nach dem Tode des Kaisers Paul im Jahre 1801 aus dem öffentlichen Leben sich zurückgezogen, im Jahre 1820 auf seinem Landgute in Finnland. Als Dichter und Prosaist trat er allenthalben in die Fußstapfen Wielands, daher auch bei ihm Vieles entlehnt und nach Vorbildern, besonders italienischen und französischen, bearbeitet ist, wobei sich neben manchen feinen Beobachtungen der Menschen, neben gelungenem Colorit und leicht fließendem Versbau oft große Redseligkeit und Ovidischer Ueberfluß in der Ausmalung breit machen. Ramlers nachfeilende Hülfe gab seiner Darstellung allmälig große Correctheit und Reinheit. Gern willfahrte Stolberg dem Wunsche

des neuen Freundes, seinen einzigen Sohn, den neunjährigen Paul, nach Eutin mitzunehmen, um ihn zur Erziehung und zum Unterricht bis zur akademischen Reise dem Rector Voß zuzuführen, in der Erwartung, daß dieser das übernommene Wagniß billigen werde. Voß war mit der vertrauensvollen Zuführung des Knaben zufrieden und später auch seine Ernestine, welcher, da sie eben so wenig der französischen und russischen Sprache kundig war, als ihr Zögling der deutschen, anfangs die gegenseitige Unzugänglichkeit unerfreulich war, und freueten sich beide mit Stolberg der günstigen Entwicklung des Knaben, welcher mit ihrem Sohne Heinrich, seinem Altersgenossen, fortwuchs.

Während der Gesandte Stolberg in der Nähe der Kaiserin und der kaiserlichen Familie, im Verkehr mit Diplomaten und im Umgange mit gebildeten Freunden einer günstigen und heitern Gegenwart sich freuete, erfüllten ihn oft sanfte Heimathsgefühle und zog ihn Sehnsucht nach dem fernen trautern Kreise der lieben Seinigen, hin zu Agnes und ihren Kleinen, hin zum geliebten Bruder in Tremsbüttel, bei welchem diese, nachdem sie den geliebten Reisenden von Neuenburg bis Eutin begleitet hatten, weilten. Neben der lebenüblichen Briefform theilt sich Stolberg seiner Agnes mit in einer poetischen Epistel, in welcher er gegen das Ende schreibt:

„. . . . Die Liebe, nicht die Phantasei,
Malt deine Züge mir in's Herz; nur sie
Begleitet mich; es blieb die Phantasei
Zurück; die Muse, die mich nie verließ,
Verließ mich, ach, bei deinem Abschiedskuß!
In deinen Händen blieb die Leyer, spät
Ward ich's gewahr, ich suchte sie und fand
Sie nicht; die strenge Muse ließ mir nur
Das Täflein und den Griffel, doch auch er
Ist mir aus ihren Händen werth, und werth
Ist dir des dürft'gen Briefes treuer Sinn.
Er sagt dir, was du weissest, aber doch
Noch gerne hörest: daß ich ohne dich
Nicht leben könnte, wenn die weiche Brust
Der Hoffnung mich mit milder Ammenmilch

Nicht nährte, wenn der Hoffnung Ammenlied
Mich nicht in Ruhe sänge, wenn ich mich
Geberde wie ein krankes Kind" [1]).

Von der Kaiserin durch die Verleihung des großen St. Annen-Kreuzes ehrenvoll ausgezeichnet, trat Graf Stolberg den 16. Decbr. seine Rückkehr an. In den letzten Tagen des Jahres erreichte er Königsberg und erneuete dem seiner schon längere Zeit harrenden Freunde Georg Hamann den versprochenen Besuch, worüber dieser am 1. Januar 1786 an Jacobi meldet: „Der alte Gorgel fängt das neue Jahr an, wie er das alte beschlossen. Der erste Brief, den ich schreibe, ist an Sie, lieber Jonathan. Gestern früh erhielt ich Ihren letzten. Die Stunde darauf ließ sich der Graf Fr. Leopold Stolberg melden, der den vorigen Sonnabend angekommen ist. Ihr Brief und dieser Besuch sind der einzige Trost gewesen zum Beschlusse des alten Jahres."

Von Berlin aus, wo Stolberg sich acht Tage aufhielt, schrieb er den 19. Januar: „Den edlen Mendelssohn habe ich auf der Hinreise einmal gesehen. Er starb einige Tage vor meiner Rückkehr nach Berlin. Sein Andenken ist dort überall geehrt, in der königlichen Familie und im letzten Judenhause." Moses Mendelssohn war den 4. Januar gestorben, in seinem Leben gewiß auch geehrt von Friedrich dem Großen, welcher jeden seiner Unterthanen nach seiner Façon glauben hieß, aber doch der Akademie der Wissenschaften, welche kein Bedenken trug, ihn dem Könige zu ihrem Mitgliede vorzuschlagen, die Genehmigung dieses Vorschlags wiederholt versagte.

Von Berlin eilte Stolberg über Tremsbüttel, wo er seine Geliebten wiederfand, nach Eutin, wohin ihn Agnes mit den Kindern begleitete. Nach einem für ihn und Agnes erinnerung- und freudenreichen Aufenthalt von vierzehn Tagen in Eutin wanderte Stolberg mit den Seinigen über Tremsbüttel, wo er noch einige Tage beim Bruder und bei der Schwägerin weilte, nach Oldenburg, um in Neuenburg in sein längst bestimmtes Amtsgeschäft einzutreten. Von Tremsbüttel aus schrieb noch die Gräfin Agnes: „Ich bin so glücklich in meinem Stolberg, in unsern lieben Freunden, in unsern süßen Kindern. Wenn ich

---

[1]) S. W. I, 440.

mich so fühle, so schäme ich mich oft, daß ich so undankbar bin und noch immer mehr haben will."

---

## Dritter Abschnitt.

**Die Jahre in Neuenburg. Lavater und Goethe. Die Insel. Der Gräfin Agnes Tod. Schillers „die Götter Griechenlands".**

Der Graf Fr. Leop. Stolberg stand bereits im kräftigsten Mannesalter, als er sein Amt zu Neuenburg antrat. Was glückliche Anlagen und eine eben so christlich-fromme als geistig anregende Erziehung in einem ländlichen Familienkreise, der in seinem stillen Fortgange seines Daseins nicht durch Berührung mit dem schimmernden und schallenden Freudenwahn der nahen Hauptstadt unterbrochen wurde, wohl aber sich ausweitete in den veredelnden Genüssen, zu denen ringsum in den Wechseln der Jahreszeiten Seelands mannigfache Naturschönheiten einluden, — was, sag' ich, jene den jungen Grafen als Mitgift für das Leben verliehen hatten, das hatten sie als Jünglinge auf deutschen Universitäten, im Umgange mit hochstrebenden Altersgenossen und mit gediegenen Männern in freier Selbständigkeit fortgebildet. Bald fiel beiden der Name berühmter Dichter zu, und wer immer ihnen nahe trat, vermochte nicht, wenn auch zu Zeiten die schäumende Jugendbegeisterung die Ziele der Möglichkeit und Wirklichkeit ihm weit zu überfliegen schien, die innere Triebkraft eines edlen Kerns zu verkennen. Als Männer standen nun die Brüder in ganz ähnlichen Amtsverhältnissen, welche, wenn sie auch nicht der Glanz weitgreifender öffentlicher Wirksamkeit umgab, ihren Wünschen und geistigen Bedürfnissen entsprachen, der ältere schon seit einem Jahrzehnt, Friedrich Leopold jetzt, nachdem er am Fürstenhofe in hohem Ehrenamte gelebt und als Gesandter mit dem Hoflager eines Königs und einer Kaiserin und mit ihren Thronstädten verkehrt hatte. Der Umfang der Verpflichtungen, welche ihm das Amt der Verwaltung und der Gerechtigkeitspflege auflegte, war begränzt genug, um selbst nach ihrer gewissenhaftesten Erfüllung den Amtsinsassen gegenüber auch jenen Anforderungen genügen

zu können, welche die Freude und den Segen der Familie betreffen und deren Befriedigung der innere Ruf nach Veredlung des menschlichen Daseins durch den Genuß der Natur, durch Forschung und Darstellung des Wahren und Schönen jedem gebildeten Menschen als Verpflichtung stellt, vorzüglich dem Grafen Stolberg stellen mußte, dessen Seele vom Streben nach Menschenwohlfahrt ganz erfüllt war.

Der Winter hatte noch nicht ausgeschlafen, ihn deckte noch sein ernstes Feierkleid; aber bald vernahm man nicht mehr seinen klingenden Frost; in dem Schooße der nie alternden Mutter regte sich wieder neues Leben, um bald lauter und in freudigerm Prachtgewande die Herrlichkeiten ihres und der Menschen allliebenden ewigen Vaters zu verkünden. Stolberg begrüßte, wie immer beim nahenden Frühling, so auch in seiner jetzigen Heimath mit freuderfülltem Herzen die Boten seiner Ankunft, die wiederkehrende Schwalbe und die aus dunkler Furche sich mit Jubel himmelwärts aufschwingende Lerche. Bald streifte er selbander mit Agnes dorthin, wo die Wiese grünte, der Bach rieselte und der Wald schattete; nun schlenderte Agnes voraus, den wohlumhüteten Kinderchen nach, um die ersten Blüthen des Frühlings zu erspähen und sie dem Vater zu bringen, welcher nachwandelnd schon Blüthen der Poesie sammelte. Agnes sang und sang der Nachtigall Ton, daß sie, von den Aesten herabhüpfend, der Sängerin nahe kam. Zur Theilnahme an solcher Idyllisirung des ländlichen Lebens mochte der Freund den Freund am liebsten einladen. „Sie müssen mir und meiner Agnes versprechen“, schrieb er an v. Halem, „dieses Ihr schönstes Gedicht im Schatten meiner großen Linde am Bache zu lesen.“ An Merck, welcher sich in einer Angelegenheit, die königliche Bibliothek zu Kopenhagen betreffend, an ihn gewendet hatte, schrieb er am 26. Mai: „Ich lebe hier glücklich mit einem lieben Weibe und zwei Kindern, auch dadurch glücklich, daß mein Wirkungskreis eingeschränkt genug ist, um meine Freiheit nicht zu sehr einzuschränken.“

In dieser Zeit mußte Stolbergs brieflicher Verkehr mit dem H. v. Halem um so lebhafter werden, je weiter seine ländliche Abgeschiedenheit von den Jahrmärkten des litterärischen Verkehrs entfernt und je größer das Bedürfniß war, wissenschaftliche Nahrung aus den Bibliotheken der Hauptstadt des Landes herbeizuziehen. „Hier, liebster Halem“, schrieb er den 30. Mai, „erhalten Sie das Verzeichniß der

Nationalsünden — den Meßkatalog — zurück; wie stark wird der paraphrasirte Meßkatalog, so nennt Jacobi die Berliner Bibliothek, nun werden?" Am 13. Juni heißt es unter Anderem: „Ich sage Ihnen nichts davon, wie dankbar wir Ihnen für Ihren lieben Besuch sind. — Il n'y a pas toujours fête au village; aber Ruhe, Freude und herzliches Willkommen der Freunde, Einfalt und Freiheit sind immer hier. Auf solche Mitgäste kann man nur Freunde einladen, aber diese auch von Herzen. Agnes macht Ihnen ein freundliches Gesicht...."

Der Besuch eines Freundes aus größerer Ferne ward im Juli zu Neuenburg gehofft. Johann Kaspar Lavater war am 11. Mai von der St. Ansgariigemeinde in Bremen zum Prediger gewählt und reiste hierher. Erinnern wir uns jener ersten Bekanntschaft, welche die beiden Grafen Stolberg auf ihrer Reise nach der Schweiz in Zürich mit ihm machten, und daß der Graf Friedrich Leopold als Dichter einen wehmuthsvollen Abschiedsgruß dem Freunde widmete und bald darauf mit überschwenglicher Jugendbegeisterung die Persönlichkeit desselben in einem Briefe an Claudius zeichnete! Damals stand Lavater auf der Höhe des Lebens und eines weitverbreiteten Ruhmes; jetzt waren beide schon der Neige zugewendet.

Wer über diesen merkwürdigen Mann und über das Verhältniß zu seinen Zeitgenossen heute ein vorurtheilfreies Urtheil sich zu bilden wünscht, der wird vor allen an die Zeugnisse zweier Männer gewiesen, welche jahrelang den Aeußerungen seiner innern Werkstätte nahestanden und durch die Art, wie sie zeugen, einen großen Anspruch auf Glaubwürdigkeit begründen. Lavaters Tochtermann, Georg Geßner, war im Besitze aller Papiere seines Schwiegervaters, hatte ihn aus einem zehnjährigen vertrauten Umgange näher kennen gelernt und konnte mehr als ein Anderer von seinen Freunden ergänzende Nachrichten sich verschaffen. Die Form seiner Mittheilung, die anspruchslos, schlicht und recht und ohne gesuchte, den Gesichtspunct verschiebende Raisonnements fortschreitet, trägt, wie der Inhalt, welcher aus einer nüchternen Anschauung und Beobachtung hervorgeht und allenthalben durch mündliche und schriftliche Aeußerungen Lavaters belegt wird, durchaus den Stempel der Wahrheit an sich. Mehr als 30 Jahre später gab Ulr. Hegner, welcher 20 Jahre mit Lavater bekannt und drei Jahre Bewohner seines Hauses gewesen, von Briefen seiner bedeutenden Freunde Auszüge

dessen, was diese ihm über ihn selbst zugeschrieben hatten, heraus mit Hinzufügung von Umrissen seines Lebens und Wirkens.

Lavaters Jugendjahre fielen in jene Zeit, in der Zürich die belebteste Stätte der deutschen litterärischen Wirksamkeit bildete, welche selbst dem entferntesten Norden Deutschlands Anstoß zu geben und Einfluß daher zu nehmen fortfuhr; ja man zählte noch im Jahre 1780 der Züricher Schriftsteller, die noch am Leben waren, an die 800, Prosaisten und Dichter in den verschiedensten Dichtungsarten, von dem Rathsherrn J. Martin Usteri an, dem berühmten Verfasser des noch viel gesungenen Rundgesangs: „Freut euch des Lebens, weil noch das Lämpchen glüht", bis zu Lavater und seiner Messiade. Hatte schon Klopstocks, darauf Wielands, seines damaligen Nacheiferers, längere Anwesenheit in Zürich die religiösen und die in diesem Lande so leicht entzündbaren patriotischen Stimmungen noch mehr gehoben, berührten diese vorzüglich Lavaters Knabenjahre, so mußten, als der Jüngling in die obern Klassen des collegium Carolinum eintrat, Breitinger und Bodmer, die thätigsten und bedeutendsten Lehrer dieser Anstalt, wie für die Belebung dieser Stimmungen, so auch für die dichterische Richtung einen desto empfänglichern Boden an ihm finden. Bodmer, welcher in seiner unruhigen, weitgreifenden und vielseitigen litterärischen Thätigkeit nie aus der Rüstung kam, immer schlagfertig zum Angriff und zur Abwehr dastand, mochte leicht dem erregbaren Jüngling als ein mustergültiges Vorbild eines ähnlichen Unternehmungsgeistes erscheinen. Schon am Knaben hatte man einen lebhaften Haß gegen Verletzung des Rechts und einen kecken Muth zur Abwehr der Unbilde als einen hervorstechenden Charakterzug wahrgenommen; als 21jähriger Jüngling zeigte er einen männlichen Muth in dem Auftreten gegen den damaligen Zürcherschen Landvogt Felix Grebel, dessen Ungerechtigkeiten gegen seine Herrschaftsangehörigen immer lautbarer, immer beweisbarer wurden. Diesen aber war es äußerst schwer, mit ihren Klagen beim Züricher Magistrat Zugang zu finden; der damalige Bürgermeister, der erste Herr in der Republik, war der Schwiegervater des Landvogts und selbst Lavaters Eltern waren mit jenem befreundet. Lavater wandte sich mit seinem von ihm eingeweihten Freunde H. Füßli zuerst — so gebot es Klugheit und Rechtschaffenheit — an den Landvogt selbst mit der schriftlichen, mit den Anfangsbuchstaben J. C. L. unterzeichneten Forderung, seine bis-

herigen Bosheiten und Ungerechtigkeiten wieder gut zu machen und das Geraubte zu erstatten; wenn dieses nicht geschähe, so würde eine öffentliche Anklage gegen ihn erhoben werden. In hartem Tone wurde ihm das Register aller seiner Ungerechtigkeiten vorgelegt. Als der getroffene Landvogt kein Zeichen über den Empfang des Briefes von sich gab und die ihm gestellte Frist verflossen war, traten die beiden Jünglinge öffentlich gegen ihn mit der gedruckten und in die Häuser der vornehmsten Regierungsmitglieder gebrachten Klageschrift: „Der ungerechte Landvogt oder Klage eines Patrioten", auf. Die Sache kam vor den Rath zu Zürich, eine scharfe Untersuchung wurde veranlaßt. Lavater und Füßli traten, als die Verfasser der Anklage von Rathswegen öffentlich sich zu nennen aufgefordert wurden, unerschrockenen Muthes aus ihrer bisherigen Dunkelheit hervor. Der Landvogt entzog sich durch die Flucht der Untersuchung. Die Sache der Gerechtigkeit siegte über schnödes Familieninteresse; das ungerecht erworbene Gut wurde wirklich erstattet und die dem Landvogt selbst zuerkannte Strafe war angemessen [1]). Lavaters siegreiches Unternehmen gab ihm zuerst einen rühmlichen Namen, der sich weit über die Gränzen der Schweiz verbreitete und seinem spätern Auftreten ein günstiges Vorurtheil erweckte. Im Frühjahr 1763 machte er zu seiner weitern Ausbildung seine erste Reise nach Deutschland, deren Endziel ihm und seinem Reisegefährten, Felix Heß, der Besuch des Propstes Spalding zu Barth in Schwedisch-Pommern war. „Wir hatten", sagt Lavater, „diesen Mann als einen der aufgeklärtsten und schönsten Geister und zugleich als einen der würdigsten Diener Christi verehren gelernt. Unsere Absicht ging also vornehmlich dahin, durch einen Aufenthalt bei ihm uns auf die künftige Führung unseres Amtes vorzubereiten." In Leipzig lernte Lavater den berühmten Ernesti, den liebenswürdigen Gellert, den rechtschaffenen Zollikofer kennen, in Berlin Sack, Ramler, Moses Mendelssohn u. A. Während seines fast neunmonatlichen Aufenthalts bei Spalding begann Lavater seine ersten schriftstellerischen Arbeiten. Die nächsten Jahre nach dieser Reise, welche ihm eine gründlichere Menschenkenntniß und die Bekanntschaft mit den bedeutendsten Schriftstellern Deutschlands eingebracht hatte, war Lavater, wenn auch ohne öffentliches Amt, un-

---

[1]) G. Geßners Lebensbeschr. I, 146—180.

ermüdet thätig als religiöser und patriotischer Dichter, als prosaischer Schriftsteller und vorzüglich als Prediger. Die auffallende Kraft und Wärme, die besondere Deutlichkeit seiner Vorträge machten noch mehr auf ihn aufmerksam, als die damals neue und von der gewohnten abgehende Form seiner Predigten. Im Jahre 1769 erhielt er die Diakonatsstelle an der Waisenhauskirche in Zürich: Die Schaar der Waisenkinder war seine Heerde, bei welcher er, nach seiner außerordentlichen Liebe, die er immer zu Kindern hatte, mit Herzensfreude arbeitete. In dieser Zeit that er einen Schritt, welchen ruhigere Ueberlegung ihm vielleicht abgerathen hätte. In Berlin hatte er Mendelssohn als einen denkenden Freund der Wahrheit, welcher ihm auch seine philosophische Achtung für den moralischen Charakter Jesu mit Nachdruck äußerte, achten gelernt. An ihn wandte er sich nun bei der Uebersendung des von ihm übersetzten und Mendelssohn gewidmeten zweiten Theils von „Bonnets Untersuchung der Beweise für das Christenthum" mit der Aufforderung, entweder Bonnets Gründe zu widerlegen oder selbst zum Christenthum überzutreten. Mendelssohn war über die Aufforderung, noch mehr durch die Widmung betroffen, behandelte die Sache aber in dem nun entstehenden Briefwechsel mit einer seiner ganz würdigen Ruhe und im geziemenden Tone [1]). Aber auch Lavater benahm sich nachher so, wie es seines Verstandes und Herzens würdig war; er bereuete öffentlich den gethanen Schritt, den ihm selbst Bonnet als Uebereilung vorgeworfen hatte. Mendelssohn hatte unter Anderm dem geachteten Freunde geantwortet: „Glauben Sie mir, es ist unser beider unanständig, ein Spiel der Anekdotenkrämer zu werden und durch öffentliche Streitschriften dem müßigen Theil des Publicums einen Zeitvertreib, den Einfältigen ein Aergerniß und dem Feinde des Guten eine boshafte Freude zu machen. Meine aufrichtige Meinung, mein Herzenswunsch ist, wir suchen uns, so gut wir können, aus der Schlinge zu ziehen, in welche wir gerathen sind. Kommen Sie, wir wollen uns in Gedanken umarmen." ....... Aber nichtsdestoweniger mußte Lavater bald wahrnehmen, daß er in ein Wespennest gestört habe. Ganz anders als Mendelssohn nahmen diese Angelegenheit seine getauften Freunde,

---

[1]) Vergl. Geßner II, 19 fg. Die mitgetheilten Briefe sind zu ergänzen durch Hegners Auszüge, S. 12 fg.

die Berliner Aufklärer, Nicolai voran, auf, die es nicht begreifen konnten, wie es lohne, einen gelehrten Mann für das Christenthum zu gewinnen. Von jetzt an war von ihnen und ihren weit verbreiteten Adepten die Losung gegen Lavater, den Proselytenmacher, den Schwärmer, den apocalyptischen Seher u. s. w., gegeben. — Schon als Jüngling richtete Lavater auf die Formen des menschlichen Angesichts ein besonders beobachtendes Auge. Er bemerkte eine sichere, allemal zutreffende Uebereinstimmung zwischen dem menschlichen Geist und seiner sichtbaren Hülle und ward je länger desto mehr davon gewiß, daß das Wesentlichste der Geistesanlagen und des Charakters eines Menschen in der ganzen Form seines Körpers, seines Hauptes, vorzüglich aber in seinem Angesichte lesbar sei. Die menschliche Bildung müsse nothwendig mit den Anlagen und Kräften des Geistes, der darin wohne, in einem Ebenmaaß und Verhältniß stehen. Allenthalben, in der nahen und fernen Umgebung, fand er Bestätigung seiner Ideen und gelangte allmälig zur Ueberzeugung, es müßten sich darüber auch feste Regeln auffinden lassen, die, wie jeder andere Gegenstand des menschlichen Wissens, systematisch gereiht werden könnten. Der thätige Menschenfreund aber verband später mit dieser so erfaßten Charakterkunde ethische Zwecke: die erkannte Individualität sollte ihm und Andern den Weg zum Innern, zur Seele des Individuums zeigen, um hier die angemessenen geistigen Werkzeuge zur Beförderung der menschlichen und christlichen Bildung desto sicherer in Wirksamkeit zu setzen. Als Vorarbeit zu einem größern Werke ließ sein Freund und Landsmann Zimmermann, welcher in seine Ansichten mit lebhaftem Interesse einging, im Jahre 1772 einige Bogen: „J. K. Lavater von der Physiognomik", drucken. — Lavaters unermüdete, vielseitige Thätigkeit hatte seine Gesundheit geschwächt; sie wieder zu kräftigen, trat er im Sommer 1774, auf den Rath Zimmermanns, die Reise in's Bad Ems an; zugleich wollte er diese Reise zur Erweiterung seiner physiognomischen Ansichten und zur Vermehrung seiner Sammlung von Portraits bedeutender Personen der Vergangenheit und Gegenwart benutzen und so für seine physiognomischen Fragmente, deren Umrisse er bereits in der Seele trug, die erweiterte und festere Grundlage gewinnen. Begleitet von dem schnellen und glücklichen Portraitzeichner Schmoll reiste er den 12. Juni von Zürich ab. Seine erwartete Ankunft in Frankfurt,

den mächtigen Eindruck, welchen sein Wesen hier hervorrief, die persönliche Bekanntschaft mit Goethe, der eine briefliche schon längst vorausgegangen war und welche sich bald zur innigsten und dauerndsten Freundschaft zu gestalten schien, den Aufenthalt in Ems, die gemeinschaftliche Reise nach dem Niederrhein in Begleitung Basedows, ihre Ankunft in Coblenz, ferner ihr Zusammentreffen mit den Brüdern J. Georg und Friedr. Heinrich Jacobi in Köln, die Fahrt nach Düsseldorf und Pempelfort, wo die persönliche Bekanntschaft zu einer innigen Befreundung Goethe's und Lavaters mit Heinrich Jacobi erwuchs, — dieses Alles hat Goethe im dritten Bande von „Dichtung und Wahrheit“ mit Anmuth und mit geselliger Laune, in der der frühere geniale jugendliche Uebermuth des Dichters einen Nachhall findet, erzählt.

Den 4. Juli, bald nach Lavaters Abreise von Frankfurt nach Ems, schrieb Goethe an seinen Freund Schönborn in Algier: „Lavater war fünf Tage bei mir und ich habe auch da wieder gelernt, daß man über Niemand reden soll, den man nicht persönlich gesehen hat. Wie ganz anders wird doch Alles! Er sagt so oft, daß er schwach sei, und ich habe Niemand gekannt, der schönere Stärken gehabt hätte als er. In seinem Elemente ist er unermüdet thätig, fertig, entschlossen und eine Seele voll der herzlichsten Liebe und Unschuld. Ich habe ihn nie für einen Schwärmer gehalten und er hat noch weniger Einbildungskraft, als ich mir vorstellte. Aber weil seine Empfindungen ihm die wahrsten, so sehr verkannten Verhältnisse der Natur in seine Seele prägen, er nun also jede Terminologie wegschmeißt, aus vollem Herzen spricht und handelt und seine Zuhörer in eine fremde Welt zu versetzen scheint, indem er sie in die ihnen unbekannten Winkel ihres eigenen Herzens führt: so kann er dem Vorwurf eines Phantasten nicht entgehen.“

Hatte der Reisende durch die Macht seiner Erscheinung und die Entfaltung seiner Eigenthümlichkeit einen bedeutenden Zuwachs an Verehrern und Popularität gewonnen, so machte er im folgenden Jahre durch seine „physiognomischen Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntniß und der Menschenliebe“, deren erster Theil oder Versuch erschien, ein noch viel größeres Aufsehen. Goethe hatte seit einem Jahre keinen geringen Antheil an dem ersten Versuche der Fragmente gehabt; seine Anwesenheit in Zürich nahm Lavater zur Gewährung weiterer

Hülfe durch Rath und Beistand bei der Fortsetzung der folgenden Theile in Anspruch [1]). Daß Goethe die physiognomischen Leistungen seines Freundes hoch hielt, mußte erwartet werden; selbst im Greisenalter, als er Lavaterschen Gesinnungen sehr fern stand, enthielt er sich nicht zu bekennen: „Alles Streben, alle Wünsche, alles Unternehmen Lavaters ward von dem physiognomischen Genie überwogen, das ihm die Natur zugetheilt hatte. Durch den reinen Begriff der Menschheit, den er in sich trug, und durch die scharfzarte Bemerkungsgabe, die er erst durch Naturtrieb, dann mit Ueberlegung, vorsätzlich und geregelt ausübte, war er im höchsten Grade geeignet, die Besonderheiten einzelner Menschen zu gewahren, zu kennen, zu unterscheiden, ja auszusprechen. Wirklich ging Lavaters Einsicht in die einzelnen Menschen über alle Begriffe; man erstaunte, ihn zu hören, wenn man über diesen oder jenen vertraulich sprach, ja es war furchtbar in der Nähe des Mannes zu leben, dem jene Gränze deutlich erschien, in welche die Natur uns Individuen einzuschränken beliebt hat." Zimmermann, welcher in den religiösen Angelegenheiten seines Freundes oft Tadler war, schrieb ihm: „Dein Scharfsinn ist übermenschlich; denk' an nichts, als an deine Physiognomik, die ein göttliches Werk ist." — „Deine Grundsätze", schrieb Herder, „wie ich sie Dir mit heiligem Spähen abahnde, sind für mich außerordentlich wahr, treffend, weckend, oft himmlisch gewesen; rechte Seherblicke dessen, was im Menschen liegt, was — wenn er's nicht ist — er werden kann, des Gewächses der Ewigkeit!" Und etwas später, aber zu einer Zeit, in welcher ihm ein heiterer, aber an Ironie streifender Scherz über seine Freunde noch wohl anstand: „Lavater macht die Physiognomik zur Schädelstätte seiner Freunde." Auch Wieland und Fr. H. Jacobi sprachen mit großer Begeisterung über das Werk. Als der entschiedenste und geistesgewandteste Gegner trat mit bitterm Spotte Lichtenberg gegen den Physiognomiker auf; Lavaters Freund, Claudius, ermäßigt, den mittlern Weg einschlagend, in der ihm eigenen naiven Weise das Lob durch seine Einwendungen gegen diese Kunst. Er ruft aus: „Das ist 'n Buch, wie mir in meiner Praxis noch keins vorgekommen ist. Was da für Gesichter darin stehen! — So viel ich verstanden habe, sieht Herr Lavater

[1]) Dichtung und Wahrheit, Bd. IV, 103 fg., 137 fg., 143 fg.

den Kopf eines Menschen und sonderlich das Gesicht als eine Tafel an, darauf die Natur in ihrer Sprache geschrieben hat: Allhier logirt in dubio ein hochtrabender Gesell, ein Pinsel, ein Poet u. s. w. Es wäre sehr naiv von der Natur, wenn sie so jedwedem Menschen seine Kundschaft an die Nase gehängt hätte, und wenn irgend Einer die Kundschaften lesen könnte, mit dem möchte der Henker in Gesellschaft gehen." — — — Nach weitern Einwendungen gegen jenes System lenkt er auf das liebenswürdigste ein: „Ein Physiognom, und so stelle ich mir auch den Raphael Lavater vor, ist 'n ein Mann, der in allen Menschengehäusen den unsterblichen Fremdling lieb hat, der sich freut, wenn er in irgend einem Gehäuse, Strohdach oder Marmor, einen Gentleman antrifft, mit dem er Brüderschaft anknüpfen kann, und gerne beitragen möchte, die Leibeignen frei zu machen, wenn er nur ihre Umstände wüßte. Der unsterbliche Fremdling im Menschen ist aber inwendig im Hause, und man kann ihn nicht sehen. Da lau'rt nun der Physiognom am Fenster, ob er nicht am Widerschein, am Schatten oder sonst an gewissen Zeichen ausspioniren könne, was da für ein Herr logire, damit er und andere Menschen eine Freude oder Gelegenheit hätten, dem Herrn einen Liebesdienst zu thun. ....." [1]). — Nicht Alles, was der Verfasser von seiner Wissenschaft erwartete, versprach und prophezeite, wurde zum wirklichen Ergebniß; denn es ging keine begründete Wissenschaft daraus hervor, weil sich die systematischen Regeln nicht ohne mancherlei Ausnahme und Schwierigkeit zur klaren Kenntniß und Anwendung bringen ließen. Dessenungeachtet bleibt dem Werke noch geistiges Verdienst genug. Schon was der Titel verspricht: Beförderung der Menschenkenntniß und Menschenliebe, mußte dadurch erreicht werden; denn der Geist dieser Tugenden lebte in dem Verfasser und strömt sichtbar durch das ganze Werk. Allenthalben stößt man, auch ohne nähern Bezug zur Physiognomik, auf moralische und religiöse Winke, pragmatische Erinnerungen, Maximen, Grundsätze für alle Geschlechter, Alter und Stände. Solche aus tiefem Menschensinn geschöpfte Reflexionen können und werden das Buch beim Leben erhalten. Denn mit seinem Grundsatze: das Göttliche in dem Menschen,

---

[1]) Vergl. Hamanns Urtheil bei Gildemeister II, 245.

das Unsterbliche in dem Sterblichen zu entdecken und darauf aufmerksam zu machen, war es ihm Ernst, er bewies es an Freunden und Feinden. Jedoch von sich selbst spricht er allenthalben mit der größten Bescheidenheit und gesteht, daß er sich unzählige Mal in seinem Urtheil geirrt habe und noch täglich irre, daß er täglich Gesichter sehe, über die er kein Urtheil zu fällen im Stande sei, und fügt hinzu, daß sich kein Mensch vor seinem Blicke zu fürchten habe, weil er bei allen Menschen auf das Gute sehe und an allen Menschen Gutes finde. Als er seinen Freund Zollikofer, welcher in Zürich sein Gastfreund gewesen war, bis in den nahen österreichischen Breisgau zurückbegleitete — im Jahre 1777 —, war der Kaiser Joseph II. auf seiner Reise in dem nahen Gränzort Waldshut mit Entsagung der kaiserlichen Repräsentation anwesend. Kaum hatte sich in dem kleinen Orte Lavaters Anwesenheit verbreitet, als ihn der Kaiser um seine Gegenwart bitten ließ. Dem Kommenden trat der Kaiser mit heiterer Laune entgegen und redete mit ausgezeichneter Huld lächelnd ihn an: „Ha, Sie sind ein gefährlicher Mensch, ich weiß nicht, ob man sich vor Ihnen darf sehen lassen! Sie sehen dem Menschen in's Herz hinein. Man muß wohlverwahrt sein, wenn man Ihnen zu nahe kommt." „O erlauben Sie, Ihro Excellenz", erwiderte Lavater, „es hat sich kein ehrlicher Mann vor mir zu fürchten, wenn ich auch wirklich so tief in's Herz sähe, als man von mir denken mag, woran freilich noch Vieles fehlt. Ich mache mir's zur Pflicht und Freude, das Gute an meinen Nebenmenschen mehr als ihre Fehler zu bemerken, — und am Ende bin ich selbst ein sündiger Mensch, der sich nicht allemal darf in's Herz sehen lassen und dem es sehr übel anstünde, allzu strenge zu sein."

Wie wenig die physiognomischen Studien Lavaters Thätigkeit in diesen Jahren ausfüllten, zeigt seine übrige litterärische und pfarramtliche Wirksamkeit. Der Diaconus, schon im Jahre 1775 zum Pfarrer an der Waisenhauskirche berufen, wurde 1778 zum zweiten Prediger an der St. Peterskirche gewählt und dadurch sein Wirkungskreis bedeutend erweitert. — Unter den in den nächsten Jahren erschienenen schriftstellerischen Arbeiten zeichneten sich aus: Jesus Messias oder die Zukunft des Herrn, nach der Offenbarung Johannis, eine poetische

Paraphrase in 24 Gesängen; dann einige Jahre später diesem Werke zur Seite gestellt: Jesus Messias oder die Evangelien und Apostelgeschichte in Gesängen; vor allen aber wurde sein Pontius Pilatus oder die Bibel im Kleinen und der Mensch im Großen — vom Jahre 1782 bis 1785 — ein Werk, welches ein treues Gemälde des Lavaterschen Geistes enthält. „Wer dieses Buch hasset", schrieb er in der Vorrede, „muß mich hassen. Wer dieses Buch liebt, muß mich lieben. ..... Es sollte eine Bibel im Kleinen sein, ein Magazin menschlicher, christlicher, poetischer, sittlicher Bemerkungen und Gefühle über den Menschen. Eine Geschichte der Menschheit — eine Darstellung der Höhe und Tiefe, der Würde und des Verfalls der menschlichen Natur. Es sollte den Menschen im Großen vorstellen, in dem Volke Israel, den Hohenpriestern, in Pontius, in Christus. — Es sollte Alles in Einem sein, ein historisches, politisches, moralisches, philosophisches, theologisches, religiöses, biblisches, sinnbildliches, prederliches: Ecce Homo! Seht den Menschen! Ein Menschenbuch, eine Schrift zur Schande und Ehre unseres Geschlechts. ....." In der That, der Verfasser hatte Recht zu verkünden, daß dieses Werk die Losung für seine Freunde und Feinde sein werde! Wenn auf alle seine Schriften die Anwendung gilt, daß der Styl der Mensch selbst sei, so trifft diese Anwendung vorzüglich bei diesem Werke zu. An eine überlegte methodische Anordnung der Gedanken und ihre systematische Durchführung konnte bei einer Arbeit wenig gedacht werden, bei der es galt, aus dem unendlichen Reichthume seiner innern christlichen Anschauungen und Lebenserfahrungen Wahrheiten hinzuströmen, welchen der kühnste Schwung der Phantasie Gestaltung verlieh, ohne daß der ordnende Verstand über ihre innere Zusammengehörigkeit und über die Gränzen ihrer Wahrheit und Anwendbarkeit zu seinem Rechte gekommen wäre. Seine Jünglingsjahre und die des jungen Mannes fielen in jene Jahrzehnte, in denen sich in allen geistigen Lebensgebieten das oft erwähnte mächtige Regen des Natur- und Freiheitsgeistes kund gab und die jungen, mit hoher Begabung ausgestatteten Geister mit den überlieferten und vorhandenen Gütern aufräumerisch verfuhren. Von diesem Geistesdrange war kaum Einer mehr ergriffen als Lavater; nur gehörte er zu jenen Wenigen, welche in dem gährenden Bildungsprocesse den Kern aller Bildung der Neuzeit — das Christenthum — nicht

nur sich erhalten wollten, sondern ihn auch der Glaubensarmuth ihrer Zeit gegenüber mit aller Energie des Strebens in den nächsten und weitesten Kreisen zur Anerkennung und vollen Entfaltung im Leben zu bringen bemüht waren. Manche jugendlich aufstrebenden Geister stießen den geistig hochbegabten an, er aber riß sie mit sich fort; er förderte sie mehr, als sie ihn; und wenn sie, nachdem das spätere Leben auf ihre erste reinste Jugendbildung den einfressenden Mehlthau gelegt, ihm fremd, ja Feind wurden: er blieb, der er war, weil er seiner bessern Natur treu blieb.

Die Amtswirksamkeit in seiner Gemeinde gewann ihm wegen seiner treuen Gewissenhaftigkeit und unermüdeten Thätigkeit, welche er als häufiger Kanzelredner, als Katechet, als Rather, als Krankenbesucher übte, die entschiedenste Achtung und Liebe; namentlich fanden seine geistlichen Reden den allgemeinsten Beifall, begründet in dem Ausdrucke der ganzen seelenvollen Gestalt, dem er durch ein sprechendes Mienenspiel und durch eine, zwar nicht lebhafte, aber richtig angewandte Action noch mehr Klarheit gab, — noch mehr aber in der Begeisterung, die keine eitle Schönrednerei kennt, und in einer edel schwärmerischen Salbung mit der er redete. Aber Lavaters Wirksamkeit ging weit über die Gränzen seiner Gemeinde und über Zürich hinaus. Nicht nur wirkte er mehrere Jahrzehnte hindurch durch seine zahlreichen poetischen und prosaischen Schriften und als angerufener Gewissensrath durch brieflichen Verkehr mit mehreren Tausenden beiderlei Geschlechts und aller Stände in der Schweiz, in Deutschland, in Europa, welche sich mit den geheimsten Herzensangelegenheiten an ihn wendeten, Trost, Belehrung und Aufrichtung bei ihm suchend, sondern auch auf seinen Reisen, welche Triumphzügen glichen, denen freilich auch leere Gaffer zum Schwarmmachen nicht fehlten, war seine Erscheinung seinen Anhängern und Verehrern eine wohlthuende Bestätigung ihres günstigen Vorurtheils und selbst auf Gegner übte jene eine aussöhnende Macht aus. Was Goethe [1]), sich mit Lavater vergleichend, sagt, wurde auch noch später an Lavater vielfache Wahrheit: „Nun fühlte ich den Abstand zwischen meiner und der Lavaterschen Wirksamkeit nur allzu sehr: die seine galt in der Gegenwart, die meine in der Abwesenheit; wer

[1]) Dichtung und Wahrheit III, 264 zum Jahre 1774.

mit ihm in der Ferne unzufrieden war, befreundete sich ihm in der Nähe; und wer mich nach meinen Werken für liebenswürdig hielt, fand sich sehr getäuscht, wenn er an einen starren, ablehnenden Menschen anstieß." — Der Adel und die schweizerische Treuherzigkeit seines Betragens, die stille Begeisterung und tiefe Sanftmuth seines Blickes, die ausgezeichnete Anmuth seiner Lippen, die etwas vorgebogene Haltung seines schlanken, wohlgebildeten Körpers, der Ausdruck einer Menschenfreundlichkeit und Güte, welcher die Uebergewalt seines Geistes milderte, ohne sie zu verläugnen, die jungfräuliche Reinigkeit und Zartheit seines ganzen Wesens: alles dieses gab seiner persönlichen Erscheinung so viel Feierliches und Wohlthuendes, daß man sich ihm gegenüber unwillkürlich von Ehrfurcht und Liebe ergriffen fühlte [1]). Die Natur hatte seine großen Anlagen in verschiedenem Maaße angelegt: ruhigen, eindringenden, scharf unterscheidenden Verstand besaß er in geringerm Maaße, aber eine Tiefe des Gefühls, die sich oft in die Welt dunkler Ahnungen verlor, und eine feurige Phantasie, die selbst seiner Prosa nicht selten dithyrambischen Dichterschwung gab, ihn selbst und viele seiner Leser und Zuhörer dahinriß. Daher fehlte seinen Fähigkeiten wie seinem Streben, das Allen Alles sein wollte und zu oft in die Weite ging, Ebenmaaß und Gleichgewicht. Treffend, weil wahr, ist Gildemeisters Vergleichung Hamanns mit Lavater [2]): „Wenn man die Persönlichkeit dieser beiden bedeutenden Menschen in's Auge faßt, so ist eine große Verschiedenheit zwischen ihnen nicht zu verkennen. Lavater fühlte einen unwiderstehlichen Drang, sein reiches inneres Leben sich auch in äußerer Wirksamkeit entfalten zu sehen, und oft trat diese hervor, ehe jenes zu voller Reife gediehen war. Hamann dagegen liebte, wie er selbst bemerkt, das piano im Handeln und das forte im Denken. Seine Thaten sind daher immer die Ausgeburten der reifsten Ueberlegung." Lavaters Religion war sowohl Humanität im wahrhaft edlen Sinne, nicht in dem spätern zweideutigen Sinne Herders, als Mystik und Offenbarungsglaube; sie zielte überall und energisch auf das Sittliche, rein Menschliche, und wurzelte doch ganz und gar im Mysterium, im Glauben an das Ueberirdische und Unsichtbare.

---

[1]) Vergl. Goethe a. a. O. III, 263; Hegner 269.

[2]) Hamanns Leben und Schriften II, 246, 247.

Der Mittelpunct, wo diese beiden Welten zusammenfließen und von wo sie immer wieder ausströmen, war ihm Christus, sein Christusglaube daher die Seele und der Schlüssel seiner Religion. Aber den Gefahren, welche jene Gläubigkeit, die alles Ideelle nur in einer bestimmten moralischen Form sucht und allenthalben das Unsichtbare in der sichtbaren Umhüllung erkennen und darnach handeln will, mit sich führt, entging Lavater nicht: er fand nicht nur bei Freunden, welche dem Glauben an die Geheimnisse des Christenthums ferner standen oder den besessenen bereits in sich abgeschwächt hatten, entfremdende Kälte, sondern er selbst, welcher die Schranken, die die Fürsehung Gottes den Blicken der Sterblichen gesetzt hat, nicht immer mit Besonnenheit innezuhalten wußte, bereitete sich dadurch viele innere Leiden. Der oben genannte Pontius Pilatus gab in der zweiten Hälfte des Jahres 1782 die Veranlassung zu einem wieder belebten, aber nicht lange währenden Briefwechsel zwischen Lavater und Goethe, der bald darauf gänzlich aufhörte — so wie Herder, welchem die Christgläubigkeit seines Freundes zu entschieden war, schon seit zwei Jahren den in den 70ern Jahren so lebhaft geführten Briefwechsel abgebrochen hatte —, so daß die innigsten Freunde nach ihren auseinander strebenden Richtungen allmälig einander ganz und gar fremd wurden. „Da ich zwar", schreibt Goethe im Juli, „kein Widerchrist, kein Unchrist, doch ein decidirter Nichtchrist bin, so haben mir Dein Pontius Pilatus und so weiter widrige Eindrücke gemacht, weil Du Dich gar zu ungebärdig gegen den alten Gott und gegen seine Kinder stellst. Darum laß mich Deine Menschenstimme hören, damit wir von dieser Seite verbunden bleiben, weil es von der andern nicht geht." — Dann im October u. A.: „Wir berühren uns beide so nah', als Menschen können, dann kehren wir uns seitwärts und gehen entgegengesetzte Wege, Du so sichern Schrittes als ich. Wir gelangen einsam, ohne an einander zu denken, an die äußersten Gränzen unseres Daseins; ich bin still und verschweige, was mir Gott und die Natur offenbart; ich kehre mich um und sehe Dich auf Einmal das Deinige gewaltig lehrend..... Du hältst das Evangelium, wie es steht, für die göttlichste Wahrheit, mich würde eine vernehmliche Stimme vom Himmel nicht überzeugen, daß das Wasser brennt und das Feuer löscht, daß ein Weib ohne Mann gebiert, und daß ein Todter auf-

ersteht; vielmehr halte ich dieses für Lästerungen gegen den großen Gott und seine Offenbarung in der Natur. — Du findest nichts schöner als das Evangelium, ich finde tausend geschriebene Blätter alter und neuer von Gott begnadigter Menschen eben so schön und der Menschheit nützlich und unentbehrlich. — Nimm nun, lieber Bruder! daß es mir in meinem Glauben so heftig Ernst ist wie Dir in dem Deinen, daß ich, wenn ich öffentlich zu reden hätte, für die nach meiner Ueberzeugung von Gott eingesetzte Aristocratie mit eben dem Eifer sprechen und schreiben würde, als Du für das Einreich Christi schreibst...... Es ist unmöglich, in Meinungen so verschieden zu sein, ohne sich zu stoßen. Ja, ich gestehe Dir, wäre ich Lehrer meiner Religion, vielleicht hättest Du eher Ursache, mich der Toleranz mangelnd zu schelten, als ich jetzo Dich. Hauche mich mit guten Worten an und entferne den fremden Geist. Der fremde weht von allen Enden der Welt her, und der Geist der Liebe und Freundschaft nur von Einer...." Später, im October, heißt es u. A.: „Mein Pflaster schlägt bei Dir nicht an, Deins nicht bei mir; in unseres Vaters Apotheke sind viele Recepte. — So habe ich auf Deinen Brief nichts zu antworten, nichts zu widerlegen, aber dagegen zu stellen hab' ich Vieles. Wir sollten einmal unsere Glaubensbekenntnisse in zwei Columnen neben einander setzen und darauf einen Friedens- und Toleranzbund errichten." — Beim spätern Rückblicke auf diese Zeit sagte Goethe: „Mein Christus hatte auch seine eigene Gestalt nach meinem Sinne angenommen" [1]).

Daß aber Lavater kein Frömmler war, wie ihn Viele seiner Zeit nannten, daß er vielmehr Alles, was ihm in der Religion Manier, Formalismus und Pedanterei schien, seiner innersten Natur gemäß als eine Entstellung des Heiligsten von sich stieß, bekunden viele Stellen seiner Schriften. „Unter allen Pedanten", sagt er, „sind keine schärferen, unbelehrbareren und unerträglicheren als die Pedanten der Gerechtigkeit und der Religion." — „Je redlicher ein Mensch, desto weniger Frömmler. Andächtelei auch bei der redlichsten Frömmigkeit ist noch ein Ueberrest der Geistesarmuth, ein Flecken im Angesicht der schönen Unschuld." — „Frömmler sind immer schwach, haben keine

---

[1]) Hegner a. a. O. 147—154.

eigene Consistenz, neigen sich immer nach einem angesehenen Stärkern; Frömmler sind nie liebend, keine bitterern Urtheiler, Richter und Verdammer als die Andächtler." — „Sie sind ängstlich in Kleinigkeiten und gleichgültig gegen wichtige Tugenden und Laster; sie ärgern sich über jedes frohe Gesicht, jedes freie Wort, jeden Genuß der Natur und Kunst und ärgern sich nicht an den Handlungen des schändlichsten Geizes und der peinlichsten Härte." — „Es giebt eine Art peinlicher Frömmigkeit, die ich zwar nicht kränken mag; sie hat auch ihr Heiliges und Verehrliches für mich; aber sie ist meinem individuellen Personalgeschmacke, der Licht und Klarheit, Gedenkbarkeit und Geistesgenuß, Frohheit und Freiheit liebt, bestimmter Erkenntniß und deutlicher Begriffe bedarf — so zuwider, daß ich alle Geduld und christliche Liebe zusammenfassen muß, um nicht merken zu lassen, wie sehr sie mich drückt. Jene Frömmigkeit, die sich nie aus dem Zirkel gewisser Begriffe, Formen, Formeln und Redensarten herausheben, kein freies, lichtvolles Wort weder sagen noch ohne Entsetzen hören darf, die jedes Andern Christenthum und Religion schlechterdings nach keinem andern Maaßstabe prüft......." Die Gefahren einer solchen Frömmigkeit möchte er auch bei der Erziehung der Jugend abwehren: „Die allzu ängstliche Sorgfalt, nichts Fehlerhaftes an den Kindern ungeahndet hingehen zu lassen, die peinlich scharfe Aufmerksamkeit, die ihnen keine Freiheit gestattet, keine Unbefangenheit erlaubt, jedem Versuche zuvorkommt, jedes charakteristische Wagestück unmöglich macht — scheint mir eine von den gefährlichsten frommen Sünden zu sein."

So wenig man Lavater der Frömmelei zeihen kann, eben so wenig kann die Anklage einer stolzen Selbstüberhebung, zu der der Andrang so vieler und so hoher Verehrer leicht verführen konnte, Platz greifen. Freilich schimmerte den urtheilenden Freunden und Feinden bei seinem persönlichen und schriftstellerischen Erscheinen und Wirken oft eitle Selbstgefälligkeit durch, aber er kannte auch jene Demuth nicht, welche den Hochmuth heimlich in ihre freie Kost nimmt und so sich selbst und das an sich gute Werk, das sie bereitet, von dem unlautern Gast vergiften läßt. Den Vorwurf einer Scheinheiligkeit meidend, legte er wiederholt öffentliches Glaubensbekenntniß seiner Fehler und seines Irrens ab und noch in den vorgerückten Jahren legte er in den Briefen an seinen neugebornen Großsohn Johannes Lavater in der kindlich-

naiven Sprache des „Wandsbecker Boten“, über seine Doppelnatur mit Anspielung auf seinen Doppelnamen Johann Kaspar scherzend, sich selbst mit Unbefangenheit offen: „Mir ist oft, wenn der Kaspar weggeblieben wäre, der Johannes hätte seine Sache nicht so übel. Der Johannes hatte immer gute Meinung, recht Sinn und Denken; aber dann wollte Meister Kaspar, der sonst auch alter Adam heißt, immer drein reden. Da gab's Zank, und der friedliebende Johannes ging dann auf die Seite und ließ dem Kaspar seinen Kopf, und da ging's dann freilich nicht immer so, wie es sollte...... Der gute Johannes mußte es dann wieder gut machen, wenn der Kaspar dumme Streiche gemacht hatte.“

Seine Fehler und Mängel übersahen auch seine treuen Freunde nicht, aber sie nahmen den ganzen Mann in seiner Vortrefflichkeit, und dann blieb ihnen immer noch die bewunderungswürdige Größe desselben übrig. Der unruhige Forscher nach Wahrheit wurde öfters der Liebhaber der Wahrscheinlichkeit und konnte dann dem Vorwurfe der Leichtgläubigkeit nicht entgehen. Sein lebendiger Glaubensdrang trieb ihn nicht selten zum Ueberspringen der von Gott gesetzten, die Segnungen des Glaubens bedingenden Schranken der Wahrnehmung, um den Genuß der realen Anschauung der christlichen Mysterien zu empfangen und in der Befriedigung seines Thomasglaubens zugleich seine schwach- oder ungläubigen Brüder zu Jesus Christus hinzuführen. Wie hart neben der ihm innewohnenden großen Wahrheit die Gefahr der Verirrung ihm ganz nahe lag, ihm, der sich an die Versprechungen des Herrn im buchstäblichen Sinne hielt und daher Ihn beim Worte nahm, tritt unter andern Stellen vorzüglich in der folgenden hervor: „Das eigentliche, offene und nicht gekannte oder nicht benutzte Arcanum des seligsten Genussesglaubens bestände also bloß darin: Jesum Christum für unveränderlich, für völlig denselben zu halten, der er auf Erden und gleich nach seiner Himmelfahrt in tausend Beweisen erprobt ward, allen trennenden Raum zwischen ihm und uns als null und nichtig anzusehen, als null und nichtig alle Jahrhunderte zwischen seiner Himmelfahrt und dem gegenwärtigen Momente...., daß man gerade so mit ihm spräche, wie wenn er vor uns stände....“ — Daher die wiederkehrende Sehnsucht nach dem erscheinenden Christus, sein Aufsuchen desselben in der

menschlichen Gestalt, und daher sein inbrünstiges Beten zum Herrn Jesus Christus um Bethätigung seiner Gotteskraft durch Wunder in der Gegenwart. In dieser Richtung befangen, griff er mehrere Erscheinungen seiner wundersam bewegten Zeit, wenigstens anfänglich, mit einem Uebermaaß der Glaubseligkeit auf, das seinen Freunden wehe that, den Feinden aber, deren er in der Ferne und in der Nähe, selbst unter seinen Amtsbrüdern genug hatte, die Handhabe zu theils übertriebenen, theils zu völlig unbegründeten Anschuldigungen wurde. Jos. Gaßner, katholischer Pfarrer im Bisthum Chur im Canton Graubündten, hatte durch seine Teufelsbeschwörungen und durch die damit verbundenen Wundercuren unter vielen Tausenden, Katholiken und Protestanten, in der Schweiz und in Deutschland großes Aufsehen verursacht und diese, obschon von mehreren Bischöfen aus ihren Diöcesen verwiesen, unter dem Schutze des Bischofs von Regensburg fortgesetzt, bis Joseph II. und Pius VI. diesem die Weisung gaben, dem Gaßner das Exorciren zu verbieten.

Lavater hatte vielseitige Erkundigungen über den Wundermann eingezogen, hatte sich durch Briefe mit ihm in Verbindung gesetzt, war selbst im Jahre 1778 zu ihm hingereist; und wenn er auch nach der Heimkehr erklärte, daß er weder seinen Verstand noch sein Herz gewonnen, ja selbst ihm in einem ähnlichen Sinne geschrieben hatte, so hatte er doch neue Blicke in das Reich des Wunderbaren gethan, welche seine Sehnsucht nach Wundern noch vermehrten.

Im Sommer 1783 war Lavater auf der Reise nach Offenbach a/M. begriffen, um seinen Sohn dem Pfarrer Stolz, seinem gelehrten Landsmann und Freunde, zum Unterricht und zur Erziehung zuzuführen. Auf dieser Reise traf er in Straßburg mit dem Sicilianer Cagliostro, dem schlauen, geistesgewandten Betrüger, welcher in den verschiedensten Rollen, als Enthüller der Zukunft, als Wunderthäter und Magier, als Stifter geheimer Orden u. s. w., in den größten Städten Europa's zur Zeit des Unglaubens Tausende der Gläubigen um sich geschaart hatte, zusammen. Wenngleich er seinen durch übertriebene Gerüchte beunruhigten Freunden zur Beruhigung erklärte, daß er nur drei- oder viermal den Mann gesehen und gesprochen, daß über viele, ihm sehr wesentliche, sehr heilige Dinge kein Mensch diametral verschiedener denken könne, als er und Cagliostro, und daß, so lange

dieser seine Stirn behalte, als er die seinige, sie gewiß nie hienieden vertraute Freunde werden würden: so zeigte er doch über das Wissen und Können des Abenteurers eine Befangenheit des Urtheils, welche dem nüchternen, von überspannter Erwartung freien Beobachter fremd geblieben wäre.

Die räthselhaften Erscheinungen des Magnetismus in den 80er Jahren mußten die Welt der Ahnungen vorzüglich unserem Lavater in weitem Umfange eröffnen und die Möglichkeit seiner Wirksamkeit desto leichter ihm zur Ueberzeugung werden, nachdem jener unter seiner und seines Bruders, eines angesehenen Arztes, Leitung und Besorgung selbst an seiner Frau mit sichtbarem Erfolge angewendet war. An weitern Untersuchungen über diesen Gegenstand ließ er es wahrlich nicht fehlen. Am Schlusse der seinen Freunden gewidmeten Rechtfertigung seiner Grundsätze und seines Verfahrens sagt er: „In Ansehung des Magnetismus nur noch dieses Wort: Ich halte ihn für eine sehr leicht entweihbare, bisweilen sehr gefährliche, allemal sehr mühsame und nie ohne medicinische Behutsamkeit anwendbare, nichts weniger als allgemeine Curart — die von den Einen viel zu hoch, von den Andern viel zu niedrig angesetzt wird.“ Aber er hatte diese Angelegenheit, die heute noch sehr fern von ihrem Abschluß ist, in einer Weise mit seiner Christologie und seinem Eifer für Menschenbeglückung in Verbindung gesetzt, die den Ansichten seiner Freunde nach über das rechte Maaß ging, der allgemeinen deutschen Bibliothek von Nicolai aber und der Biesterschen Monatsschrift neuerdings die reichste Nahrung zu den gehässigsten Anschuldigungen gab. Wie sehr Lavater gegen diese und ihre Gesinnungsgenossen in der Ferne und Nähe auf seiner Hut sein mußte, zeigte sich in der kundgewordenen Freundschaft mit Sailer, dem katholischen Priester und Professor in Dillingen, aus welcher Späher von beiden Seiten diesem seine Hinneigung zum Protestantismus, jenem die Hinneigung zum geheimen Katholicismus herauswitterten. Als man bald darauf — im Jahre 1785 — auf dem Haupte Lavaters das schwarze Käppchen — soli Deo —, welches er aus Gesundheitsrücksicht zu tragen genöthigt wurde, an der Limmat sah und an der Spree davon hörte, war sein Kryptokatholicismus eine vollendete Thatsache, ja im nächsten Jahre wußte Leuchsenring, ein Liebling Nicolai's, Biesters und Gedike's und ein Cagliostro im deutschen Kostüm, Tausende

zu Gläubigern an den Kryptojesuitismus des Lavater und anderer hervorragender Männer zu machen [1]).

Der Graf Friedr. Leopold Stolberg gehörte zu den wenigen Freunden Lavaters, die nicht nur bis zu seinem Ende bei ihm ausharrten, sondern ihm auch im Kampfe gegen seine Widersacher jeden moralisch-geistigen Beistand zu gewähren um so mehr sich verpflichtet fühlten, je weniger sie willens waren, den gemeinschaftlichen Boden ihres christlichen Erkennens und Wollens von dem Lichte einer Aufklärung erhellt zu sehen, das ihnen als ein irrlichterndes erschien. Dabei übersah auch er nicht, daß der edle Freund bei seiner Anschauungsweise in die Tiefe und Weite oft Vieles erschaue, wohin sein Blick und die Blicke der übrigen Freunde, zu denen Hamann, Claudius, Georg Schlosser, Johann v. Müller und H. Jacobi zählen, ihm nicht folgen konnten oder mochten, das sie wohl zu tragen, aber nicht öffentlich zu vertheidigen bereit waren. Trotz der im früher erwähnten Briefe Stolbergs an Claudius niedergelegten schwungreichen Lobpreisung Lavaters, welche die erste Bekanntschaft und die junge Freundschaft mit dem merkwürdigen Manne eingegeben hatte, erscheint in ihr die Hindeutung auf Tadel. „Keinen Menschen hab' ich gesehen", schreibt er, „der im Guten und Großen immer so kühn bis an die Gränze des Uebertriebenen flöge und doch so selten diese Gränze überschritte." Später mußte Stolberg an seinem Freunde wiederholt erfahren, daß, wer an der Gränze stehe, sehr leicht diese überschreite. Bei seinem Aufenthalt in Königsberg auf der Reise nach Petersburg war ein solches Ueberschreiten ihres gemeinschaftlichen Freundes ein besonderer Gegenstand der Unterhaltung zwischen ihm und Hamann [2]). Im Anfange des Jahres 1786 deckt Stolberg in einer an seinen Lavater gerichteten

---

[1]) Ueber Leuchsenrings Treiben s. Goethe's »Dicht. und Wahrh.« an mehreren Stellen; Friedr. H. Jacobi's auserlesenen Briefwechsel I, 397 fg.; Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften von Varnhagen von Ense, Bd. IV, 494 fg. Die frühern und spätern Schicksale dieses seltsamen Mannes und seiner merkwürdigen Frau, namentlich ihre letzten Lebensjahre in Paris bis zum Jahre 1827, erzählt der Verfasser in seiner gefälligen, leichten und zugleich charakteristisch malenden Darstellungsweise.

[2]) Gildemeister a. a. O. III, 142. Hamanns Schriften von Roth VII, 294 u. 295.

Ode, der Freund dem Freunde, das Streben, unmittelbar das schauen und genießen zu wollen, was als Lebenselement nur der christliche Glaube gewähre, als die gefährlichste Quelle der Verirrung auf:

Strophe 1. O Freund, wie selig waren die Hörenden!
O Freund, wie selig waren die Schauenden,
Als Gottes Sohn auf dieser Erde
Wallete, arm, in Gestalt des Knechtes!

2. Durch den der Vater Himmel und Erde schuf,
Der hatte nirgends, wo er sein müdes Haupt
Hinlegte; dem die Engel dienen,
Diente verkannt und wird noch verkennet.

3. Den reinen Quell der Wahrheit verließen oft
Die Menschen, gruben mühsam sich Löcher aus,
Wo nicht dem Lechzenden die Labung
Quillet, wenn schwer ihm die Arme sinken.

4. Doch nahmen auf die Seinen den Göttlichen.
Genesung schöpften Kranke, die Kränkeren
Am Geist Vergebung. O, wie selig
Waren die Schöpfenden aus der Quelle!

5. Uns labt das Wehen kühlender Luft von fern;
Sie schöpften aus der Quelle, die Seligen!
Und wurden Brunnen, tränkten wieder
Tausende, tränkten der Erde Völker.

6. Uns armen, schwachen, irrenden Spätlingen
Tönt nicht des Hirten Stimme; die Wüste dehnt
Sich immer weiter aus, und länger
Werden die Schatten; schon bricht die Nacht ein.

7. Ach Hüter, Hüter! sie ist bald aus, die Nacht!
Ich rief es zagend; siehe! da strahlet' es
Und rief mit Gottes Stimme: Selig,
Welche nicht sehen, und dennoch glauben.

Im Sommer 1786 trat Lavater seine dritte größere Reise nach Deutschland an, wiederum allenthalben von Verehrern umschaart, aber mehr noch als früher von zahlreichen Horchern und Spähern umlauert, um bald wider ihn die geschäftige Zunge und Feder in Bewegung zu setzen. Den 2., 4. und 6. Juli predigte er in Bremen vor der St. Ansgariigemeinde, welche ihn zu ihrem Pfarrer gewählt hatte. Stolberg, welcher seit dem Jahre 1775 mit dem Freunde Briefe gewechselt, von denen Hegner leider nur zu knappe Bruchstücke mitgetheilt hat, lud in einer poetischen Epistel vom 30. Juni ihn zu sich und zu seinem poetischen Wohnsitze ein [1]):

— — — — — — — —

„Wie einen Luftball Dich zu sehen,
Dich wie ein Wunder aus der See,
Wie eine fremde Aloe,
Um welche starr die Gaffer stehen,
Eilt nicht Dein Freund der Weser zu,
Wird nicht wie Laffen auf den Zehen
Sich recken, einen Freund zu sehen,
Den er vordem in stiller Ruh'
Am weinumhangenen Gestade
Des schönen See's, am krummen Pfade
Der Siel und an der Limmat sah......
Geliebter, soll in süßer Ruh'
Ich Dich, wie vor elf Jahren, sehen,
So höre Deines Stolbergs Flehen,
So eile meiner Hütte zu,
Wo in der Laube kühlem Wehen
Nur stille Freuden sich ergehen;
Wo Freiheit in der Einfalt Schooß
Ein Liedchen singt auf weichem Moos;
Wo keusche Lieb' ihr Nestchen bauet,
Und sich dem Schatten anvertrauet;
Wo nicht ein Störer uns erschauet,
Vor welchem meiner Seele grauet!

[1]) S. W. II, 1, 2. II, 15—18.

Dort wollen wir den Bach entlang,
Wo um des regen Kalmus Säuseln
Sich kleine Wellen spielend kräuseln,
Der bunten Sänger Morgensang
Und meiner Agnes Abendsang,
Der oft mit Nachtigallen rang,
Und dessen seelenvoller Klang
Mir tiefer in die Seele drang,
Als selbst der Nachtigall Gesang,
Den wollen wir im Lindengang
Und an des Hügels leisem Hang,
Vor keinem schnöden Schwätzer bang,
Mit innigem Gefühl belauschen,
Und Freuden, die uns nicht berauschen,
Um lauten Jubel nicht vertauschen.
Dann will ich Dir zum letzten Gruß
Ein Wiedersehn bei Dir geloben
Und weinend bei dem Abschiedskuß
Noch Gott für diese Freude loben!"

Schon den 14. Juni hatte Stolberg an von Halem, welcher die Reise von dem nahen Oldenburg nach Bremen beabsichtigte, geschrieben: — — — „Ich hoffe, Sie bringen mir Lavatern. Sie müssen diesen geistigen Aal, diesen Proteus fesseln, müssen weder seine Protestationen, noch sein Flehen, noch sein Beschwören achten, sondern via facti ihn nolens volens herbringen. Doch ich hoffe, daß er wollen wird. Es soll ihn, hoffe ich, nicht gereuen, wenn er kommt. Mir deucht, er muß hier ausruhen von der mühseligen Existenz, welche die Dickbäuche in Bremen ihm geben. Genug, ich fordere ihn von Ihnen, und kommt er nicht, so halte ich mich an Sie." — Lavater entschuldigte im Briefe an Stolberg sein Nichtkommen, reiste am 8. Juli von Bremen ab und gelangte am 18. Juli in Weimar an, wo er einen Tag bei Goethe wohnte, doch so, daß die Entfremdung eine entschiedenere und eine dauernde wurde, wo er von Angesicht sah den früher so warm ersehnten Herder, ohne es jedoch wieder zum frühern innern gegenseitigen Verständniß zu bringen. Nach Zürich zurückgekehrt, lehnte Lavater end-

lich den Ruf nach Bremen ab, ward aber gegen das Ende des Jahres zum ersten Prediger an der St. Petrikirche gewählt und wirkte, unbeirrt von seinen Gegnern und vom Abfall mehrerer Freunde nahe und fern, in der gewohnten christlichen Glaubenstreue fort, immer noch im litterärischen Kampfe gegen deistische Aufklärung von Gesinnungsgenossen, zu denen fort und fort Stolberg stand, unterstützt. Dieser lebte sein glückliches Stillleben in Neuenburg fort. Im Juli schrieb er: „Mir ist wohl; ich lehre die Tauben der Venus Urania, im Gesimse des Tempels der Themis zu nisten.“

Die Freude dieses stillen Familienglückes wurde erhöht und belebt durch die Erscheinung eines zweiten Sohnes, des Andreas Otto Henning. „Die Mutter wurde“, schreibt der Vater an von Halem, „so leicht als möglich, am 6. November von einem großen Buben entbunden. Der Junge brüllt wie ein junger Löwe.“ Auch seinem Freunde Voß in Eutin gab Stolberg Nachricht über die Geburt des Sohnes. Voß hatte, durch den Pyrmonter gestärkt und arbeitlustig sich fühlend, im September mit dem Versuche des ersten Gesanges die Ilias zu übersetzen angefangen und den von Ernestine abgeschriebenen Versuch Stolberg zugeschickt mit dem Vorschlage einer auch in der Ferne gemeinsamen Arbeit. Einer von ihnen sollte die Barre vorschmieden; dann wechselnde Hämmerung und Ausfeilung, bis es beiden genug dünke. Oder ob er lieber allein gegen Bürgers Ilias eine bessere stellen möchte? Stolberg, welcher, wie früher erwähnt, Voß durch Schenkung in das Eigenthum seiner Ilias gesetzt hatte, antwortete den 6. October mit aufrichtiger Offenheit seinem Freunde: „Ich muß Ihnen aufrichtig sagen, liebster Voß, daß Ihr Unternehmen mir keine Freude macht. Eh' ich Latein verstand, war eine meiner Lieblingsideen, Griechisch zu lernen, um den Homer zu übersetzen. Ich dachte nur an eine prosaische Uebersetzung, weil ich eine poetische für unmöglich hielt. Als ich Griechisch verstand, übersetzte ich die Ilias in Hexametern, und meine Uebersetzung war die einzige, welche den Namen einer poetischen Uebersetzung verdienen konnte. Dann übersetzten Sie die Odyssee und übertrafen mich. Daß Ihre Uebersetzung die meinige übertrifft, fühlte und sagte ich, ehe die Nation es so allgemein wie jetzt fühlen und sagen konnte. Sie würden mich auch dann übertroffen haben, wenn ich mich bei meiner Arbeit nicht so sehr über-

eilt hätte. Ich fühlte aber bald, daß ich nicht gethan hatte, was ich thun kann, wiegte und wiege mich mit dem Gedanken, einst die Ilias von neuem zu übersetzen, — wahrlich nicht so sehr um meines poetischen Ruhms willen, als aus leidenschaftlicher Liebe für den alten blinden Halbgott, den ich von Kindheit an so unaussprechlich liebe. Weder der Leipziger noch Bürger spornen mich an zu eilen. Jener kann Keinem gefallen, der nur Einen Vers von Homer zu empfinden vermag; wenn ihm eine Periode einmal gelingt, je nun, interdum cum risu miror! Bürger verfehlt den homerischen Ton, die homerische Empfindung, wiewohl es einer Arbeit von Bürger nie an großem poetischen Werth fehlen kann. So erwartete ich bis jetzt, daß einmal der Geist wieder über mich kommen möchte; denn es gehört freilich Muth und Lust dazu, con amore ein so großes Werk vorzünehmen. Aber nicht anders als allein, en tête à tête mit Homer, kann ich mit Lust arbeiten. Wenn Sie in die Schranken treten, so tret' ich ab. Ich werde dann suchen, mit dem amour pur eines Fénélon mich zu freuen, daß Homer verherrlicht wird, und zu vergessen suchen, daß es eine Lieblingsidee meines Lebens bisher war, das Mittel dazu in Absicht auf die Ilias zu sein. — Wollen Sie aber die Arbeit übernehmen, so muß Ihnen Homer lieb genug sein, um etwas Vortreffliches liefern zu wollen, und das ist unmöglich, wenn Sie mit einem Nebenblick auf meine Uebersetzung arbeiten. Ich weiß, daß Sie dieses aus Freundschaft für mich thun, ich will aber einestheils nicht, daß Ihre Freundschaft für mich Ihnen Fesseln anhänge, wo es des freiesten Fluges bedarf; und was wäre mir anderntheils damit gedient? Das Verdienst einer andern Arbeit mir zuschreiben zu lassen, dazu bin ich zu bescheiden, zu stolz, zu wahr. Und nun zu sehen, daß mein altes Gewebe als Eintrag für neue subtegmina dienen soll, da habe ich auch keine Freude an. Ueberhaupt ist der Charakter unserer Poesie, und selbst unser Urtheil über dergleichen, zu verschieden, als daß wir, wie zwei Hände eines Webers, zugleich die Spulen werfen könnten. Ich darf das sagen, da ich weiß, daß Sie mich nicht mißverstehen, und daß Sie, Freund abgerechnet, einer meiner ersten Lieblingsdichter sind. — Den gesandten ersten Gesang der Ilias habe ich noch nicht ganz gelesen, viel weniger mit dem meinigen verglichen. . . . . . .

Der lieben Ernestine bin ich von Herzen dankbar für die Mühe, welche sie sich gegeben hat, den Gesang abzuschreiben. Aus einer werthern Hand konnte mir dieser Wermuthsnektar nicht gereicht werden." — Am zwanzigsten October schrieb Stolberg: „Ich habe gestern angefangen, Ihre Ilias mit dem Original und mit der meinigen zu vergleichen. Sie haben mich unendlich übertroffen. Nun denn, der alte Halbgott soll mir doch freundlich dafür sehen, daß ich, da Sie mir Macht über Leben und Tod Ihrer Ilias geben, mich gern um seinetwillen vergesse. Sie lebe, weil sie die beste sein wird! Fahren Sie fort in Gottes Namen, lieber edler Freund! Ihre Freude, Ihre Ehre ist und muß mir werth wie meine Freude und Ehre sein. Beiden muß Homers Herrlichkeit lieb genug sein, um sie am besten dargestellt zu wünschen.... Ich trinke im Geiste mit Ihnen, und stoße klingend an: Es lebe von Enkel zu Enkel Homer unter den Hyperboreern! Und wenn mir denn auch eine Thräne in's Glas stürzt, so trinke ich sie mit hinunter, und es soll die letzte sein!" — Diesem gemäß erscheint die Erwartung, daß die Angelegenheit der Iliasübersetzung unter den Freunden ihre Erledigung gefunden, eine begründete, zudem da Voß an seinen Schwager Boie im October schrieb, daß Stolberg sich sehr edel benommen, und später an Miller, daß er mit Ernst auf die Vollendung der Uebersetzung gedrungen habe [1]). — Ernestine Voß theilt im Leben ihres Mannes mit freimüthiger Offenheit mit [2]), wie er in dieser Zeit, ermüdet von der Last des Schulamts und allmälig in der Festigkeit seiner Gesundheit erschüttert, durch seine erhöhte Reizbarkeit oft ihr bittere Tage als Haustyrann, den Thränen und stilles Dulden, statt zu entwaffnen und zu schmeidigen, noch mehr erbitterten, gebracht habe. Kein Wunder, daß, wenn eines solchen abgespannten und reizbaren Mannes Lieblingsmeinungen oder Ueberzeugungen, welche mit der gewohnten Berufsthätigkeit nicht in unmittelbarer Verbindung stehen oder zu stehen scheinen, nichtsdestoweniger aber im Innersten des Verstandes und Herzens ihre Heimath haben, draußen, auf dem Gebiete der litterärischen Mittheilung ein Gegenstand des lebhaften Kampfes geworden sind, daß dann in diesen Stunden oder

---

[1]) Voß, Briefe III, I, 161. III, II, 120.

[2]) a. a. O. III, I, 43, vgl. III, II, 9, 13.

Tagen der Abspannung und Verstimmung mit erhöhter Reizbarkeit Aufmerksamkeit und Parteinahme diesem Kampfe so zugewendet werden, daß hier jede Aeußerung des entgegengesetzt denkenden und handelnden Freundes als eine herausfordernde feindselige Berührung des Freundes angesehen wird! Voß war in diesen Jahren nicht mehr in seinen kirchlichen Ueberzeugungen der Jüngling, welcher mit dem strenglutherischen Glaubensbekenntniß von Mecklenburg nach Göttingen kam, um diesem an der Georgia-Augusta die entsprechende wissenschaftliche Begründung zu erzielen, nicht mehr der, welcher als Stifter des Hainbundes den Geburtstag des Messiassängers wie den Festtag eines Heiligen vom Bunde mit der größten Feierlichkeit feiern ließ und später zu ihm nach Hamburg wallfahrtete: er war zur zahlreichen Partei Biesters und Nicolai's übergetreten, dem er zur Fortsetzung des siegreichen Kampfes mit Schwärmerei und Pfaffenlist aufmunternd zurief [1]). Stolberg hatte seinen confessionellen christlichen Glauben, wie er ihn im elterlichen Hause empfangen, auch in der genievollen Drangzeit als einen über sein sittliches Leben wachenden Schutzgeist bewahrt und selbst in seinen Dichtungen die jenem entsprechenden Gedanken und Gefühle oft durchsichtig werden lassen. Die mit Lavater angeknüpfte Freundschaft beruhte nicht nur auf dessen hinreißender Macht seiner ganzen Persönlichkeit, sondern noch besonders auf dem gemeinschaftlichen Boden des Glaubens an das auf die Bibel gegründete positive Christenthum. Selbst als Lavater im Jahre 1778 in seiner Physiognomik Luther nicht günstig gezeichnet hatte, wies Stolberg den Freund mit ernster Mahnung zurecht: die Verschiedenheit der Ansicht hatte dem übrig bleibenden gemeinsamen Boden ihrer Ueberzeugungen und der Freundschaft nichts anhaben können. „Dieses und jenes", hatte er ihm im Jahr 1778 geschrieben, „hab' ich auf dem Herzen. Du hast von Luther gesprochen, wie ich nicht von euren Reformaturgen schreiben würde. Ihr Calvinisten kennt den überherrlichen Mann nicht, den Felsen im Meere, den Mann, der so Großes wollte und konnte! Ferner bohrst Du hie und da uns deutschen Esel, thue es lieber nicht, Du Pfäffchen in Zürich!" [2]) Wenn Voß an Miller im Jahre 1785

[1]) Voß' Briefe III, II, 132; von Halem 58.
[2]) Hegner 116, 117.

über seinen alten Freund, den harmlosen und durchaus liebenswürdigen Claudius, schreiben konnte, daß er immer tiefer in den grundlosen Morast der Pietisterei und des mystischen Unsinns versinke, der ihm ein Paradies scheine, so mußte dem Glaubensinquisitor Lavaters Reise nach Bremen, in die Nähe Stolbergs, um so gefährlicher erscheinen, je nachdrücklicher er in demselben Briefe an Miller die Hoffnung ausgesprochen hatte, diesen noch aus diesem grundlosen Morast retten zu können. Als nun Stolbergs Ode an Lavater und „einige Worte über Lavater“ im deutschen Museum abgedruckt wurden, übersah Voß die leise Rüge an Lavater am Ende derselben, hielt Strophe 3 für einen gegen ihn gerichteten persönlichen Angriff und beschwerte sich im Briefe an Stolberg im Monate Februar 1787 über das harte Urtheil, da ihm bekannt sei, daß er denke gleich den Verurtheilten über Schriftglauben und Köhlerglauben. — Also schritt in dieser Zeit Voßens Geist der Verbitterung fort, zugleich genährt durch die Finstersicht in der Angelegenheit der Iliasübersetzung, zu welcher er fort und fort von seinem Freunde aufgemuntert sein wollte, der mit Recht den Gegenstand als erledigt ansah. — Im Januar übersandte Stolberg Voßens Brief und seinen ersten Gesang an von Halem: „Es ist ein ἔργον Ἡφαίστου [ein Kunstwerk des Gottes Vulkan]. Es würde mir für mich selber Leid thun, wenn ich verblendet genug wäre, nicht zu sehen, wie sehr Voß meine Uebersetzung übertroffen hat.“ — Und als ihm von Halem später das Ergebniß der Vergleichung beider Uebersetzungen mittheilte, antwortete Stolberg den 6. Februar: „Ihr Urtheil über meine Ilias und Voßens ist sehr schmeichelhaft. Aber ich kann es wahrlich nicht unterschreiben; ich halte Voßens für viel besser.“ Später schrieb Wieland aus Weimar an Voß: „Stolbergius noster ist mir noch einmal so lieb, seitdem ich weiß, daß er Sie selbst zur Uebersetzung der Ilias aufgemuntert hat.“ — Auf jene von Voß gegen Stolberg erhobene Anklage einer lieblosen Verunglimpfung erwiderte dieser den 23. Februar: „Mit keinem Gedanken fielen Sie mir ein, sondern die Berliner, die ich mit ihrem Eifer für den Protestantismus allezeit für Heuchler und hämische Verläumder gehalten habe, halte und halten werde.' Dixi. Sie sind kein Freund der Berliner, und man kann diesen die Wahrheit sagen, ohne Sie zu beleidigen. Thut es nun gar einer Ihrer liebsten Freunde, so haben Sie doppelt

Unrecht, es auf sich zu deuten. Voß ausgenommen, kann es keinem Menschen eingefallen sein, daß ich hiebei an Voßen dachte. Mir am wenigsten. Ihr Vorwurf könnte sehr kränkend sein, ich will mich aber nicht kränken lassen" [1]). — Am Ende des März schrieb Voß, der beschlossen hatte, die Ilias im Pult zurückzuhalten, bis Stolberg sie anfordere: „Lassen wir Lavaters Sache ruhen, und uns auf unsere Ilias zurückkommen. Sie hebt schon die Fittige; aber um froh auszufliegen, bedarf sie Ihrer freundlichen Aufmunterung." — Die Antwort vom 6. April lautete: „Ja wohl sei die Lavaterische Sache geschlossen! Ich meinte, die Homerische wäre es lang. Treuherzig gemeint und gesagt war Alles, was ich darüber schrieb. Welcher elender Mensch wäre ich, wenn ich verlangen oder nur wünschen möchte, daß Ihre Ilias eine Handschrift für Freunde bleiben sollte! Unter Anderm wäre ein solches Verlangen auch absurd. Woher, um aller Wunder willen, kommt dieses Hinterhermißverständniß, da mein Brief so deutlich war? Sie können mich nicht für falsch halten. Aber warum für so wankelmüthig und für so voll von Eigenliebe? Daß Sie die Ilias übersetzen wollten und anfingen, that mir weh. Ich sagte es Ihnen, und hatte es bald verwunden. Wenn, meiner Eigenliebe zu schonen, die beste Uebersetzung der Ilias unterdrückt würde, so würde mir das nicht allein sehr wehe thun, sondern ich würde mich meiner schämen, und diesen Schmerz, diese Schaam, so lange ein gutes Haar an mir wäre, nie verwinden. — Zum Schluß: Agnes und Käthchen [2]) lassen herzlich grüßen. Weder Käthchen noch ich hangen als Sektirer an irgend einem Menschen. Dazu ist unser Verstand und Herz zu gesund. Von Agnes sind Sie deß versichert. Wir umarmen die liebe Ernestine

---

[1]) Den mittelbaren und unmittelbaren brieflichen Verkehr seines Freundes mit Biester und Nicolai ahnte Stolberg nicht. In einem Briefe an Miller legt Voß in dieser Zeit sein deistisches Glaubensbekenntniß offen nieder: »Einen tiefen wohlthätigen Einfluß auf's Herz machen nur solche moralische Empfindungen, die Homer und Sokrates auch empfinden konnten, Staunen über Gottes Größe, Weisheit, Liebe, die sich in seinen Werken offenbart. Unter uns, Bruder, ich bin kein Freund von eigentlichen Kirchenliedern. Wenn ich Gott anbete, so denke ich mir alle Guten unter allen Völkern als Mitarbeiter und Brüder.«

[2]) Die Gräfin Catharina brachte den Winter bei ihrem Bruder und der Schwägerin zu.

von ganzem Herzen. Leben Sie wohl!" Voß suchte, wie er mit wenigen Worten versichert, — seine eigenen an Stolberg gerichteten Briefe werden nur selten und dann nur sehr bruchstücklich mitgetheilt — das Schiefgedrehte einzugleichen, hoffend auf einen leidlichen Erfolg. Stolbergs Antwort vom 17. April nennt er tobend. „Ich lasse Ihnen", schrieb dieser, „Ihre Meinung, lassen Sie mir die meinige. Sie sind ja doch sonst dafür, daß man Jedem seine Meinung ungekränkt lassen müsse. — Ferne sei es von mir, Kälte oder mehr Fassung, als ich habe, zu affectiren. Ich schreibe Ihnen dieses mit zitternder Hand. Es kränkt mich nicht, daß Sie anders denken, aber daß Sie mich im Genuß meiner Freiheit zu denken und zu empfinden kränken wollen. Irre ich, so irre ich mir! sagt Hiob seinen unruhigen Freunden" [1]). — So hoch Stolberg die Uebersetzung Voßens schätzte, so mochte er doch, da er überhaupt die Idee der Dichtkunst, welche einen Dichtkünstler implicirt, nicht ertragen konnte, in dessen dem Herrn von Halem mitgetheilte Hexametrologie als seiner Natur zuwider nicht eingehen, wiewohl er viel Wahres darin anerkannte. Seine Ansicht über die Verskunst bespricht er kurz in der Mittheilung an v. Halem: „Richtige Prosodie setzt jede Versart voraus. Das Feinere gehört der Begeisterung selbst; ihr Strom rundet die Kiesel der Sprache, aber feilen thut er nicht. Sollte ich jemals mir selber so feind sein, daß ich mich mit Theoreteleien befaßte, so würde mir folgende Regel eine der ersten scheinen: Jeder prosodisch richtige Vers, der dem ungelehrten Ohre schmeichelt, ist gut. Und was vom einzelnen Verse gilt, gilt auch von poetischen Perioden." — Daß über der Voßischen

---

[1]) Das Band der Freundschaft, welches Stolberg während seines Aufenthaltes in Neuenburg bis 1788 mit Voß vereinte, und wovon hier die wichtigern Knotenpuncte hervorgehoben sind, hat dieser nach 30 und einigen Jahren mit redseliger Selbstgefälligkeit und zugleich mit einer Bitterkeit, welche an ihrer Schärfe durch den Einfluß des Alters und vieler Erfahrungen nichts verloren hatte, in der oft angeführten »Bestätigung der Stolbergischen Umtriebe« S. 161 bis 182 behandelt. Die Widersprüche seiner Darstellung in denselben mit seinen Versicherungen im Sophronizon hat schon der Recensent im Hermes, dem kritischen Jahrbuch der Litteratur des Jahres 1821, Nr. IX, S. 213 nachgewiesen. Nähere Einsicht in dieses Verhältniß der Freunde und noch überzeugendere Haltpuncte für ein aufrichtiges Urtheil gewährten die zehn Jahre später nach Voßens Tode mitgetheilten Briefe desselben.

Uebersetzung die Stolbergische nicht ganz der Vergessenheit anheimgefallen ist, beweist die dritte Auflage derselben vom Jahre 1793, und heute noch fehlt es nicht an einzelnen gewichtigen Stimmen, welche ihr Vorzüge vor der Nebenbuhlerin einräumen. Wenn Voß aber noch im Jahr 1820 die ihm von Stolberg gegebene Versicherung des Jahres 1786, daß seine Uebersetzung von der seines Freundes übertroffen sei, mit der Bemerkung begleitet, daß dieses Geständniß vielleicht nur den Seinigen gegeben sei, so ist diese Bemerkung um so merkwürdiger, je öfter, ja mehr als hundertmal, Stolberg in allen seinen spätern Schriften nie Homerische Stellen aus seiner Uebersetzung, sondern immer aus der Voßischen anführte. —

Stolberg fuhr in diesem Winter fort, regen Antheil zu nehmen an den bedeutenden litterärischen Erscheinungen der Gegenwart, ohne darüber der Nahrung und Unterhaltung, welche bedeutende Geisteswerke früherer Zeiten gewähren, zu entsagen. Besonders mußte für die Abendunterhaltungen, die in der gemeinschaftlichen Lectüre mit der Gräfin Agnes und Catharina bestanden, der Freundschaftsdienst des Herrn von Halem vom Freunde in Anspruch genommen werden. Stolberg schrieb am 6. Februar an ihn: „Ich kann mir Wieland [welcher damals die Uebersetzung des Lucian begonnen hatte] lebhaft vorstellen, wie er nun ganz verlukanisirt ist. Aber, darf ich es Ihnen gestehen? nur auf einen gewissen mäßigen Grad interessirt mich Lukian, und zwar darum, weil auch ihn alle humana divinaque nur auf einen gewissen Grad interessiren. Das feine Lächeln zu seiner Zeit ist edle Würze; aber ein Schmaus, der aus lauter solcher Würze besteht! — Die beiden ersten Theile von Schützens Aeschylus habe ich erhalten. Nach Schützens Fackel will ich die Revision meiner Uebersetzung vornehmen, aber freilich auch zu seiner Zeit.“ — Dann am 10. Februar: „— — Uns mangelt eine gemeinschaftliche Abendlectüre. Ich bin auf eine Geschichte von Holland gefallen, oder senden Sie uns etwas anderes Historisches, etwa Robertsons Geschichte Carls V. oder Mémoires de Sully. Grandison ist nun bald zu Ende, und Pane egeo iam mellitis potiore placentis.“ — Darauf den 23. Februar: „Ich danke für die gesandten Bücher. Die Geschichte der Niederlande aus der A. W. H. hat nur etwas Pragmatisches in der Physiognomie, welche deutsche Gründlichkeit und Trockenheit drohet. Wir Deutschen wissen selten

dieses Laster von jener Tugend zu unterscheiden, weder in der Geschichte noch in der Philosophie. — Aber der Robertson ist uns herzlich willkommen." — Um diese Zeit erfreute sich Stolberg an den Zeichen der früh erwachenden Natur dieses Jahres und kündigte den Städtern die Anmeldung des Frühlings an. Am 6. Februar sah er die Blüthe der Haselnüsse, am 9. das Knospen der Aurikeln, am 21. fing er im Walde einen Schmetterling; er hoffte auf ein Jahr wie 1779. Am 27. März pflanzte er 17 Fruchtbäume und schrieb an von Halem, welchen er zum Besuche während der Osterferien einlud: „Wenn Ihr Städter Nachrichten vom Frühlinge hättet, so wüßtet Ihr, wie wunderschön der heurige ist." Der auf die Osterferien Eingeladene erschien nicht, fuhr aber fort, für die geistige Nahrung der ländlich Abgeschiedenen zu sorgen, zu der er seine eigenen Erzeugnisse fügte, welche dem weiblichen Richteramte anheimgegeben wurden. Auch auf einen völlig unbekannten Gast, auf einen Ritter und Dichter der mittlern Jahrhunderte, wurde mit großem Lobe hingewiesen. Stolberg schrieb voll Verwunderung über diese Ankündigung: „Was Sie sagen! Dante, der mächtige Zauberer Dante, soll dem Hartmann v. Owe (heißt er nicht so?) nicht überlegen sein? Bei allen Musen, oder vielmehr bei allen Wassernixen der Donau, das ist viel gesagt! Aber ich freue mich auf die Bekanntschaft mit diesem biederben Landsmann, und um so mehr, wenn Sie mich mit ihm bekannt machen wollen; denn zum tête-à-tête mit diesen Altdeutschen werde ich wohl nie kommen. Für Einen, der dem Dante zu vergleichen sein soll, möchten doch Viele sein, die nichts als den Rost des Alterthums zur Empfehlung darbieten könnten. Ist nicht von einigen unserer besten Schriftsteller der wasserreiche elende Opitz gerühmt worden, der keinen Rost, sondern nur Staub an sich hat?" — Mußte früher gegen Klopstock, den begeisterungsvollen vaterländischen Dichter, der gerechte Tadel erhoben werden, daß er die gewiesenen Spuren zu den reichen Quellen der Sage und Dichtung der ältesten Zeit seiner Nation und zu den noch reichern der mittlern Jahrhunderte zu verfolgen verschmähte und daß er sein Vaterland und dessen Ruhm nur in der Urgeschichte desselben, und da, wo es gar nicht lag, suchte, so daß ein und ein halbes Jahrtausend der deutschen Cultur und Litteratur ihm ein leeres Blatt in der Geschichte war: so ist ein ähnlicher Tadel an Stolberg desto begründeter, je

näher er bei seiner Anwesenheit in der Schweiz zu einer Zeit zu Bodmer stand, als dieser bereits in seiner großen anregenden Thätigkeit für die Entdeckung und Mittheilung der wichtigsten poetischen Denkmäler der frühern Jahrhunderte den Manessischen Liederhort der Minnesänger veröffentlicht und die Handschriften zum Drucke der Nibelungen und des Parzival geliefert hatte. Freilich beunruhigten Stolberg in seinem Jünglingsalter nicht lange Klopstockscher Bardenspuk und Edda-Mythik; aber daß er in den spätern Lebensjahren den Beginn und die Fortsetzung der reichen Entfaltung der deutsche Sprache, Poesie und Kunst umfassenden Alterthumskunde unbenutzt an sich vorübergehen ließ, mußte Lücken in dem sonst so weiten Umfange seines Wissens zurücklassen, die um desto mehr zu bedauern sind, je größer der Eifer und sein Erfolg der Studien der griechischen und römischen Sprache und Litteratur waren, je eindringlicher er sich auf dem übrigen Gebiete der europäischen Geschichte und Litteratur der neuern Zeit umsah, und je wärmer seine Empfindungen waren für die Ehre und den Ruhm seines Vaterlandes; und entging auch Stolberg auf diese Weise den Gefahren einzelner Verirrungen der sogenannten Romantiker, denen er mit großem Unrecht oft zugezählt worden ist, so würden doch seine durchgreifende Vorliebe für den griechischen Geschmack und die hohe Einfalt, mit welcher er die Lehren des Christenthums behandelte, den dieser Kundigen gegen jene gesichert haben. — Statt des erwarteten v. Halem hielt sich in den Osterferien der von ihm empfohlene junge Woltmann, geboren in der Stadt Oldenburg 1770, in Neuenburg auf. „Unser junger Woltmann", schreibt er, „ist ein lieber feiner Jüngling, welcher sehr viel verspricht. Ich freue mich, ihn zu kennen, und freue mich auf ihn, denn seine Blüthe verheißet Hesperische Frucht." Auch in den Herbstferien des folgenden Jahres weilte derselbe im Stolbergschen Hause, von dessen Zukunft dieser viel Gutes zu hoffen fortfuhr. „Der junge Woltmann", heißt es, „verläßt uns morgen. Es ist ein feiner Jüngling, welcher nicht nur die Musen liebt, sondern auch von ihnen geliebt wird, und, was mehr ist als Musengunst, ein edler und rechtschaffener Jüngling von feiner moralischer Empfindung und festem Entschluß, wie mir scheint." — Woltmann hat in seiner spätern Entwickelung und durch seine Leistungen die Erfahrung bewährt, daß nur zu oft die Frühreife großer Anlagen die

Hoffnung großer Früchte vereitle; am wenigsten konnte Stolberg erwarten, daß der Jüngling einstens, fester Entschlüsse bar, ein großer Lobredner Napoleons werden würde. — In dieser Zeit nahm Stolberg thätigen Antheil an seines alten Freundes Bürger unglücklicher Lage in Göttingen, welcher trotz seiner moralischen Verirrungen Mitleid verdiente. Von Schulden gedrückt, neuerdings noch tiefer gedrückt durch den Verlust seiner Molly, welcher ihn zum zweiten Male zum Wittwer gemacht hatte, fristete er sein Leben durch schriftstellerische Arbeiten und durch Privatvorlesungen. Stolberg wußte seine Lage, schrieb im Februar an seinen Freund, den Kanzlei- und Regierungsrath v. Halem: „Ich habe Bürgern gebeten, mir einen producibeln Brief zu schreiben. Ich will Alles versuchen, nichts hoffen. Es wäre schrecklich, wenn er — Professor werden müßte!“ Und vier Tage später: „Zum Schluß noch ein Wort im Vertrauen: Bürger hat mir geschrieben, er verschmachte im Lande der Philister, er wünsche fort von dort, wünsche hierher in unser Land zu kommen. Sehen Sie Möglichkeit dazu? Ich glaube, eine Beamtenstelle würde ihm sehr anstehen; aber wie erhält man die für ihn? Und doch soll er ein wackerer Jurist sein. Nachbar mit Rath!“ —

Diese Bruchstücke aus den Briefen an v. Halem bekunden Stolbergs edle Gesinnung und theilnehmendes Freundschaftsgefühl, auch denen zugewendet, die längst seiner persönlichen Nähe und Berührung entrückt waren. Noch mehr beurkunden die Briefe Stolbergs an Bürger [1]) die Falschheit der von Voß an vielen Stellen seiner Schmähschriften gegen Stolberg mit Nachdruck erhobenen Anklage, er habe nie in seinem hochgräflichen Bewußtsein für bedrängte Lagen seiner bürgerlichen Freunde, auch für ihn nicht, ein theilnehmendes Herz bewiesen [2]). Stolberg hatte dem Buchhändler Göschen die Weisung gegeben, ein

---

[1]) Mitgetheilt im »Gesellschafter« von Gubitz im Jahre 1823, Blatt 75, 76, 77 und 78. Einige von ihnen finden sich in Bürgers S. W. von Karl v. Reinhard, Bd. VIII, 182 fg., bearbeitet von H. Döring, Leipzig 1826.

[2]) Die Unwahrheit der Anklage in Betreff Voßens weist schon Hermes oder kritisches Jahrbuch der Litteratur vom Jahre 1821, Nr. IX, 209 fgg., aus dessen eigenen Schriften nach. Die Widerlegung der Anklage würde noch schlagender geworden sein, wenn damals schon die Briefe von Voß herausgegeben worden wären.

Exemplar seiner Schauspiele dem Dichter Bürger zuzusenden. Nach Empfang desselben schreibt dieser im Anfange des Jahres 1787 an Stolberg:

„Hochgeborner Herr Graf!

Ich kann nicht beschreiben, mit welchem freudigen Stolze ich auf das Zeichen des gewogenen Andenkens von einem der Vortrefflichsten unsers Volkes hinblicke. Wenn mir ein großer edler Fürst ein Ordensband mit eigener Hand umhängte, so würde dieses freilich ein Großes sein, nicht eben, weil er ein Fürst, sondern weil er ein großer edler Mann wäre. Aber, wahrlich, ich könnte nicht froher, nicht stolzer auf das Ordensband aus der Hand des großen und edlen Fürsten sein, als auf dieses Geschenk meines vortrefflichen Freundes. Freund! So darf ich Sie doch noch immer nennen? Ja, wahrhaftig! Und mir ist fast bange, daß Sie über den Hochgebornen Grafen zürnen, den ich da oben hingesetzt habe. Lange, mein Theuerster, habe ich so wenig Ihnen, als andern Verehrten und Geliebten, die mit mir aufgewachsen sind in dem Haine der Musen, etwas von mir und von meinen Umständen zu vernehmen gegeben. Es war nicht viel davon zu rühmen, wie es denn auch bis jetzt noch nicht ist. Daher wollte ich die Theilnehmenden nicht betrüben, und die Gleichgültigen — nun, wer mag denn gar vollends den Gleichgültigen sein Leid klagen?

„Daß ich schon vor einigen Jahren mein armseliges Aemtchen, in welchem ich für ein Einkommen, das ich fast zu nennen mich schäme, allzu unausstehlich chikanirt und gequält wurde, niedergelegt habe, und seitdem ex praetore rhetor geworden bin, das wissen Sie vermuthlich schon längst von dem öffentlichen Gerüchte. Das aber kann Ihnen sonst Niemand, als ich selbst, sagen, daß ich in diesem Lande, ich mag auch situirt sein, wie ich will, meines Lebens nie voll und froh werden kann. Ich kann zwar hier das Warum nicht ganz auseinandersetzen; allein wenn ich's thäte, so würden Sie Alles sehr begreiflich finden und mir vollkommen Recht geben.

„Herzlich, herzlich wünschte ich daher, je eher, je lieber, von hinnen ziehen und den hiesigen Staub von den Füßen schütteln zu können. „Warum ziehst du denn nicht?“ werden Sie sagen. Auch auf dieses Warum kann ich hier nicht sogleich umständlich antworten. Die Hauptsumme läuft indessen ungefähr darauf hinaus: Als Particulier an jedem andern

Orte zu leben, leiden meine Umstände nicht. Ueberdies möchte ich auch gern in dem Staate, wo ich bin, etwas Wichtigeres und Bestimmteres zu thun haben, als, wie Diogenes, bloß meine leere Tonne hin und her zu wälzen. Wie soll ich aber auswärts ohne Connexion dazu gelangen? Es reicht heut zu Tage kaum noch hin, daß ein tüchtiger Biedermann schlank und frei seine Dienste rund um sich herum anbietet, und dabei denkt: Es wird doch wohl noch irgend ein Fürst sein, der dich brauchen kann und will, da du zu gebrauchen bist. Der Lungerer sind allenthalben so viele, daß der Contract do ut facias nur zur höchsten Gnade auch mit dem brauchbarsten Biedermanne eingegangen wird. Indessen will ich doch einmal versuchen, was ich mir zwar längst vorgenommen, aber doch wegen einer gewissen Schüchternheit und Muthlosigkeit noch bis jetzt nicht habe in's Werk richten können. Ich will versuchen, was meine Freunde für mich thun können und wollen. An Sie, den Herzlichsten und Edelsten unter ihnen, wende ich mich hiermit kurz und gut zuerst. Ich höre, daß Ihre Verdienste von dem edeln Fürsten Ihres Landes erkannt und geschätzt werden. Das kann mich ganz und gar nicht wundern. Denn wenn ich Fürst wäre, so wüßte ich nicht, wie mir Fritz Stolberg minder als Alles sein könnte. Nun, wollten Sie's denn wohl wagen, falls so ein Menschenkind, wie ich, im dortigen Dienste zu gebrauchen wäre, dies Menschenkind zu empfehlen, und edelmüthig dafür in Bürgschaft zu gehen? Sie wissen, was für einen Kopf, was für ein Herz mir Gott verliehen hat. Es ist ja auch wohl nicht zu viel gesagt, daß ich an juristischen sowohl als cameralistischen Kenntnissen die Nothdurft und zu den in diese Fächer schlagenden Geschäften Adresse besitze. An Treue und Eifer sollte es nicht fehlen. Kurz, ich hoffe, Ihrer Empfehlung keine Schande zu machen. Sie werden, auch ohne deshalb einen Schritt zu thun, beurtheilen können, ob dort etwas für mich zu thun ist, und mir dies offenherzig zu sagen nach Ihrer edlen Denkungsart herzlich geneigt sein.“ —

Am 6. Februar antwortete Stolberg aus Neuenburg: „Herzlichen und aber herzlichen Dank für Lieb' und Zutrauen, bester Bürger! Ich fühle, daß meine Liebe für Sie mich dessen werth macht, und desto reiner fließt mir der Dank in die Feder. Gott wolle mir Gelegenheit geben, meinem lieben Bürger nützlich zu sein! Ich werde

sie nicht allein beim Schopf ergreifen, wenn sie sich darbietet, sondern mit Treue suchen. Und schwerlich würde Ihre Freude größer sein, als die meinige, wenn ich die feile Dirne haschen könnte, welche sich in dieser Welt öfter dem Schurken, als dem Biedermann anbeut.

„Hier im Lande sind sehr gute Beamten-Stellen von 500—1000 Thalern Einkünften. Aber auch hier im Lande wird ein mittelmäßiger Pensionist des leidigen Seckels willen dem bravsten Manne, wäre es auch Bürger, so auch der mittelmäßigste Oldenburger dem bravsten Fremdlinge, wäre es auch Bürger, vorgezogen. Ja, was sage ich, wäre es auch Bürger? — Freilich kennt man auch hier den edlen Dichter; aber Sie wissen, was das in unserm Vaterlande sagen will. Außer wenigen Edlen hält der ganze übrige Pöbel — und vor Allen der Durchlauchtige — den Dichter für einen zwar seltenen, aber losen Vogel, der nicht in die Wirthschaft taugt. Weil wir fliegen, glaubt man, daß wir nicht gehen können; und wenn wir auch in Geschäften heller sehen, hält man uns für übersichtig. Dazu sind die Lästerungen Ihrer hannöverischen Philister auch bis zu uns gekommen, und so etwas hat immer Einfluß, wäre es auch nur insofern, als man den Vorwand gern ergreift.

„Ich habe selber geglaubt, daß ich hier einiges Ansehen hätte, theils weil man mir freundliche Gesichter macht, theils weil ich mich mit Andern um mich her verglich. Wo ich aber Gebrauch davon machen wollte, fand ich bald, daß ich Rechenpfennige für baare Münze angesehen, daß der gelbe Fürstenkopf mich betrogen hatte.

„Gleichwohl will ich versuchen, ob ich hier oder anderwärts etwas aufspüren kann. Wenn Ihnen kein Wildpret in die Küche gebracht wird, so schreiben Sie es der vaterländischen Sandwüste und nicht dem treuen Stöber zu. Ich wünschte, daß Sie mir einen Brief schrieben, den ich produciren könnte. Aber ich wiederhole es, rechnen Sie nicht auf Ihren Freund, der nichts als guten Willen hat.

„Da hast Du was Rechts!“

können Sie mir mit dem wackern Tellheim zurufen.

„In stillem und feinem guten Herzen habe ich seit Jahren Ihre Schicksale tief gefühlt. Ich sage Ihnen nichts von dem, was Ihrem Herzen das Nächste ist. Aber auch Ihr Leben unter den Philistern hat mich lange gekränkt. Ich kenne dieses Gesindel! Da möchte ich

oft den vaterländischen Staub von den Füßen schütteln, wenn ich bedenke — ey! da ist was zu bedenken — wenn ich wie Kohlen im Herzen es fühle, daß einer der Edelsten des Volks wie der starke Simson in der Mühle dieser Unbeschnittenen mahlen muß, sich vielleicht vor Manchem neigen muß, ohne sich kräftiglich neigen zu können, wie jener, als er die Säulen des Tempels ergriff....."

Während Stolberg darauf Bürgers Angelegenheit wiederholt in der früher angeführten Weise der freundlichen Theilnahme des Herrn v. Halem anempfahl, sah er zugleich dem antwortenden Schreiben von jenem entgegen. Den zu lange Schweigsamen fordert er voll beunruhigter Theilnahme am 27. März zum Reden auf: „Liebster Freund, warum antworten Sie mir nicht? Schon seit verschiedenen Posttagen sehe ich mit Ungeduld einem Briefe von Ihnen entgegen. Sie haben doch nicht den meinigen für eine Einkleidung gehalten? Nein, so kann mich mein Bürger nicht verkennen! — Sie haben doch meinen Wunsch, einen Brief von Ihnen zu haben, den ich dem Minister oder auch dem Herzoge zeigen könnte, nicht mißverstanden? Sie sind doch von mir versichert, daß ich stolz genug auf meinen Freund bin, um Minister und Herzog fühlen zu lassen, daß, wenn Bürger sich mit ihnen in einen Vertrag einläßt, die Ehre auf der Seite des Kronvogels und nicht des edleren Adlers sei! Also, schreiben Sie mir einen Brief, dem man es nicht ansieht, daß er producirt werden soll, der aber doch darauf eingerichtet ist. Ohne einen Versuch zu machen, will und kann ich der Hoffnung nicht entsagen, Sie in diesem Lande zu sehen, zu haben! Wir wollen uns selbander verjüngen, wie Adler, und auffahren mit neuer Kraft!

„Meine Agnes theilet ganz meinen feurigen Wunsch. Als ein kleines Mädel hat sie schon mit Empfindung Ihre Lieder gesungen, und singt sie mir oft. Sie will, daß ich Sie herzlich von ihr grüßen soll.

„Heraus aus dem Lande der Philister! Mich wundert, daß Sie nicht schon längst im heiligen Zorn der Esel einem einen Kinnbacken ausgerissen haben, um das Philisterzeug zu zerdreschen. ....."

Nachdem Bürgers gewünschter Brief angelangt, schreibt Stolberg ihm den 4. Mai: „Herzlichen Dank für Ihren letzten Brief, liebster Bürger! Ich habe ihn nicht früher beantwortet, weil ich die Erscheinung des Herzogs in diesem Lande abwarten wollte, in der Hoffnung,

vielleicht etwas Gewisseres von einer Sache schreiben zu können, die mir so nahe am Herzen liegt.

„Vor einigen Tagen habe ich den Herzog gesprochen. Mit Freuden lasse ich ihm die Gerechtigkeit widerfahren, daß er etwas von dem Werthe Ihres Anerbietens empfand. Ich suchte diese Empfindung zu nutzen, und ihm die Erfüllung unsers Wunsches so nahe zu legen, als ich, ohne Ihnen etwas zu vergeben, thun konnte. Er ließ sie aber, ganz nahe, zwischen ihm und mir liegen; doch habe ich Hoffnung, zum wenigsten mehr, als ich vor meiner Unterredung hatte, gleichwohl nicht genug, um Ihnen nicht rathen zu müssen, außer dieser Angel auch andere in andern Wassern aushalten zu lassen. Ich gebe Acht auf diese, frische den Köder an, und reiße sie jauchzend zu mir, sobald sie zuckt.

„Ach, liebster Bürger, wie wollen wir manchen Tag unseres Lebens zusammen froh werden, wenn ein guter Genius uns zusammenbringt! Verjüngen wollen wir uns, wir alten Knaben, wie die Adler, und auffahren mit neuer Kraft! — Indem ich dieses schreibe, kommt mir ein Gedanke, den ich Ihrer Prüfung vorlege.

„Es werden in Oldenburg „Blätter vermischten Inhalts“ herauskommen, zum Nutzen des Bürgers in den Städten und des Landmanns. Die Ankündigung derselben wollte ich Ihnen schicken; sie ist aber, wie Klotz zu sagen pflegte, den Weg gegangen, unde negant redire chartas. Hier ist eine Beilage, welche nur an diejenigen gesandt wird, deren Mitarbeitung sich die Herausgeber ausbitten. Jene war für den Haufen der Leser.

„Ehre ist freilich mit dieser Arbeit nicht einzulegen; zu unserm jetzigen Zwecke wäre es aber vielleicht nicht undienlich, wenn Sie einige kurze Aufsätze juristisch-populären oder cameralischen Inhalts einsendeten. Sie gäben sich einen anderen Namen, und ich wollte dafür sorgen, daß diejenigen, auf die es ankommt, erführen, daß Sie der Verfasser wären. So wäre z. B. eine lebendige Beschreibung des Unfugs, den die Advokaten treiben, mit einer Warnung gegen diese Hunde der Themis, hier sehr gut angebracht. — Ich weiß, edler Adler, daß ich Dir etwas Albernes zumuthe; aber wenn Deine Sonnenschwingen ruhen, kannst Du ja wohl, currente penna anserina, Dich herablassen. . . . . .“

In der Mittheilung vom 1. Juni giebt Stolberg seinem Freunde den weitern Gang ihrer Angelegenheit an: „Vor einigen Tagen hat mich Halem verlassen, welcher mich besucht hatte. Sie kennen ihn; es ist ein guter, braver Mann, dem ich unser Geheimniß schon vor einiger Zeit anvertraute, weil er des Zutrauens werth ist, und zu unserm Zwecke vielleicht nützen kann. Er ist einer von den Herausgebern der „vermischten Blätter", und sein Bruder ist Secretär des Bischofs. Er wird an Sie schreiben und Ihnen ein Exemplar schicken, damit Sie sich orientiren in dieser sandigen Autor-Wüste. Aber das Herz im Leibe schwillt mir vor Unwillen, daß Du, edler Aar, Dich durch solches Arbeitsel empfehlen sollst!

„Senden Sie an ihn Ihre Beiträge und geben Sie sich einen erdichteten Namen, und zwar immer denselbigen. Halem stimmt alsdann seinen Bruder, und dieser läßt discursweise fallen, daß dieser und jener nützliche, pragmatische Aufsatz von Ihnen sei.

„Herzlichen Dank für Ihren lieben Brief vom 14. Mai. O, daß ich mit reiner, ungemischter Freude, oder auch nur mit mehr Hoffnung Ihre lieben Briefe lesen könnte! So ganz der alte, liebe Bürger in jeder Zeile!

„Ich reise in einigen Tagen auf 6 bis 8 Wochen nach Holstein. Ich werde den Bischof und den Graf Holmer sehen, und werde es nicht machen, wie mein College am egyptischen Hofe — denn auch ich bin Oberschenk —, welcher seines Freundes vergaß. Aber mit dem Bischof muß man sehr behutsam in solchen Fällen sein; legt man ihm zur Unzeit eine Sache nahe, so läßt er sie liegen. Er ist von der Art: Cui male si palpere, recalcitrat undique tutus. Ich habe mit Halem darüber gesprochen, ob etwa am Ende des Sommers es gut sein möchte, daß Sie eine kleine Reise hierher machten; aber diese Idee ist sehr unreif. Gott weiß, wie gern ich Sie hier umarmte! Aber umsonst will ich Sie nicht hersprengen; auch möchte vielleicht der Bischof Abrede wittern, und dann wäre Alles aus. Gott, welcher den Adlern ihren Weg über Wolken zeigt, leite Sie und diese Sache, die mir so sehr am Herzen liegt! Agnes und Käthchen theilen ganz meinen Wunsch, und würden sich seiner Erfüllung von Grunde der Seele freuen. ....." —

Stolbergs Bemühungen für die Dienstanstellung seines Freundes führten nicht zum gewünschten Ziele. Zum Ziele einer kummerlosen Existenz gelangte Bürger auch nicht, als ihm im September d. J. bei der 50jährigen Jubelfeier der Universität Göttingen, welche er durch zwei Gedichte verherrlichte, die philosophische Facultät die Doctorwürde ertheilte: auch zum Ziele nicht, als er zwei Jahre später zum außerordentlichen Professor der Philosophie ohne Gehalt ernannt ward [1]).

Feierte auch Stolbergs Muse in dieser Zeit in der lyrischen Poesie nicht, so war sie doch vorzüglich auf dem angränzenden Gebiete der idyllischen Dichtung, auf seiner „Insel", beschäftigt. Den 6. Februar schrieb er: „Jetzt bin ich auf der „Insel", und habe keinen Sinn für continental matters", und am 6. März nennt er die „Insel" sein Lieblingskind, das zwar nicht das stärkste sei, aber ihm, dem Vater großer Söhne, wie ein Töchterchen auf den Knieen sitze. Wie Stolbergs Jamben mehr wie ein lebendiger offensiver Angriff gegen die Thorheiten, sittlichen Mängel und Verirrungen seiner Zeit gerichtet waren, so erscheint in der „Insel" der Kampf gleichsam mit stumpfer, mehr abwehrender Waffe gegen dieselben fortgesetzt. Diese Dichtung gehört der Idylle an, doch so, daß in ihr die einzelnen Lebensbilder ein zusammenhangendes Gemälde ausmachen, welches das ganze Leben des vom Dichter erträumten Inselvölkchens umfaßt, und so zu einem politischen Roman sich gestaltet.

Stolbergs damalige Denk- und Gesinnungsweise gegenüber den vorherrschenden Richtungen seiner Zeitgenossen auf den verschiedenen die Ziele des menschlichen Daseins und Strebens betreffenden Gebieten ist in dieser Dichtung niedergelegt. Seine Insel ist kein griechisches Arkadien, nicht Geßners ideale Unschuldswelt, noch Voßens norddeutscher Wirklichkeit verwandt; aber sie ist aus einem ähnlichen Bedürfnisse

---

[1]) Auf des Dichters und des Professors Stellung zu den gelehrten Männern der hohen Alma mag unter mehreren folgende Anekdote einiges Licht werfen. Als der berühmte Jurist G. Ludwig Böhmer einst in einer Gesellschaft einige noch ungedruckte Gedichte Bürgers vorlesen hörte, wandte er sich an den Dichter, der zugegen war, mit den Worten: »Ich muß gestehen, Sie haben einen ungemeinen Habitum in dergleichen Allotriis; wo nehmen Sie denn all das Zeug her?« Siehe Jördens Denkwürdigkeiten, Charakterzüge und Anekdoten aus dem Leben deutscher Dichter und Prosaisten I, 355.

des menschlichen Herzens hervorgegangen, diese Tochter des Traumes und der Menschenliebe, wie der Dichter selbst sie nennt. Die Elemente dieser Dichtungsart liegen allenthalben in den Neigungen und Bedürfnissen der menschlichen Natur verbreitet und nehmen nach den verschiedenen Verhältnissen eine verschiedene Form an. In den Stunden des von dem unruhigen städtischen Treiben des Tages ermüdeten Städters ist es die Sehnsucht nach dem beglückten Landleben, welche Idylle macht; dem im Alter fortgeschrittenen, mit seinen eigenen und den Anforderungen der Welt im beunruhigenden Kampfe begriffenen Manne sind die Jahre der Jugendwelt es, welche dem elegisch Gestimmten die Bilder eines glücklichen, mit der Natur, mit den Menschen und mit sich selbst einig sich fühlenden Daseins vorführen. In dem ganzen menschlichen Geschlechte ruhte dunkler oder heller die Erinnerung eines goldenen Zeitalters, welches ihm durch eigene Schuld verloren ging und zu dessen Wiedergewinnung selbst die in der Thätigkeit zwistiger Kämpfe fortstrebende Gegenwart der edlern Sehnsuchtsstimmung zugleich die Wehmuthsflügel der Vergangenheit und die Flügel elysäischer Hoffnung giebt. Die Dichtung giebt dann dieser Richtung den entsprechenden Ausdruck, wenn die Wege der fortgeschrittenen Bildung von der Natur sich bereits weit entfernt haben, wenn die Opfer, welche die Freiheit des Einzelnen der allgemeinen Freiheit zu bringen hat, zu zahlreich und zu groß scheinen, um die Vortheile ihrer Darbringung zu erkaufen, und wenn in dem wirren Treiben und in den künstlichen Verwickelungen des Lebens und seiner Anforderungen das Gefühl der sittlichen Ohnmacht zur immer mehr drückenden Last wird. Dem christlichen Bewußtsein insbesondere tritt dann oft die Sehnsucht nach den Tagen der kindlichen Einfalt und des schuldlosen Daseins der Stammeltern entgegen; sie weilt im himmelbeglückten Eden und trauert über seinen Verlust. War ja am Baume des Erkennens die Freiheit zur Unfreiheit geworden und die Ebenbildlichkeit jener mit dem Schöpfer verdunkelt und getrübt das Verhältniß zu Ihm und zur Natur, in die ursprünglich Seine Hand einen ganz reinen, die ewigen Gedanken seiner Allmacht, Weisheit und Liebe enthaltenden Text — von der Schule Naturgesetze genannt — hineingelegt, der von nun an, von der menschlichen Unfreiheit, von der Sünde, berührt, an seiner Reinheit und Leserlichkeit Vieles verlor.

In der spätern Entwicklung des menschlichen Geschlechts wuchsen diesseit und jenseit der Wiedergeburt der Menschheit durch Christum die Zweige der Cultur, welche früher, in dem aufsprossenden Stamme von der Einheit umschlossen, zusammenlagen, zu einem großen Baume des vielfachen Wissens und Treibens heraus; die früher concentrirte Kraft zersplitterte sich in der Trennung des Einzelnen und in der einseitigen Behandlung des Geistes durch Abstraction, Reflexion und Begriffe, und die das Ganze durchdringende organische Bildung verlor viel von der frühern lebendigen Energie, welche durch die Vereinigung des Gedankens, des Bewußtseins und der That in Einem Puncte so sehr wirksam war. Mit dem äußern Reichthum der Anschauungen und Bildungen des neuern Lebens beginnt der Streit über dieses selbst und seine Ziele, Streit über Regeln und Grundsätze, und zugleich mit diesem erscheinen in der menschlichen Gesellschaft, im Staate, und in dem, was diesen zu stützen und zu tragen bestimmt ist, die immer weitern Abirrungen von dem erstrebten Ziele der Glückseligkeit. Der wohlwollende Menschenfreund wünscht dann, wenn auch als wachender Träumer, sich und seinen Mitmenschen einige Entlastung von der Bürde des nicht beglückenden Ueberflusses und sucht unten die verdunkelten Pfade der einfachen Natur und nach oben hin die erblaßten Leitsterne wieder auf.

Unser Dichter hat seine Dichtung in die Form des Platonischen Dialogs gekleidet, welchen Sophron führt und leitet, und durch diese Einkleidung seinen Ideen einen neuen Reiz zu geben gesucht. Der Ton der ganzen Erzählung hebt feierlich und einfach an; die erhabene Simplicität des Plato und Xenophon ist im Ganzen das Vorbild der Darstellung. — Sophron wurde von seinem Vater, welcher nach einer rühmlichen Staatsverwaltung, von mächtigern Feinden angeschwärzt, der Ungunst des Hofes und der Ungnade seines Fürsten erlag und bis zu seinem Tode als Staatsgefangener im Kerker lebte, in diesem erzogen und gebildet. Nach seines Vaters Tode reiste er ohne ein bestimmtes Ziel durch die schönsten Gegenden seines Vaterlandes, eilte dann durch die Schweiz nach Italien. Dieses und die Insel Sicilien sah er mit Muße, als Liebling der Natur, als Bewunderer und Freund der unsterblichen Schriftsteller der Alten, welche er mit sich führte, besuchte dann Griechenland, Kleinasien, Egypten und das gelobte Land.

Nach Deutschland zurückgekehrt, fand er im Breisgau La Rieviere wieder, dessen inniger Freund er früher in Frankfurt bei seiner Durchreise geworden war, und von dem er nun unter das gastfreundliche Dach eines hochbejahrten, sanften und geistvollen Greises geführt wurde, dessen Freude zwei Enkelinnen, Töchter seiner früh verstorbenen einzigen Tochter, waren. Unter dem Segen dieses Numa knüpfte die Liebe das schöne Band, welches Sophron mit Psyche, bald darauf La Rieviere mit Eucharis vor dem Altare vereinigte. Der sanft hinübergeschlummerte Numa hinterließ ihnen Segen des Himmels und eine reichliche Erbschaft. Der verschwägerten Freunde Wohnungen liegen in einer sehr schönen Gegend an der Donau. Sie sehen sich fast täglich. Eine kleine Insel, mit Wald bedeckt, früher die Lieblingsstätte des Numa, gehört ihnen gemeinschaftlich. Sophrons liebste Beschäftigung ist die Bildung einiger Jünglinge, die alle Sonnabend Nachmittag aus der Nachbarschaft zu ihm kommen und den Sonntag bei ihm bleiben. Er führt sie gern auf seine Insel. In solcher Weise führt uns der Verfasser im ersten Abschnitt der ersten Abtheilung der Dichtung in die Situation seines Romans ein, in welchem wir keine Spur des weinerlichen, elegischen Tons, keine blasse Mondscheins-Poesie finden, wie sie in den Romanen seines Freundes Miller herrschen. In dem Fortgange der Unterredungen Sophrons mit den Seinigen und mit den befreundeten Jünglingen wird eine Insel im Meere zwischen dem 30sten und 40sten Grade geträumt, um hier mit dem Plane der Erziehung eines neuen Menschengeschlechts, das in froher, freier und frommer Einfalt lebe, die idealische Insel zu verwirklichen und sich eine Verfassung zu geben, welche, gegen die übermäßige Lust an gesetzlichen Vorschriften geschützt, einer vortrefflichen Uhr gleiche, die nur selten, durch leise Bewegungen, aufgezogen, viel seltener gestellt werde, ganz ungleich jenen zahlreichen Verfassungen, welche elenden Kukuksuhren gleichen, die zweimal des Tages aufgezogen und öfter, nicht nach dem Laufe der Sonne, sondern nach der Laune des Wächters gestellt werden, oder des Koches. Sophron verlangt, um bei der Uebersiedlung nicht einen zu großen Reichthum von Ideen, der wiederum gefährlich werden könnte, mitzunehmen, das größte Opfer, die Entsagung der Muttersprache, wählt dagegen die italienische Sprache, welche, weil er und seine Freunde sie nur halb wüßten, arm und ungebildet für sie sei und am meisten geeignet, zu

ihrer armen, einfältigen, aber allmäliger Umbildung und Zuwachses fähigen Inselsprache zu werden. Ueber die Wahl der Mitbürger und Mitbürgerinnen und über die Auswahl der Schriftwerke — nur die heiligen Schriften sollen mit hinübergeführt werden — werden die berathenden Unterredungen weiter fortgeführt. Wenige Gesetze, aber reine Sitten, Gleichheit des Standes und des Vermögens, Weisheit ohne Wissenschaft, Freiheit und strenge Ordnung durch väterliche Zucht, Unterricht und Leibesübung, Geschäftigkeit ohne Handel, Regsamkeit ohne Geld sind die Elemente des Daseins des neuen Inselvölkchens, welche vom Verfasser in einzelnen Gemälden mit vielfachen Anspielungen auf die Gebrechen seiner Zeit in den verschiedenen Lebensgebieten ausgezeichnet werden.

Nach diesen Gesprächen geht der Dichter im zweiten Theile der „Insel" zur epischen Erzählung in Hexametern über; die idealischen Zustände werden in Scene gesetzt, die Träume sollen Wirklichkeit werden, wenn sie auch Träume bleiben. Als Idyllen enthalten sie malerische Naturschilderungen von bestimmterer und mannigfaltigerer Färbung als die einförmigen, blassen Bilderzeichnungen des zu oft nur empfindelnden Geßner. Sie haben die größte Verwandtschaft mit der Dichtung „Hellebeck" und mit dem Traume des Verfassers in drei Gesängen, wovon der zweite und dritte Gesang eine idyllische Vision im Monde ist [1]), und erinnern, wie diese, an die gelungene Nachahmung Ossianischer, Homerischer und Theokritischer Vorbilder. In den einsamen Stunden der Frühe auf der kleinen Donauinsel soll Egeria ihrem Sophron diese Gedichte eingegeben haben; jedoch war dieser weit davon entfernt, sie als ächte Proben von jener einfältigen und edlen Inselpoesie anzusehen, deren Ideal er so groß gefaßt hatte. Höchstens, sagt' er den Seinigen, sind es Blumen, aus dem mildern Boden der Insel auf die rauhe Veste verpflanzt; oder wollet ihr sie als Schattenbilder einer lebenden Naturpoesie ansehen, so werdet ihr meinem Stolze hinlängliches Genüge thun. Denn, fuhr er fort, wir Armen, welche mit tausend Banden verabredeten Zwanges gefesselt werden, können uns nur sehr dürftige Begriffe von den freien Spielen der Natur

---

[1]) S. W. I, S. 135 fgg. u. 376 fgg.

machen und durch Schnürbrust und Fischbeinrock kaum jene bräutliche Eva einer paradiesischen Welt erkennen.

Fünf beschreibende und erzählende Idyllen stellen die Unschuld, die Beschäftigungen und Freuden des glücklichen Völkchens dar und vollenden gleichsam das ganze Gemälde mit ihren lieblichen Farben. Die schüchterne Liebe ist voll Zärtlichkeit, Unschuld und Wahrheit; die späte Reue in einigen Gemälden lebendig, in einigen zart und voll Natur, wie z. B. das Verscheuchen der Tauben. Die Seefahrt erfüllt das Herz mit zärtlichem Schrecken, welches aber bald in Freude und Beruhigung übergeht. Der Wechselgesang hat Erfindung in der Anlage und Edelmuth in der Wendung. In dem Gedichte „die Hochzeitfeier“ ist besonders der Tod der Alten, die auf den Gräbern ihrer Kinder vom Blitze getroffen werden, rührend und schön erzählt und die ganze Feier ein schöner Widerhall von den Liedern des alten jonischen Sängers, wenn er die Gesundheit, Stärke und kindliche Fröhlichkeit der unverdorbenen Menschen seiner Zeit und seines Landes beschreibt. Das an die Hochzeitfeier sich schließende Lied eines jungen Mannes ist voll Saft und Gesundheit, wie ein junger aufstrebender Baum. Aura, eine Erzählung von Psyche in Prosa, hat sehr viele zarte Empfindung, die sich in einer Menge schöner Vergleichungen und malerischer Bilder ergießt. Die ganze Dichtung schließt mit der kühnsten Lyrik in der Feier der Schöpfung, einer Hymne in abwechselnden Arien und Chören, in der versammelten Gemeine am Morgen vor Sonnenaufgang gesungen [1]. — Stolbergs durch die Arbeiten des Amtes und seine liberalen Studien angegriffene Gesundheit bedurfte der Stärkung. Im Anfang des Juni reiste er mit Agnes, den

---

[1]) Die »Insel« erschien 1788 in Leipzig bei Göschen. In den S. W. ward sie im dritten Bande den Jamben zugesellt, der innern Verwandtschaft mit ihnen gemäß. Das Urtheil des Litteraturhistorikers Gervinus, Band V, 51, daß die »Insel« in die romantische Richtung Stolbergs überleite, ist dem, welcher den Inhalt dieser Dichtung mit den vorhergehenden und nachfolgenden Schriften des Verfassers unbefangen vergleicht, eben so wie die Behauptung Hildebrands, die deutsche Nationallitteratur I, 370, die »Insel« sei dadurch charakteristisch, daß sie das erste bestimmte Symptom gebe von der Verleugnung des Liberalismus und den Uebergang oder vielmehr Rückgang in die aristocratisch-gemüthliche Selbstgenügsamkeit bezeichne, kaum begreiflich.

drei Kindern und der Schwester Catharina von Reuenburg nach Holstein, wo er mehrere Monate, „ein umherstreifender Nomade", bei seinem Bruder, bei den Verwandten und Freunden zubrachte. Von Borstel, dem schon längst ihm theuer gewordenen Lieblingsaufenthalt, schrieb er den 5. Juli: „Dieser Sommer hat verschiedene Freunde aus verschiedenen Gegenden nach Holstein geführt, und so vollzählig sehe ich den Zirkel meiner Geliebten vielleicht nie wieder versammelt. Ein Gedanke, der die sublunarischen Zusammenkünfte immer, mehr oder weniger, begleitet. Mit Klopstock, dem ewigen Jünglinge, habe ich anderthalbe schöne Tage in Eutin bei unserm Voß zugebracht und hoffe, ihn bald hier zu sehen. — In diesen Tagen habe ich einen jungen Menschen gesehen, der aus Sicilien und Italien zurückkam. Er hat Vieles gesehen, aber mit dem Blicke eines Dilettanten, mit todtem pragmatischen Blick! Ach! dachte ich, warum hattest Du Bücherwurm nicht mein Herz oder ich Dein Glück, das zu sehen?" — Im September fand Stolberg mit Frau und Kindern ihr Heim wieder in dem ländlich stillen Neuenburg, das früher gewohnte Dasein wiederum Themisdienst und Musenkunst widmend. Dem Zurückgekehrten eilte bald die Muse seines innigst verehrten Klopstock nach [1]). Stolberg und Agnes schrieben an diesen im October: „Ich muß diesen Augenblick an Sie schreiben, liebster Klopstock, wiewohl der Brief erst übermorgen abgeht. Eben haben Agnes und ich Ihre neueste Ode gelesen. O, daß ich Ihnen in Ihren Armen, an Ihrer Brust für dieses göttliche Gedicht danken könnte! Keine Ihrer Oden beneide, keine liebe ich mehr. Gottes Geist trieb Sie, wie einen Seher der Vorzeit, als Sie in nächtlicher Stunde das Bett verließen, und Gottes Salbung goß sich über Ihnen aus.

---

[1]) In den Göschenschen Ausgaben der Klopstockschen Oden wird keine in das Jahr 1787 geordnet. »Der Gottesläugner«, damals die jüngste der Oden, gehört dem Jahre 1786 an und ist die einzige dieses Jahres. Diese hat in der Behandlung des Stoffes nichts Anziehendes, nichts Ergreifendes und ist zu den unbedeutenden Gesängen des Dichters zu zählen. Auch war Stolberg mit dem Fortgange der Erzeugnisse der lyrischen Muse Klopstocks genau und rasch bekannt. Vielleicht ist die im Briefe erwähnte Ode in den Tagen des wieder erneueten Verkehrs Stolbergs und der Gräfin Agnes mit Klopstock während des Aufenthalts in Hamburg und Holstein veranlaßt und durch persönliche Beziehungen und Lobeserhebungen stark gefärbt. Sie ist der Oeffentlichkeit nicht übergeben.

„Mann Gottes, Agnes ist wieder schwanger. Gebiert sie einen Knaben, so heißt er nach Ihnen Friedrich Gottlieb. Möge er dieser Ehre werth sein! Ist er Das, so mögen die Wogen des Lebens ihn sanft wiegen, oder in Nacht und Ungewitter umherwirbeln, der Hafen steht ihm gewiß zuletzt offen.

„Gott segne Sie! segne, wenn es ihm gefällt, auch noch meine Kinder mit dem Glücke, Sie noch viele Jahre zu sehen und von Ihnen geliebt zu werden, wie Sie den Mann als Knaben, als Jüngling, als Mann liebten, dessen Stolz, Wonne und herzzerschmelzender Gedanke es ist, daß Klopstock sein ältester und liebster Freund ist.

„Grüßen Sie die liebe, siebenstimmentönende Windeme. O, daß ich von ihr bald das göttliche Gedicht singen hörte!

„Ich drücke Sie an mein Herz mit namenloser Empfindung."

Nachschrift von Agnes.

„Mein bester Klopstock! Sie müssen auch von dieser himmlischen Ode, die mir wie Seraphimstimmen noch immer in's Herz tönt, wissen, welche Seligkeit sie mir gegeben hat, ach, so wie jedes Wort Ihrer geweihten Lippen! Gott segne Sie! Sie sind für ewig von ihm gesegnet, denn wie vieler Seelen Heil haben Sie nicht schon gestiftet! — In der Ewigkeit werde ich Ihnen für alle die unaussprechlichen Empfindungen danken können, die mir oft Herz und Augen überfließend machen; hier fehlen mir die Worte dazu. Es kann Ihnen aber unmöglich unlieb sein, zu hören, daß Sie mir eine unaussprechliche Sehnsucht, gut zu werden, in's Herz gegossen haben. Beten Sie für mich, heiliger Mann, daß Gott mein Sehnen erfülle!

„Grüßen Sie die liebe Windeme und meine Nachtigall. Ade, liebster Klopstock, segnen Sie uns in stiller, heiliger Stunde.

Agnes" [1]).

Der nachbarlich freundschaftliche Verkehr mit dem Herrn von Halem ward wiederum durch die Nähe und das Bedürfniß belebt; auch diesen Winter erhielt Stolberg durch ihn litterärische Geistesnahrung aus der Hauptstadt. Heinse's Roman „Ardinghello" war eine Aufsehen erregende Erscheinung des Jahres 1787. — Der Thüringer Wilh. Heinse, geboren 1749, war, nachdem er in Jena ohne allen wissenschaftlichen

[1]) Fr. G. Klopstocks S. W., ergänzt von H. Schmidlin, Bd. I, 360 fgg.

Ernst die Rechte studirt hatte, mit Prof. Wieland in Erfurt bekannt geworden und von diesem als Zögling seiner Schule Gleimen empfohlen, welcher fortan, vor Andern seinen Sohn ihn nennend, mit nachsichtiger Schwäche und freigebiger Unterstützung auch dann noch ihn behandelte, als er durch die deutsche Bearbeitung des Petronius und durch die dem Hetären-Roman „Laïdion" zugefügten drei Stanzen jegliche Linie des sittlichen Anstandes übersprungen und selbst Wielands Unwillen erweckt hatte, welcher den Grazien sein Opfer, aber ohne Obscönitäten, darbringen wollte, und am allerwenigsten seine eigene Bloßstellung bei einem großen Theile seines Publicums wünschte. Selbst aus dem Bekenntniß seiner Sünde, aus der erklärten Reue und der dem Meister für die Zukunft versprochenen Genugthuung [1]) sieht man, wenn auch diese Wieland versöhnlich stimmten, die noch zurückbleibenden, tiefwurzelnden Sinnlichkeitstriebe als Grundsätze dichterischer Leistungen in Anspruch genommen, welche Werke ähnlichen Geistes in Aussicht stellten. Im April 1774 schloß er mit dem Canonicus J. G. Jacobi in Halberstadt, welcher die Zeitschrift „Iris" gründen wollte, einen Vertrag über die Betheiligung an derselben und reiste mit ihm von Halberstadt nach Düsseldorf. Im Mai 1780 reiste er von hier über Genf und Marseille nach Italien, wo er im Schwelgen der üppigen südlichen Natur und in den Studien der antiken Kunst die Gluth seiner sinnlichen Phantasie steigerte und diese für sein zweideutiges Talent ästhetischer Malerei, welche allen höhern Lebenszwecken Hohn sprach, noch mehr zu verwenden lernte. Am Ende des Jahres 1783 kehrt' er nach Düsseldorf zurück. Im Jahre 1786 wurde er zum Vorleser des Churfürsten von Mainz, Fr. Carl Joseph v. Erthal, ernannt, bei dem er den kurz vorher dorthin als Bibliothekar berufenen J. von Müller fand, welches Amt ihm im folgenden Jahre auch zugetheilt wurde. Im Dienste dieses Churfürsten vollendete der Vorleser im Jahre 1787 seinen Ardinghello, und schrieb später, im Jahre 1795, zur Zeit, als der flüchtige churfürstliche Hof im Drange der Revolutionskriege von Mainz nach Aschaffenburg verlegt war, den musikalischen Roman „Hildegard von Hohenthal", in welchem die

---

[1]) Vergl. Heinse's Brief an Wieland, welcher in den Briefwechsel zwischen Gleim, W. Heinse und J. von Müller I, 136 fgg. eingeschoben ist.

geniale Schwungsucht und lüsterne Donjouanerie des Verfassers sich sichtbar und hörbar genug machten, um die Verletzung der ewigen Gesetze der Sittlichkeit zu empfinden. Der Churfürst und sein Coadjutor, von Dalberg, hohe Prälaten, aber des Priesterthums unwürdige, niedrige Pfaffen, suchten in den Nöthen des Krieges, welche sie selbst und ihr Vaterland drängten, Zeitvertreib, Erholung und Erbauung im „Ardinghello" und in der „Hildegard". Der Coadjutor schrieb an Heinse über den ersten Theil der „Hildegard": „Mir ist kein Werk bekannt, in welchem tiefere Blicke mit einer so glühenden Darstellung vereinigt wären." — Und später: „Ich danke Ihnen für das wahre Vergnügen, welches mir auch der dritte Theil Ihres vortrefflichen Werks gemacht hat, und bedauere nur, daß es der letzte ist. Die tiefe Kunstkenntniß, die eben so lichtvolle als interessante Darstellung derselben und das schöne historische Gewand werden Ihnen den sichern und allgemeinen Beifall erwerben."

Heinse starb 1803. Der malerische Roman „Ardinghello" erweckte nicht nur Stolbergs Unwillen; Goethe erklärte 1794 in seiner Mittheilung über die erste Bekanntschaft mit Schiller im sechzigsten Bande seiner Werke: „Heinse's Ardinghello war mir verhaßt, weil er Sinnlichkeit und abstruse Denkweisen durch bildende Kunst zu veredeln und aufzustutzen unternahm." Schiller urtheilte, daß der Roman bei aller sinnlichen Energie und allem Feuer des Colorits nichts weiter als eine sinnliche Caricatur ohne Wahrheit und ästhetische Würde sei. — Boie schrieb gleich nach der Erscheinung des Werks an v. Halem: „Kennen Sie dieses Meisterstück der üppigsten Philosophie und Phantasie? Ich möchte dieses Stück haben schreiben können und doch nicht geschrieben haben." — Von Halem sandte den Roman nach Neuenburg. Stolberg antwortete den 20. November: „Hier sende ich Ihnen den Ardinghello zurück. Es ist das Büchlein mit vielem Geist und Feuer geschrieben, aber der Geist ist ein böser Geist, das Feuer verzehrend, weder erhellend noch erwärmend. — Wenn mich das heilige Gastrecht mit den Männern von Oldenburg zu einer Bitte berechtigt, so bitte ich: O, ihr Männer von Oldenburg! Verbrennet das böse Büchlein, wenn euch an der Tugend eurer Weiber, Schwestern und Kinder etwas gelegen ist! Was sollen sie mit einem Buche, welches durch sehr höhnische Seitenblicke die Religion verdächtig machen und mit mehr als

Epikureischer Sophisterei jede Tugend aus dem Wege raisonniren will! Mit einem Roman, dessen Held ein Erzbösewicht ist, welcher jede blutige That, jede Stillung schändlicher Triebe beschönigt! Welcher die unzüchtige Cäcilia uns als einen Engel aufdringen will, und, unzufrieden mit dem bloßen Meuchelmorde, noch aus satanischer Bosheit dem Sterbenden Worte, die ihm bitterer als der Tod sein müssen, zuflüstert!" — „Hier und da sind treffliche Anmerkungen. Aber in der Seichtigkeit seiner Philosophie erkenne ich den Mann, der in der Malerei mehr Werth auf Farbenauftrag als auf's richtige Zeichnen legt. In der Stelle, wo er das sagt, zeichnet er sehr richtig die Silhouette seines Geistes. — Im freien Athen hätte kein Schriftsteller ungestraft die Tugend so angreifen können, keiner ungestraft sagen dürfen, daß alle Gesetze und Moral nur Bande für den Pöbel wären; aber wir Deutsche halten nur zu oft Frechheit für Freiheit, schmeicheln den Großen, und entschädigen unsere Eitelkeit durch Schmähung dessen, was gut und edel ist. — Wenn das Büchlein auch wirklich mit dem Genie geschrieben wäre, auf welches es so lauten Anspruch macht, so würde ich es doch mit eben dem Unwillen, als wäre es ein genievolles Pasquill auf meinen Vater, lesen. Oder sollen uns etwa Religion und Tugend minder lieb und ehrwürdig als ein Vater sein?" —

Reinern und mehr wohlthuenden Genuß gewährte bald darauf Cervantes, welcher mit seinem Roman „Don Quixote" die Lectüre des „Ardinghello" ablöste. Den 21. December schrieb Stolberg dem Absender: „Ich danke Ihnen, liebster Halem, für den braven Ritter von Mancha, welcher uns Neuburger in der gemeinschaftlichen Abendlectüre belustigen soll. Als ich ihn zum erstenmale las, curirte er mich von einer Hypochondrie, welche mir dreizehnstundiges Sitzen jeden Tag einen Winter hindurch gegeben hatte. Die dritte Lectüre wird freilich nicht so unterhaltend sein; ich bin aber auch jetzt nicht Hypochondrist."

Stolberg trug die Hoffnung einer glücklichen Vermehrung seiner Nachkommenschaft in das neue Jahr 1788 hinüber. Diese Hoffnung ward am 20. Februar erfüllt. Mit der Geburt der Henriette Luise Juliane schenkte Agnes ihrem Stolberg die zweite Tochter, das vierte Kind. —

In dieser Zeit war der Kampf der Berliner Inquisitionsräthe für deistisches Christenthum lebhafter als je geworden. Friedrich Heinrich

Jacobi, welcher ohnehin wegen der früher von Nicolai in seinem Sebaldus Nothanker seinem Bruder und zugleich ihm zugefügten öffentlichen Unbilde mit ihm in alter Rechnung stand, hatte sich des vor Gedike's und Biesters Tribunal der Monatsschrift gezogenen Stark in einer Weise angenommen, in die sich Stolberg nach dem Standpuncte der Controverse nicht zu finden wußte. Um sich in dieser Sache bestimmter zu orientiren, wendete er sich an den Freund des Lavater, des Claudius und Hamann, welcher um diese Zeit die Hitze des Vertheidigers zu mäßigen bemüht war, an Jacobi, mit welchem von jetzt an ein fortgesetzter Gedankenaustausch durch Briefwechsel eintrat [1]). Im zweiten Theile des Briefes wendet der Briefsteller sich von dem nahe gelegten Einzelngegenstand zur Höhe allgemeiner Betrachtung: „Die Feinde des Christenthums wünschen nichts mehr, als daß die Sache der Religion mit der schändlichen Sache unserer neuern Thaumaturgen und Magier verwechselt werde. Unseres lieben und dreimal lieben Lavaters Schwächen haben sie dazu genutzt.

„Schlossers geist- und launevoller Aufsatz über Cagliostro, welcher mir so viele Freude machte, hat doch von dieser Seite geschadet.

„Deutschland hat keine Männer, welche so kräftig für die gute Sache streiten, als Sie und Schlosser. Aber dann muß alles Böse von der guten Sache desto sorgfältiger abgesondert werden, da diese Vermengung unserer Feinde eifrigstes Bestreben ist.

„In einem gewissen sublimen Sinne kann man sagen, daß die Wahrheit der Vertheidigung nicht bedürfe; aber ihre objective Unumstößlichkeit ist ein trauriger Trost für den Freund der Menschen, für einen Vater, welcher Zeiten fürchtet, in welchen seine Kinder unter getauften Heiden, vielleicht unter ungetauften Heiden leben werden.

„Das neue Halbchristenthum, welches den Sohn Gottes nur zum größten und besten Gesandten Gottes macht, kann nicht bestehen, da ihm die Bibel auf allen Seiten widerspricht. Der Naturalismus, dessen Unsystem auf Wolken, welche jeder Wind verwehet, jeder Strahl schmelzt, schwebend getragen wird, kann auch nicht bestehen.

---

[1]) Wer in das Nähere dieser unerquicklichen Angelegenheit einzugehen das Bedürfniß hat, sehe J. Fr. H. Jacobi's Werke IV, Abth. 3, S. 417, den ersten Theil des Briefes Stolbergs und die Antwort Jacobi's in seinem auserlesenen Briefwechsel, Nr. 164 und 166, und Hamanns Leben von Gildemeister III, 379, 395 fgg.

„Aber decidirter Pyrrhonismus und practischer Atheismus auf der einen, stockblinder Aberglaube auf der anderen Seite können so dicht bei einander wohnen, daß der Religion kein Plätzchen übrig bleibt, und sie von neuem in Wüsten gejagt wird.

„Aber es ist noch eine Hoffnung, daß die wahren Christen sich genauer anschließen werden, daß die unseligen Folgen des Unglaubens einleuchten werden, daß, von Irre zu Irre, von Zweifeln zur Verzweiflung gejagt, die Menschen zur einfältigen göttlichen Weisheit der Bibel zurückkehren werden. Die Mitglieder unserer Kirche hätten sich nie so verirrt, wenn die meisten Hirten der Heerde nicht so unwürdig wären. Es ist natürlich, daß ihre Stimme je länger je mehr den Credit verliere.

„Wen wahrer Geist, wen Eifer und Liebe salben, der rede! Der gesalbte Laie wird mehr gehört werden, als selbst der gesalbte Geistliche, welcher vom Worte des Lebens sich leiblich nähren muß.

„Dieser Brief fließt mir aus vollem und warmem Herzen. Finden Sie es der Mühe werth, so theilen Sie ihn Ihrem Schlosser mit, den Niemand mehr verehren kann, als ich.“

Derselbe Geist und derselbe warme Eifer, welche Stolberg hießen die Angelegenheit des Christenthums gegen den christlichen Deismus, welcher in den verschiedenen Formen des rationalen Denkens sich geltend zu machen suchte, zu vertreten, legten diesem bald darauf auch die Verpflichtung nahe, als Anwalt des Christenthums gegen einen laut gewordenen ästhetischen Paganismus aufzutreten. Schiller hatte im „deutschen Mercur“, Märzheft 1788, sein Gedicht „Die Götter Griechenlands“ in die Oeffentlichkeit gebracht und in ihm sein ästhetisches Glaubensbekenntniß niedergelegt, ein Gedicht, welches, wie damals, so auch in der neuesten Zeit den Beifall anhängiger Bekenner und mißstimmende Beurtheilung von Gegnern gefunden hat. Der Dichter, bis zur Ueberschwenglichkeit von ästhetischen und sittlichen Idealen erfüllt, welche sich nicht in sicherer Umgränzung der Weltanschauung abgeklärt hatten, — und mit diesem Abklärungsprocesse ist er ja auch in seinem spätern Leben nicht vollends zum ersehnten Ziele gekommen — betrat hier, um die Welt ihrer Verwirklichung zu finden, einen dem von den tiefsten Geistern des heidnischen Alterthums eingeschlagenen entgegengesetzten Weg, die, von den Erscheinungen des heitersten Daseins und von der

reichsten Kunstfülle umgeben, die höchsten Aufgaben des Lebens und die innersten Träger desselben für Verständniß und Handeln verdunkelt und unaufgelöst fanden, und von dem Glanze und dem ihm so nahen Schatten der Gegenwart weg sich ahndungs- und hoffnungsvoll an einen neuen, der Menschheit erscheinenden Weltgeist der Zukunft wendeten. Schiller übersprang die Kluft von mehr als zwei zurückgelegten Jahrtausenden, verkannte die himmlische Oekonomie der Weltregierung Gottes, übersah die Wiedergeburt des menschlichen Geschlechts, den Aufgang aus der Höhe, und entfremdete zugleich sein ethisches Bewußtsein und das Gebiet seiner dichterischen Anschauungen jenen Lebensströmen, die von dorther segensreich durch die Völker und ihre Jahrhunderte gingen, berufen, die Mißtöne des innerlich zerrissenen Daseins zu einem befriedigend harmonirenden Grundton hinüberzuleiten, und zugleich geeignet, wiederum reiche Quellen zu werden zur Begeisterung für ein dichterisch begabtes Gemüth, wie es Schiller in hohem Maaße besaß. Daß dieser damals so durchgreifend und grundsätzlich mit dem Christenthum brach, wie es in dem vorliegenden Gedicht offenbar geschieht, muß um so befremdender erscheinen, je tiefer und reicher die Anlagen seiner geistigen Natur in ihm angelegt waren, und es kann dies nicht, wie es die Frau von Wolzogen that, als ein Ausfluß einer rasch verfliegenden Anregung und Stimmung erklärt werden. Die chaotisch ringende Gährung seiner Geisteskräfte, welche der junge Mann in den vorhergehenden Jahren durchlebt hatte und wovon der 28jährige noch vielfach bewegt ward, und der damalige Standpunct seines Wissens und Könnens bieten Gründe dar, wenn auch nicht zur Rechtfertigung jener Dichtung, so doch zu einer nicht unerheblichen Entschuldigung; und die spätere Entwicklung des Dichters und ein großer Theil seiner Werke bereiteten ihm eine Gunst, die selbst bei denen, welchen das Verfehlte seiner Poesie nicht verborgen blieb, „die Götter Griechenlands“ in den Hintergrund dunkler Erinnerung treten ließ. Schiller war noch zu jung und schon zu alt, — zu alt an seinen Selbsterlebnissen, — um als Mensch und als Dichter sich über sich selbst und über sein Verhältniß zur Außenwelt leicht und zugleich deutlich zu verständigen, darnach seine intellectuelle, ethische und dichterische Bestimmung zum bewußten Abschluß zu bringen und diesen sich und seinen Zeitgenossen als Richtschnur hinzustellen. Er kannte ferner eben so wenig hinläng-

lich die Welt, von der er sich abwendete, als diejenige, welcher er sich zuwendete. Die Kunstschöpfungen und Schriftwerke des griechischen Alterthums mußten um so sicherer ihm nur schattenhafte Bilder sein, je mehr ihm, wie es schon öfters bemerkt worden ist, der Sinn für die Plastik fehlte, und je weniger er mit der griechischen Sprache bekannt war: übertrug er doch am Ende des Jahres 1788 die Iphigenia in Aulis von Euripides aus einer wörtlichen lateinischen Uebersetzung, der wiederum zwei französische Uebersetzungen zu Hülfe kommen mußten, und hatten seine Freunde, Goethe und W. v. Humboldt, ihre triftigen Gründe, dem über das Jünglingsalter Hinausgerückten die Erlernung jener Sprache abzurathen. In einem Briefe an Humboldt aus dem Jahre 1795 sucht er sich und dem Freunde Rechtfertigung und Rechenschaft über die Entfremdung seiner Poesie von der Naturpoesie der Griechen zu geben, und es liegt in diesem Bekenntniß zugleich eine Entfremdung von jenem Geiste ausgesprochen, welcher jenes Gedicht vom Jahre 1788 dem Dichter eingesprochen hatte und desto nebelhafter, unklarer und forcirter sein mußte, je mehr er, wie Hofmeister mit Recht vermuthet, mit der mechanischen Kunst der Handhabung eines mythologischen Lexicons wirkte. „Ich habe zugleich bemerkt", sagt der Briefsteller am Schlusse, „daß diese Annäherung an den griechischen Geist, die doch nie Erreichung wird, immer etwas von jener modernen Realität annimmt, gerade herausgesagt, daß ein Product ärmer an Geist ist, je mehr es Natur ist. Und nun fragt sich: sollte der moderne Dichter nicht Recht haben, lieber auf seinem, ihm ausschließend eigenen Gebiet sich einheimisch und vollkommen zu machen, als in einem fremden, wo ihm die Welt, seine Sprache und seine Cultur selbst ewig widersteht, sich von dem Griechen übertreffen lassen? Sollten mit Einem Worte die neueren Dichter nicht besser thun, das Ideal als die Wirklichkeit zu bearbeiten?" — So wenig er also zu einem wahren Verständniß der griechischen Culturgeschichte aus eignen Mitteln und den damals vorhandenen Hülfsmitteln der Alterthumskunde gelangen konnte, eben so wenig wußte er sich auf den Höhepunct weltgeschichtlicher Betrachtung zu stellen, der für ein über die Richtung und Verwendung aller geistigen Mächte entscheidendes Urtheil erforderlich war. Er machte um diese Zeit den ersten Anfang

des Studiums der Weltgeschichte, mit deren vereinzelten Abschnitten er bis jetzt theils als Uebersetzer wegen der äußern Noth des Lebens, theils wegen der nothwendigen Vorarbeit für die dramatische Kunst sich beschäftigt hatte. Wie wenig er selbst als dramatischer Dichter in die Realität des Lebens einzugehen im Stande war, bekundete die kurz vorhergegangene Bearbeitung des Don Carlos. Mehr wie 8 Jahre später, als Schiller seine Abhandlung über naive und sentimentale Dichtung und die Briefe über Don Carlos herausgegeben hatte, schrieb Fr. H. Jacobi an Wilh. von Humboldt über jenes Drama: „Es ist eines der unnaivsten Producte, die mir je vorgekommen sind. Ein kalter Palast, worin die überheizten Oefen riechen. Wie sich in Schiller Empfindung und Phantasie zu einander verhalten, kann ich mir noch nicht klar genug machen; denn der Hang, jene aufzublasen oder zu übertreiben, beweist noch nicht den Ueberfluß an dieser. Ich glaube selbst ein gewisses Herumtappen des Künstlers wahrzunehmen, welches von einem Mangel an Kunsterfindung herzukommen scheint. Der Mangel an Absicht hat alle Mittel dürftig gemacht".... Schillers trübe Sentimentalität, mit welcher er sich nach dem ästhetischen Heidenthum und seinen sittlichen Grundlagen sehnte, war selbst eine Entzweiung mit seiner ersten Jugendzeit. Was Großes und Schönes zuerst den Knaben ahndungsvoll und im freien Bildungstriebe ergriffen und beseelt hat, das soll dem Jüngling und dem Manne nie verlornes Gut werden, sondern befruchtende Keime für naturwüchsige, frucht- und segenbare Entfaltung. Mit wie großer Begeisterung Schiller als Knabe und heranwachsender Jüngling in seiner Bibel las, wie diese und Klopstocks Messias und Oden seine Dichtungsschwingen hoben, ist bekannt; aber eine so reine, für ästhetische und sittliche Ideale so empfängliche und von diesen erfüllte Natur hätte trotz des einige Jahre dauernden Druckes äußerlicher Lebensverhältnisse Elasticität genug bewahren müssen, um durch Festhaltung und weitere Einbildung des geistig Verwandten sich selbst treu zu bleiben und den Dichter und den Menschen auch nicht für den kurzen Zeitraum weniger Jahre in den Zwiespalt mit sich selbst, mit den größten Geistern der Neuzeit und mit dem unverwüstlichen Gute seiner Nation, mit dem Christenthum, zu versetzen. Schon längst war die christliche Kirche, wie mit den schönen Künsten überhaupt, so besonders mit der Poesie in einen Bund ein-

gegangen, welcher alle Tiefen und Höhen des Geistes, alle Stimmungen der Seele und jegliche edlere Bedürfnisse des Daseins und der menschlichen Bestimmung umfaßte; und wenn auch dem Dichter, vielleicht unter dem Einflusse des herrschenden Zeitgeistes, der frühere Glaube an die Geheimnisse des Christenthums abhanden gekommen war, sein ästhetisches Bedürfniß würde schon damals reichere Befriedigung in der künstlerischen Welt der Neuzeit, als in dem Glauben, in den Gestalten und Formen des Alterthums, deren von ihm nicht verstandener Geist ihm nur wesenlose Schemen heraufführen konnte, gefunden haben. Wollte oder konnte aber der Dichter nicht jenseit der Alpen und Pyrenäen aus jenem Bunde wie aus einer Quelle der Belehrung und Begeisterung schöpfen, diesseits, auf nationalem Boden, boten Denkmale der Poesie und der Kunst aus der schönsten Blüthezeit früherer Jahrhunderte eine Welt eben so sehr der heitersten Spiele der Phantasie als des erhabensten Ernstes dar; und in der Gegenwart konnte der Dichter, mit welchem Schiller die größte elegisch-musikalische Verwandtschaft hatte, konnte der von ihm verehrte Klopstock, das Vorbild seiner ersten Jugendzeit, ein würdiges Vorbild und Muster sein von der Vermählung christlicher Anschauungen und Gefühle mit der Poesie und dieser mit ihrer nächsten Schwester, mit der Musik. Wie diese Vermählung in mehreren, alle höhere Empfindungen, erhabenes, himmlisches Wonnegefühl athmenden Hymnen des Dichters vollzogen wird, so vorzüglich in der Hymne: „Die Chöre“:

. . . . . . . . . . . O, es weiß der
Nicht, was es ist, sich verlieren in der Wonne!
Wer die Religion, begleitet
Von der geweihten Musik
  Und von des Psalms heiligem Flug, nicht gefühlt hat,
Sanft nicht gebebt, wenn die Schaaren in dem Tempel
Feiernd sangen! und, ward dies Meer still,
Chöre vom Himmel herab!“ . . . . .

In der That! Der Dichter Schiller wäre nicht der Liebling des deutschen Publicums geworden, wenn der Standpunct seiner Weltansicht vom Jahr 1788 nicht in den folgenden Jahren ein von ihm überwundener geworden wäre; denn in welches Verhältniß jenes sich

zum Christenthum stellen mag, der größere und bessere Theil will immerhin in einer christlichen Atmosphäre athmen; gestand doch selbst Goethe in dem letzten Abschnitte seines Lebens in Eckermanns Gesprächen, daß, wenn auch die geistige Cultur immer fortschreiten, die Naturwissenschaften in immer breiterer Ausdehnung und Tiefe wachsen und der menschliche Geist sich erweitern möge, wie er wolle, über die Hoheit und sittliche Cultur des Christenthums dieser nicht hinauskommen werde.

In derselben Zeit, da Wielands Götterbote seines jungen Freundes Götter auf den großen öffentlichen Markt brachte, erschien in Boie's Museum ein „Atheniensisches Gespräch", eine kleine dialogische Abhandlung von Stolberg, in welcher Ariston und Euripides das Wort führen über den Werth und die Würde der Poesie und über das Verhältniß dieser zur Philosophie [1]). Der letztere hebt hervor, daß der wahre Philosoph und der wahre Dichter nach Einem Ziele streben. „Wenn der Dichter", sagt jener, „nicht oft die Pfade des Philosophen betritt, so irret er, zwischen Myrten vielleicht und blühenden Granaten, aber er irret umher. Höret nie der Philosoph die Flügel der nahen Poesie rauschen, so erhebt er sich nicht zur Höhe des Heiligthums. Der Mann, auf welchen die Sophisten stolz sind, der feingrübelnde Haarspalter der Ideen, Prodikos, war vielleicht nur einmal wirklich weise. Und da war er nicht Sophist, da war er Philosoph und Dichter zugleich. Als er hohe Weisheit in das schöne Gewand der Fabel einhüllte, und uns den Herkules zeigte auf dem Scheidepfad zwischen der Tugend und der Wollust" .....

Als bald darauf Graf Stolberg mit dem Gedichte Schillers bekannt wurde, trat er von neuem im deutschen Museum auf, um den Kampf für die Würde der Poesie fortzusetzen; diesesmal aber nicht gegen athenische und moderne Sophisten, sondern gegen eine Dichtung, durch welche er die Würde der Poesie und zugleich die Würde und Wahrheit des Christenthums öffentlich angegriffen glaubte. Stolberg, dessen steter Grundsatz war, daß über das Innere des Menschen nur Gott, nicht auch dem Menschen zu richten gebühre, trat hier nicht mit ein-

[1]) Dieses Gespräch und die Gedanken über Schillers Gedicht »die Götter Griechenlands« befinden sich am Ende des 10. Bds. S. W.

seitigem Zeloteneifer auf, dem jegliches phantasiereiche Verweilen in der Hellenenwelt als eine moralische Verirrung erscheint. Schillers Rundgesang: die Freude, gesteht er, habe ihn bis zu Wonnethränen gerührt, und doch haben die Götter und das Elysium ihren Antheil an jenem; ja den christlichen Dichter und den Menschen Stolberg wiegte und säugte damals noch wie früher, — und immerfort sein Leben hindurch, — Hellas auf mildem Schooß, erhellte ihm das Auge und führte ihn unter Bäume, die immer Duft und Kühlung wehn, an Blüthen und goldnen Früchten reich [1]. — „Blühende Fictionen", sagt er u. A., „sind süße Morgenträume der Seele, aber die Wahrheit ist ihr wahres Leben..... Poesie, welche nicht der Wahrheit gewidmet ist, schimmert, ohne zu wärmen. Bethörte laufen dem hüpfenden Irrwische nach; er erlischt und läßt sie im Sumpfe. — Poesie, welche die Wahrheit anfeindet, mag als Dichtkunst bewundern, wer da will; ich habe immer zu groß von der Poesie gedacht, um sie für Tausendkünstelei zu halten, um zu glauben, daß sie nach einer Bewunderung streben könne, zu welcher sich Verachtung und Abscheu gesellen. Die Künste sind mit Jahrhunderten gestiegen; der erste Aufflug der noch jungen Poesie erhub sich so hoch, als auf ihren Flügeln der Mensch sich erheben kann. In Psalmen und Hymnen erhub sich der Geist zu seinem Urheber. Dichter waren der Gegenstand der bewundernden Ehrfurcht, ehe man sich einfallen ließ, daß sie etwas anders, als die Gottheit besingen könnten. Höher kann uns kein Gedanke erheben, als zu Ihr. Nichts kann uns mit reinerer Liebe erfüllen, als Sie; und als man fand, daß Sie nicht der einzige Gegenstand der Poesie wäre, blieb man darin Einer Meinung, daß Sie ihr würdigster, erhabenster, eigentlichster Gegenstand wäre.... Der Vertheidiger von den Göttern Griechenlands müßte die Menschen dieser Nation sehr wenig gekannt haben, wenn er Folgendes im Ernste glaubte:

„Sanfter war, da Hymen es noch knüpfte,
Heiliger der Herzen ew'ges Band."

Vermeßner noch als andere Klagen ist diese, welche den Untergang der Vielgötterei beklagt:

---

[1]) S.-W. III, 15.

„Alle jene Blüthen sind gefallen
Von des Nordes winterlichem Wehn;
Einen zu bereichern unter allen,
Mußte diese Götterwelt vergehn.“

„Man wird vielleicht sagen, daß ein Spiel der Phantasie nicht so strenge geprüft werden dürfe. Aber Spiele der Phantasie ohne den belebenden Geist einer ernsten Empfindung sind eines Dichters, wie Schiller ist, nicht würdig. Auch ist dieser Geist nur zu sichtbar. Ein Geist aber, welcher gegen Gott lästert, ist kein guter Geist. . . . Ich sehe wohl das poetische Verdienst dieses Gedichtes ein, aber der wahren Poesie letzter Zweck ist nicht sie selbst.“ . . . .

„Wenn ich auch“ — sagt Stolberg gegen das Ende der beurtheilenden Abhandlung — „Schillers Rundgesang auf die Freude nie gelesen hätte, so würde ich doch gewiß sein, daß ein Mann von seiner glühenden Empfindung Momente müsse gehabt haben, sel'ge Momente, in welchen seine Seele dahinschmolz bei der Empfindung des Allgegenwärtigen, Alliebenden.

„Die Vorstellungen, welche unsere Religion uns von dem Gott macht, der sich Vater nennt; der seine Liebe zu uns mit der Liebe einer Mutter vergleicht, und mehr als Mutterliebe verheißt; von dem Sohne Gottes, welcher unser Bruder wird, sichtbar und brüderlich unter Menschen wandelt, das Wesen der Gottheit, welche sich schon einem Volke seit einigen Tausend Jahren offenbart hatte, noch viel mehr enthüllet, für die Menschen lebt und für die Menschen stirbt, uns eine Sittenlehre schenkt, gegen welche alle Sittenlehren nichts sind, weil die Seinige viel heiliger ist, viel menschlicher, und allein sich auf Liebe zu Gott und den Menschen gründet; die Lehre der Unsterblichkeit an's Licht bringt, sie durch seine Auferstehung, welche uns den Zweck seines Lebens und Todes entsiegelt, bestätigt; diese Vorstellungen, sag' ich, welche alle die innigsten und erhabensten Beziehungen auf unsre Vervollkommnung und auf unsre Glückseligkeit haben, müßten ihm, auch wenn er das Unglück hätte, nicht daran zu glauben, doch wohl edler und wohlthätiger scheinen, als die Spiele der griechischen Phantasie, deren Götterlehre die gröbste Abgötterei mit dem traurigsten Aberglauben verband.“ . . . . .

Schiller hat selbst in der spätern Ueberarbeitung des Gedichtes die Macht und die Herrlichkeit des Olympos und seiner Götter auf ein geringeres Maaß herabgesetzt und mehreres dem christlichen Bewußtsein zu sehr Widersprechendes zu mildern gesucht; in seinen Xenien aber aus dem Jahre 1797 schoß er den Pfeil, um seinen ehemaligen Gegner zu verwunden, gegen dessen Jamben, ritzte aber diese nicht einmal, wie Niebuhr in den Lebensnachrichten sagt. Gegen die Götter Griechenlands erhoben damals neben Stolberg noch andere weniger bedeutende Männer ihre Stimme. Auch in spätern Zeiten war das Urtheil über diese Dichtung vielfach der Probirstein für die Geneigtheit zur Anerkennung der christlichen Heilslehre oder für die Abneigung gegen diese und gegen die auf ihr zu gründende christliche Culturentwicklung. Selbst in der neuesten Zeit rief die Abhandlung von Dr. Röpe im Michaelis-Programm der Realschule des Johanneums zu Hamburg vom Jahre 1853: „Schillers Götter Griechenlands, ein Zeugniß für die gute Sache des Christenthums“, einen litterärischen Streit hervor, der an die zwistigen Kanzelreden des Pastors Goeze und Alberti an der St. Katharinenkirche im vorigen Jahrhunderte erinnerte, und desto unerbaulicher war, in je schrofferen Gegensätzen derselbe geführt ward, und desto widerwärtiger, da der, welcher die Losung zu ihm gegeben, mit den Seinigen eine Stellung in der Mitte nahm, welche den Freund vom Feinde zu unterscheiden unmöglich machte. Dr. Röpe's Schrift erweckte Gegner, weil sie zu beweisen suchte, daß Schiller in den Göttern Griechenlands ein Zeugniß für die Wahrheit des Christenthums gegeben und als Dichter derselben, freilich ohne sich dessen bewußt zu sein, auf dem Boden des ächten Christenthums gestanden habe. Traten die Einen wider ihn in die Schranken als wider einen von der thörichten Absicht Befangenen, irgendwie einem Dichter gegenüber die Sache des Christenthums zu vertreten, so wiesen die Andern auf die Nothwendigkeit hin, dieses Gott geweihte Gebiet zu beschützen gegen unchristliche Eindringlinge, als deren Einer hier Schiller erscheine. Wohl kann man Dr. Röpe, dem Manne der Mitte, einräumen, „daß Schiller ohne Zweifel im Evangelium Befriedigung und Trost gefunden haben würde, falls er die handgreiflich einfache Lehre von Jesus Christus, Gottes Sohne, gekannt hätte“, — aber wir setzen hinzu: und an den nicht

handgreiflich einfachen Theil seiner Lehre, an den übernatürlichen, geglaubt hätte. Der Verfasser scheint irriger Weise für sich und Andere die Ansicht in Anspruch zu nehmen, daß die dunkle Sehnsucht nach einem persönlichen Gotte und nach einem durch Christum vermittelten Offenbarungsglauben dieser Glaube selbst sei, da er doch nur der Anfang desselben ist; sonst würde die Behauptung, Schiller habe, ohne sich dessen bewußt zu sein, auf dem Boden des ächten Christenthums gestanden, bei ihm keinen Raum gewonnen haben. Dieses ist kein Gegenstand kaleidoskopischen Schauens und Selbstbespiegelns. Zu verwundern ist, daß Herr Pabst, da er doch bei der Beurtheilung der Röpe'schen Schrift zu Stolberg steht, an der neutralen Schlaffheit derselben, mehr als man erwarten durfte, sich betheiligte. —

Kehren wir zu den äußern Lebensverhältnissen des Grafen Stolberg zurück!

Dem Wiedererwachen der Natur und den Freuden des Frühlings konnte er in diesem Jahre nicht mit dem frohsinnigen Herzen früherer Jahre entgegen sich sehnen. Wohl rief er im April seinem Freunde von Halem, welcher einen nahen Besuch angekündigt und Fr. Hemsterhuys' neueste Dichtung, „Alexis oder das goldene Zeitalter", ihm zugeschickt hatte, ein herzliches Willkommensein im jungen Grün und zum Gesange der Nachtigall zu Neuenburg zu; wohl räumt' er mit anerkennendem Danke der poetischen Erinnerung an Neuenburg, die sich dem Freunde bei der Lesung des Alexis aufgedrungen, ihre natürliche Berechtigung ein, jedoch so, daß er Einen Vorzug vor Alexis' goldenem Zeitalter für sich in Anspruch nehme, den lieben Mond, dessen Verbannung aus seiner glücklichen Welt ihm allein mißfallen habe; — aber nicht Freundes Besuch und traulicher Mondesschimmer, noch Frühlingserscheinungen gewährten Stolberg und seiner Agnes die sonst gewohnten und nun ersehnten Freuden und das stärkende Labsal. Er hatte schon im Februar sich einen von Gicht Mürben genannt, welche die Führung der Hand dem Schreibenden erschwere, und der Wöchnerin war nach anfänglich leichter Entbindung andauernde Schwäche zurückgeblieben. Stolberg schrieb den 6. Mai dem geschiedenen Gaste: „Sie sollen noch herzlichen Dank für Ihren lieben Besuch haben. . . . Ich empfinde die sanften Einflüsse der mildern Luft, ohne doch das

herzstärkende Gefühl der Genesung so ganz zu fühlen. Es thut mir wehe, daß Sie uns krank und untauglich fanden. Lassen Sie sich den Gedanken, daß der kranke Freund Ihrer desto mehr bedurfte, über die Ungenießbarkeit dieses kranken Freundes trösten." — Entbindung von Amtsgeschäften auf einige Monate und stärkende Reise waren geboten. Die Sommermonate brachte Stolberg mit seiner Familie zunächst in Holstein zu, wo er den im Frühjahr nach Kopenhagen gereisten Bruder zurück erwartete, kam, von Klopstock begleitet, auch nach Eutin, wo er einige Tage am Hoflager seines Herrn, des Fürstbischofs, weilte und trauliche Stunden mit Voß wieder erneuete, und wiederholte mit Agnes von hier die Reisefahrt des Jahres 1784 nach Kopenhagen, zu den geliebten Ihrigen. Hier fanden vor Allen sie wieder ihre Bernstorff, Schimmelmann und Reventlow, hier gedachte Friedrich Leopold in Wehmuth wiederum der in dem schönen Eilande mit dem Bruder, mit den Geschwistern, mit Klopstock und seinen Freunden erlebten Jugendfreuden, aber auch der unvergeßlichen, hingeschiedenen Seinen. Ueber Eutin ward die Rückkehr später angetreten. — Im Kreise des Amtes und der Familie wurden die Fäden des gewohnten Wirkens und Waltens wiederum angeknüpft und weitergesponnen. Zwei Söhnchen und zwei Töchterchen gaben der Stille des Hauses und Hofes regeres Leben, erregten in den Eltern erhöhtes Lebensgefühl und einschmeichelnde Hoffnung des wachsenden Glückes kommender Jahre und schlangen das Band der Liebe um Stolberg und Agnes noch inniger und fester. Aber selbst in den von hoher Lust und Freude gestimmten Tagen und Stunden vergaßen sie nie, im wechselnden Gespräche die Saiten der Empfindung für eine höhere Welt zu stimmen, jetzt um so weniger, da ihnen die zurückgelegte Reise, welche wiederum so viele Wechselbilder des Lebens ihnen vorgeführt, und der nahende Winter und die hinsterbende Natur ein Bild des flüchtigen Daseins waren: und Stolberg selbst sollte bald in seiner nächsten Nähe inne werden, daß zwischen den Jahren der aufstrebenden Jugend und des einsinkenden Alters den Menschen, wie zwischen den beiden Dämmerungen, ein kurzer Wintertag des Lebens scheine. — Fünf Jahre früher, kurz vor der ersten Entbindung seiner Agnes, sang er in der Ode an sie [1]):

---

[1]) S. W. I, 353.

Strophe VII. „So fliehn die Jahre, Weib, und es trennet uns
Ein Jahr dereinst, es lächelt im Lenzgewand
Vielleicht uns beiden, und der eine
Weinet im Sommer am Grab des andern.
VIII. Ich müsse weinen, Agnes, bei Deinem Grab!
Es wird mir Trost sein, daß Du um mich nicht weinst,
Daß mein der Jammer ward, und daß Du
Weinen mich siehst aus des Himmels Lauben;
IX. Und daß von vielen Kindern die jüngste Dir
Sei gleich geworden, liebend wie Du, wie Du
Voll reiner Unschuld, um die Mutter
Weinend, wie Du um die Mutter weintest.
X. Du weinest? Sieh, ich küsse die Thräne Dir
Vom schönen Auge; weine, Geliebte, nicht!
Wie klopft Dein Herz! Ach, unsers Erstlings
Schone, der unter dem Herzen schlummert!"

Nur zu früh ward Stolberg der gewünschte Trost beschieden, welchen eine der gefeierten Töchter des Himmels, die von Kindheit an oft ihn besuchten, die Hoffnung, der Erinnerung Schwester, oft und leise ihm in die weite Zukunft schob [1]), nun aber plötzlich ihn verließ und die Schwester jammervoll zurückließ. Das höchste Erdengut, das der Himmel ihm geliehen, nahm er von ihm wieder zurück. Nach kurzer, leicht scheinender Krankheit schlummerte den 15. November seine Agnes hinüber. — „Ich stand", schrieb er an Ebert, „vor meiner Agnes, hing mit Freude und Liebe über ihrem süßen Angesicht, wähnte, sie schliefe! Sie war todt!" — Und im etwas spätern Briefe: „Auf Freuden dieses Lebens Verzicht zu thun, wird mir nun nicht schwer, da meine Agnes, der Inbegriff meiner irdischen Seligkeit, mich verlassen hat. Ich werde sie wiedersehen! ....." Am 21. November theilte der Leidträger dem H. v. Halem mit: „Ich danke Ihnen von Herzen für die Versicherung von Ihrem lebhaften Antheil an dem größten Schmerz, welcher mich treffen konnte. Was einem Sterblichen eine Sterbliche sein kann, das war mir meine Agnes; ich fühle das bessere

[1]) S. W. I, 360.

Theil meines Selbst von mir abgerissen, das andere Theil wird mit dem Leben verbluten. Der Alliebende hat die schöne, reine, an ihm hangende Seele freundlich zu sich genommen, und wird mich einst mit ihr vereinigen. .....“ Auf den Flügeln der Eile flog der tieferschütterte Bruder von Tremsbüttel zum Bruder, um an seiner Brust mit ihm den ersten Gram zu verweinen. „Ich bin hingeflogen zu meinem armen Bruder“, schrieb der Graf Christian an Ebert. „Sagen Sie sich, welches Wiedersehen das war! Sein Schmerz ist unendlich wie sein Verlust; aber sanft und fromm ist er, wie die Seele unsrer Agnes war. Ein Wunder Gottes ist es, daß er diesen fürchterlichsten aller Schrecken ertragen hat. — Ich verlasse meinen Bruder, der des Trostes so bedarf, weder Nacht noch Tag. .....“ Der Tiefgebeugte suchte beim Durchlauchten Herzog und Fürstbischof einen Urlaub an und reiste vom verödeten Neuenburg mit dem Bruder und den beiden ältern Agneskindern nach Tremsbüttel. Der Ausdruck der innigsten Theilnahme an seinem Verluste, an seinem Schmerze folgte ihm bald von allen Jenen nach, welche ihn und die selig Hingeschiedene kannten. Der alte und treue Verehrer der Stolbergschen Familie, der genannte Ebert, welcher beim Tode seines und Stolbergs Freundes, des Andr. Cramer, im Jahre 1788 die Trauerleier für immer weggelegt zu haben glaubte, Ebert, welchem im Jahre 1782 bei der Vermählung Stolbergs mit seiner Agnes die Muse die freudetönende Leier gestimmt hatte, ergriff noch einmal jene wieder im Anfange des Jahres 1789 [1]) und ergoß in einer eben so umfangreichen als innig gefühlten elegischen Epistel seinen und seines Freundes Harm und Trost:

. . . . . . . . . . . . . . . .

„Zwar schien des zarten Baues feiner Stoff
Für dieser Erde rauhes Klima nicht
Gemacht zu sein; zwar zitterten wir oft,
Sie möcht' aus Deinem Arm, so fest er sie
Umschlungen hielt, so fest sie Dich umschlang,
So froh sie auch in diesem Himmel war,
In den verwandten Aether viel zu bald

---

[1]) Eberts Episteln, S. 345 bis 360 mit den Anmerkungen.

Verduften; — mitten in der Trunkenheit
Der Liebe zittertest Du selber oft.
Allein die Hoffnung war auch dann
Dir tröstend nah'; — und ach, sie täuschte Dich!
Ja, in den letzten Stunden lispelte
Der Hoffnung süße Stimme Dir noch zu:
Sie wird genesen! — Ach, sie täuschte Dich!

. . . . . . . . . . . . . .

Der Mund, aus dem mit anmuthvollem Laut
Das weiblichste der Weiberherzen stets
Zum männlichsten der Männerherzen sprach,
Und oft im Wettstreit mit der Nachtigall,
Und oft von ihr behorcht, ein Lied von Dir,
Von Deinem Hölty, unserm Klopstock sang, —
Der Mund ist nun auf immer Dir verstummt!
Auf dieser Wange sah Dein froher Blick
Noch jüngst der Lieb' und Jugend Rosen blühn,
Und die, womit die Freude sie bestreut,
Da Ihr das Fest begingt, an dem Dich Gott
Für Agnes einst geboren werden ließ." .....

„Wer je durch den Tod von dem, was er am meisten liebte, getrennt, wem die Welt verödet ward, ihm aber der mächtige Trost des ewigen Lebens blieb, zu welchem er den Geliebten oder die Geliebte seiner Seel' auf Flügeln der Liebe Gottes sich erheben sah, mit ihm gleich gesinnt war, daher mit demüthiger Hoffnung der Wiedervereinigung entgegen sieht, dessen Herz ist mit Wehmuth erfüllt, aber nicht mit starrem Schmerz; denn selbst die kränkende Vorstellung, den Geliebten manchesmal betrübt, ihn manchesmal mißverstanden oder vernachlässiget, sich seines Umgangs nicht mit immer gleicher Innigkeit gefreut zu haben, wird gesänftiget durch Erinnerungen andrer Stunden, die ihn freundlicher heimsuchen, Stunden, in welchen Seelen sich auf ewig vereinigt fühlen, weil vereinigt in Liebe zum Urquell des Schönen und der Liebe. Solche Erinnerungen lösen die Wehmuth in lautre Sehnsucht auf, und vergegenwärtigen, nicht täuschend, den Geliebten, der voranging, dem Geliebten, der zurückblieb, dem jener in kräftiger

Würkung anizt näher ist, als ehmals, da auch ihn die irdische Hülle noch umgab. Auch findet der Sehnende Trost darin, sich vom Freunde zu unterhalten mit denen, die ihn liebten, und die ihm durch gemeinschaftliche Sehnsucht desto werther geworden sind; kann er seine Hülfe, seine Pflege, seine Sorgfalt für ihr ewiges Heil solchen erweisen, die dem Geliebten am Herzen lagen, so wird es ihm süße und heilige Pflicht, bei deren Uebung er auf seine nunmehr vermögende Fürbitte rechnet." In dieser Stelle des sechsten Bandes seiner Geschichte der Religion Jesu Christi zeichnet der Graf Stolberg ein Situationsgemälde eines vom Dahinscheiden einer geliebten Person ergriffenen Gemüthes, um dem, welchem eine solche Erfahrung ward, ein, obgleich schwaches, Bild zu geben von dem, was die Apostel des Sohnes Gottes empfanden, als Er von ihnen dahinscheidend zu Seinem Vater aufgefahren war. Er nahm ohne Zweifel die einzelnen Züge des Gemäldes aus dem Innern seiner eigenen Seelenerfahrungen, welche an einer Reihe von ungefähr 20 Jahren zu ihrer Quelle in einer Zeit zurückgingen, in der die Fürsehung ihn mit äußern und innern Gütern reichlich gesegnet hatte, und bewährte dadurch, daß edlen Seelen eine wahre und warme Empfindung ein geistiges Besitzthum für immer bleibt. Damals aber, als die frische Wunde des Verlustes tief in's Leben schnitt, mußt' er noch einige Zeit kämpfen, um den verzehrenden Gram zu überwinden, das Leben wieder dem Leben zuzuwenden, und der beruhigenden Ueberzeugung Raum und Kraft zu gewähren, daß wir nach Gottes Willen im Leben auf Wechsel gefaßt sein müssen, um der größern und steten Vereinigung entgegen zu reifen. Seinen starrenden Gram schmeidigte allmälig die Sehnsucht zur Himmlischen, und der Strom der Empfindung fand milderndes Maaß in der Gestaltung und in den Maaßen der lyrischen Dichtung, welche Wehmuth und Sehnsucht athmete.

In der Ode: „Die Bitte", klagt er:

Strophe IV. „Ach, an dem Ziele harret mein im Kranze
Ewig duftender Wonne meine Agnes!
Und die Liebevollste der Liebevollen
Liebt mich im Himmel!

V. Schwebet herab vielleicht zu mir und lächelt,
Wenn dem Einsamen hold ihr Traumbild lächelt,
Bildet süße Täuschungen, lockt aus welkem
Auge mir Thränen. . . . .

VII. „Liebst Du mich mehr als Ihn?" so fragte warnend,
Als sie lebte, die Holde! Denn sie liebte
Mehr als mich, Alliebender, Dich! der Weiber
Zärtlichste, mehr Dich!"

. . . . . . . . .

Und in der Ode: „Warnung" [1]):

Strophe VII. „Sinnend und freundlich, aus der Liebe Kunkel
Spann sie glänzende Faden meiner Wonne;
Und die Tage glitten im Strom des Lebens,
Wellchen auf Wellchen.

VIII. Wellchen auf Wellchen trieb den kleinen Nachen,
Wo selbander mit mir die Holde schwebte;
Blickt' ich seitwärts, siehe, so zeigten helle
Wellchen ihr Antlitz.

IX. Seliger war nicht Einer! — Doch vermaß sich
Manches Wunsches der Thor und spannte Segel
Manchem Lüftchen täuschender Hoffnung, spähte
Rechtshin und linkshin.

X. Siehe, da holte Gott in schnellem Wetter
Seine Agnes von ihm! — Nun steht er einsam
Auf der Scheiter, starret umher und rufet
Worte der Warnung." . . . . .

Jedoch trat in anderen Stunden dieser Zeit wieder der Kampf der starren, verzweiflungsvollen Empfindung und der mildernden Sehnsucht in Briefen an tröstende Freunde hervor: „Ich weiß", so schreibt er in einem derselben, „daß meine Agnes unaussprechlich selig ist; ich hoffe es zu werden. Wüßte ich, daß der Himmel die Liebenden nicht trennt, so würde ich ruhig, ich würde selig schon in der kurzen Nacht

---

[1]) S. W. II, 64 fgg., 67 fgg.

der Trennung sein. Ich hoffe, so sehr mein Herz hoffen kann; aber die Frage, welche hienieden Keiner auflöst, stößt mir den Dolch in die Seele. O, daß ich bald an ihm verblutete, und meine Agnes dem entfliehenden Geiste ihres Ewiggeliebten, Ewigliebenden, die Antwort zulächelte!" ..... Und etwas weiter: „Ich werde sie wiedersehen! Was bliebe denn unsterblich an mir, wenn diese Sehnsucht stürbe! Und mit dieser Sehnsucht ohne sie wäre ja der Himmel nicht Himmel! Ich werde sie wiedersehen!" .....

---

## Vierter Abschnitt.

**Stolberg königlich dänischer Gesandter in Berlin. Kriegsrath Scheffner. Nicolovius. Die französische Revolution. Die zweite Vermählung.**

Neuenburg, vor Kurzem die Stätte seines ganzen irdischen Glückes, konnte nun dem so tief Empfindenden nur der einsame Ort wehmüthiger Erinnerungen sein und nicht geeignet, die abgerissenen Fäden zu einer lebensfrohen und segensreichen Wirksamkeit wieder anzuknüpfen. Gottes Fürsehung hatte ihm einen neuen Weg bereitet, auf dem am sichersten der Harm besänftigt werden zu können schien, und welcher dem weitern Gange des Lebens die Gleise zum glücklichen Ziele des Daseins darbot. — Seit dem Februar 1788 hatten zugleich Rußland und Oesterreich den Türken den Krieg erklärt. Die bedrängte Pforte regte die Thätigkeit mehrerer Mächte zu ihrem Schutze und zur Erhaltung des europäischen Gleichgewichts gegen die Obmacht der beiden Großstaaten auf. Preußen schloß sich noch enger als vorher an England an, beide Mächte schlossen ein Schutzbündniß, dessen letztes Ziel aber Beistand der Pforte war. Der König von Schweden, Gustav III., vom Anfange seiner Regierung an immer vom feurigen Unternehmungsgeist entflammt, glaubte nun den Zeitpunct gefunden zu haben, sich durch einen kühnen Streich von dem drückenden Uebergewicht des Nachbarn zu befreien, er brach mit Rußland, fiel in Russisch-Finnland ein. Die Kaiserin Catharina II. nahm Dänemarks Hülfe gemäß dem Tractate

vom Jahre 1773 in Anspruch. Eine russisch-dänische Flotte bedrängte Gothenburg, die erste Stadt Schwedens nach Stockholm, von der Seeseite, ein dänisch-norwegensches Heer dieses von der Landseite. Daher die verwickelte Situation Dänemarks England und Preußen gegenüber. Der preußische Gesandte von Borke drohte in Kopenhagen mit einer Besetzung Holsteins, wenn nicht von der Belagerung Gothenburgs abgelassen würde. Daher schloß Dänemark mit Schweden einen Waffenstillstand, welcher, von Zeit zu Zeit verlängert, im Mai 1789 mit dem förmlichen Versprechen einer nicht weiteren Beunruhigung Schwedens endete. Andr. Bernstorff, der Leiter der auswärtigen Angelegenheiten, schlug seinen Schwager Fr. Leop. Stolberg für die Betrauung der schwebenden diplomatischen Angelegenheit am Berliner Hofe vor, welche Dänemarks Politik, so lange die übrigen kriegführenden Mächte den Kampf noch fortsetzten, als eine immerhin noch schwebende und zu keinem festen Abschluß gediehene betrachten mußte. Gegen den Anfang des Frühjahrs erhielt Stolberg, welcher in den ersten Monaten des Jahres abwechselnd bei seinem Bruder und bei seinen Freunden in Altona, dem in dieser Zeit hier sich aufhaltenden Grafen Friedrich und der Gräfin Julia Reventlow, lindernden Trost suchte, von Kopenhagen den Antrag der dänischen Gesandtschaft in Berlin. Am 9. März schrieb er an v. Halem: „Was sagen Sie dazu, daß Ihr zermalmter Freund noch Muth hat, den Antrag, als dänischer Gesandter nach Berlin zu gehen, anzunehmen? — Ach! dieser Muth strömt nicht mehr aus der Quelle; er wird wie ein Springbrunnen durch den Druck erpreßt. — Wie könnte ich nach Neuenburg zurückkehren, wo ich der glücklichste aller Menschen gewesen bin! — Ostern soll ich schon in Berlin sein. Meine Kinder und Käthchen werden mir folgen, sobald ich ein Haus eingerichtet habe, ich hoffe, in der Mitte des Sommers." ....... Während seines fünftägigen Aufenthalts in Eutin, vom 18. bis zum 22. März, erhielt er unter ehrenvoller Anerkennung seiner Verdienste von dem Fürstbischof die gesuchte Entlassung aus seinem Dienste und beim Abschiede für seinen sechsjährigen Sohn Ernst eine Domprähende. Eutin rief ihm tausend selige Erinnerungen bräutlicher und ehelicher Seligkeit zurück und in Thränen, in Gesprächen mit Voß von Vergangenem und Zukünftigem und in sinnendem Stillschweigen ward das Andenken an Agnes gefeiert. Den 23. März schrieb er von

Tremsbüttel aus an v. Halem, welcher dem Freunde den Beifall wegen der gewählten neuen staatsamtlichen Laufbahn nicht versagt hatte: ....... „Weder Leichtsinn noch Verzweiflung, aber tiefes Gefühl, daß ich nach dem Tode meiner Agnes in Neuenburg weder nützlich sein, noch auch den geringen Grad von äußerer Ruhe, dessen ich noch fähig bin, behalten könnte, führte mich auf eine neue Bahn. — Der stille Bach meines Lebens, auf welchem ich überselig im kleinen Nachen umherfuhr, ist versiegt, und mir bleibt nur das große Meer übrig, auf das ich mich, nicht aus Wahl der Neigung, aus Wahl der Nothwendigkeit wage. ..." — Kurz vor der Abreise nach Berlin, am 3. April, schrieb er von Altona aus an denselben: — — — „Wie herzlich willkommen mir Ihr Besuch in Berlin sein würde, brauche ich Ihnen nicht zu sagen. — Ich in Berlin! Ich komme mir dort vor wie Marius (die Größe des Mannes abgerechnet) unter den Trümmern von Carthago, in der Sandwüste Libyens. Wiewohl ich ein Flüchtling auf Erden bin, seitdem die freundliche Schutzheilige meinen Heerd verlassen, soll doch mein Haus frei bleiben vom kalten Zugwinde der Berliner. — Besuchen Sie mich immerhin, Sie werden mich finden unter den kleinen Trümmern meiner häuslichen, ehemals wonnevollen Existenz." .......

Der Gesandte Stolberg sah Berlin nicht zum ersten Mal; er kannt' es aus eigener Anschauung, mit seinem Bruder aus der Schweiz im Jahre 1775 zurückkehrend und später auf seiner Hinreise nach Petersburg und auf der Rückkehr, er kannte diesen Mittelpunct der von Friedrich II. gegründeten Großmacht, aber er wußte auch in jenem den Hauptsitz jener norddeutschen Gesetzgeber für die intellectuelle, ästhetische und religiöse Cultur, welche mit angemaßter Unfehlbarkeit das verdammende Richteramt ebensowohl über jede Regung des von den Fesseln der starren Verstandes-Regel und Vorschrift sich losreißenden dichterischen Genie's als über Jene fort und fort auszuüben geschäftig waren, welche in der Lehre des Christenthums etwas mehr als eine Befriedigung des Erdgeschmacks suchten und fanden. Der Graf Stolberg gehörte schon längst zu ihren offenen Gegnern und von dieser Seite mußte ihm, dem von der Würde des Menschen und seiner hohen Bestimmung so tief Durchdrungenen, der Aufenthalt in ihrer Nähe desto unerfreulicher sein, je näher und zahlreicher ihm beim Einblick

in das gesellige Leben, vorzüglich in das Leben der Familie, während seines längeren Weilens in der Hauptstadt die Früchte entgegentreten würden, die er wenigstens zum großen Theile als aus der Aussaat jener aufklärenden Menschenbeglücker hervorgegangene anzusehen berechtigt war. Schon im J. 1779 hatte J. Georg Forster in einem Briefe an Fr. H. Jacobi berichtet: — — — „So kam ich Ausgangs Januars nach Berlin und blieb da nur fünf Wochen. Ich hatte mich in meinen mitgebrachten Begriffen von dieser großen Stadt sehr geirrt. Ich fand das Aeußerliche viel schöner, das Innerliche viel schwärzer, als ich's mir gedacht hatte. Berlin ist gewiß eine der schönsten Städte in Europa. Aber die Einwohner! — Gastfreiheit und geschmackvoller Genuß des Lebens — ausgeartet in Ueppigkeit, Prasserei, ich möchte fast sagen Gefräßigkeit. Freie aufgeklärte Denkungsart — in freche Ausgelassenheit und zügellose Freigeisterei. Und dann die vernünftigen, klugen Geistlichen, die aus der Fülle ihrer Tugend und moralischen Vollkommenheit Religion von Unverstand säubern und dem gemeinen Menschenverstande ganz begreiflich machen wollen! Ich erwartete Männer von ganz außerordentlicher Art, reiner, edler, von Gott mit seinem hellen Licht erleuchtet, einfältig und demüthig — wie Kinder. Und siehe, da fand ich Menschen, wie andere; und was das ärgste war, ich fand den Stolz und Dünkel der Weisen und Schriftgelehrten. Ist's nicht also, daß die Weisen mit sehenden Augen nicht sehen und mit offenen Ohren nicht hören? — Die französische Akademie? Lassen Sie mich den Staub von meinen Füßen schütteln und weiter gehen! ..... Endlich ist mir's ärgerlich gewesen, daß Alles, bis auf die gescheidtsten, einsichtsvollsten Leute, den König vergöttert und so närrisch anbetet, daß selbst, was schlecht, falsch, unbillig oder wunderlich an ihm ist, schlechterdings als vortrefflich und übermenschlich pronirt werden muß. An das schöne Geschlecht mag ich dort gar nicht denken. War es je irgendwo allgemein verderbt, so ist's in Berlin, wo Eigenliebe, d. i. Coquetterie, zu Hause ist wie in Paris, wo der Ton der guten Gesellschaften auf eben solche fade, abgeschmackte Witzelei und Complimente und auf das unaufhörliche Ersinnen der sogenannten jolis riens gestimmt ist, wo gar nichts gedacht und, außer der größten Wollust, gar nichts gefühlt wird. — Und dies von dem fürstlichen Cirkel bis zum bürgerlichen herab. ..... Das sonderbarste ist, daß

die Berliner durchaus diese Biegsamkeit des Charakters — wodurch der Mensch so leicht zum Schurken und Spitzbuben wird — von einem Fremden fordern. Was Wunder also, daß Goethe dort so sehr allgemein mißfallen hat, und seinerseits mit der verdorbenen Brut so unzufrieden gewesen ist!" —

Als der Graf Stolberg nach Berlin kam, regierte Friedrichs Nachfolger, Friedrich Wilhelm II., im dritten Jahre. Der große Oheim hatte seiner Monarchie diejenige politische Größe gegeben, welche ihr im System der europäischen Staaten nothwendig war. Er war das erhabenste Muster strenger Pflichterfüllung auf dem Throne gewesen, doch nicht frei von großen Fehlern, die aber mit seiner Größe zusammenhingen. Mit der größten Energie seines calculatorischen Verstandes hatte er sich zu hoch über den Staat gestellt, um in ihm mehr als die Summe der Einzelnen zu erkennen, und mit einer genialen Einseitigkeit den Nachdruck auf die Macht der von ihm beherrschten Gegenwart gelegt, welche ihn das übersehen ließ, was einer glanzvollen Größe der Gegenwart eine dauerhafte Zukunft bewahrt. Der erhabene Maschinenmeister konnte trotz der lobpreisenden Dichter und der nachhinkenden Denkzwerge Berlins mit vollem menschlichen Dasein nicht in seiner Nation leben, die mehr als eine Generation auszufüllen bestimmt war. Ihm war jenes Bild entrückt, dessen Anblick ihm die Realität und die Grundformen der menschlichen Gesellschaft würde näher gebracht haben, und dessen Genuß seinem souverainen Herzen und Verstande durch die Empfindungen und Erlebnisse der von der Natur gebotenen persönlichen Wechselwirkungen und durch die Lösungen der innigsten Verwickelungen der Persönlichkeit die gründlichste Schule der Staatsregierung geworden wäre — das Bild und der Genuß der Familie, aus deren natürlicher Verfassung ja das Gesetz für die Familie aller Familien, für den Staat, für den Staat der Gegenwart und der Zukunft, geschöpft werden muß. Daher entgingen dem einsamen Cölibat seines Herzens alle jene höheren Regungen des menschlichen Daseins, deren Anhauch das todte Gesetz befruchtet und ihm größere Lebensfähigkeit und Lebensdauer verleiht und deren Geringschätzung allmälig im Staate ein wildes und gesetzloses Umhertreiben der innersten, heiligsten Stimmungen und Handlungen der menschlichen Natur neben dem bestgemeinten Staatsmechanismus und eine Verderbniß der Sitten desto

sicherer hervorruft, je tiefer ihre ersten Vertreter, die Frauen, es empfanden, daß dem besseren Theil ihrer natürlichen Bestimmung, welcher mit der weiblichen Intrigue nichts zu schaffen hat, selbst der mittelbare und unsichtbare Einfluß auf Gesetz und Staatswesen versagt sei. Die nothwendigen Folgen mußten nach dem Tode Friedrichs des Großen sichtbarer hervortreten. Seinem in voller Kraft noch fortbestehenden männlichen, also mechanischen Gesetze zum Trotze nahm das allzu lange eingezwängte Geschlecht im ersten Uebermuth der neuen Ungebundenheit ein Reich der sittlichen Willkür zu bauen für sich in Anspruch; und wenn damals mit Recht über die Sittenverderbniß in allen Hauptstädten Europa's vom Nordcap bis zum 36.° nördl. Br. geklagt ward, so mag es nicht Verwunderung erregen, wenn in den letzten Jahrzehnten in dieser Hinsicht Berlin unter jenen am meisten verschrieen war. Man hat diesen Ruf zu viel auf die Rechnung des Nachfolgers Friedrichs, auf seinen Neffen Friedrich Wilhelm II., gebracht. Nicht leicht, sagt ein Berliner [1]), ist ein Thronfolger mit so geheimer Freude und Lüsternheit empfangen, nicht leicht sind einem jungen Fürsten so viele Herzen entgegengebracht worden, wie Friedrich Wilhelm II., — so wie er denn auch vom Glücke Alles empfangen hatte, um die Empfindungen, deren Gegenstand er war, zu vergelten: die größte politische Bedeutung seiner Monarchie in Europa, einen Schatz, durchaus angemessen der Großmuth des Charakters, der ihn gebrauchen sollte, und dann noch über Alles in seiner Person die Anmuth, die Gestalt und die königliche Manier, welche dem Geschenke erst den höchsten Reiz mittheilt. Friedrich hatte Alles gethan für die politische Bedeutung seiner Monarchie; dem Nachfolger, menschlicher, mittheilender, für die Persönlichkeit des Lebens empfänglicher, als für den Calcul mit Maaßen, Gewichten und Rädern, ward die politische Bedeutung seiner Monarchie selbst nur ein Mittel, die persönlichen Antriebe seines Herzens zu befriedigen. — Wenn zwei Fürsten, die auf einander folgen, persönlich beurtheilt werden sollen, so muß man zuerst betrachten, was sie aus bloßer Reaction gegen einander waren, und wie die daraus hervorgehende Mannigfaltigkeit, ja Verschiedenheit — mag

---

[1]) Adam Müller in seinen Vorlesungen über Friedrich II., Seite 119 fgg. Vergl. überhaupt die siebente Vorlesung.

dem auch der Anschein, der augenblickliche, widersprechen — dem Staate immer zu Gute kommt, der nichts Einseitiges erträgt. Wenn Friedrich die Menschen zu entfernt von sich gehalten hatte, so zog Friedrich Wilhelm sie zu nahe an sich heran; wenn Friedrich außer sich selbst fast nur Sachen sah, die der Berechnung seines Genie's unterworfen werden konnten, so sah sein Nachfolger nur persönliche Motive; nach einer langen Herrschaft des reinen Verstandes bestieg die liberale, großmüthige und phantasiereiche Empfindung den Thron, mit welcher zu viel Hang nach dem Unsichtbaren und nur zu große Sehnsucht nach dem Unbegreiflichen, die nicht leicht allenthalben der Verirrung entgehen konnte, verbunden war. — Unter den Ministern, welche Friedrich der Große als schreibende Ausführer seiner Einsicht und seines königlichen Willens dem Nachfolger hinterlassen hatte, war Herzberg, der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, der bedeutendste. Mit ihm kam der Graf Stolberg als Gesandter in die nächste amtliche Berührung. Können wir auch nicht berichten über ihn, den Diplomaten, über seine Aufträge und ihre Ausführungen, der Charakter des beauftragenden Bernstorff und des beauftragten Schwagers bürgen für den Geist, welcher die Verhandlungen beseelte. Beide waren von dem Grundsatze geleitet, daß die Moral von der Politik auf die Dauer nicht ungestraft getrennt werden könne, daß die Gerechtigkeit der Ausgang und das Endziel, wie aller Privatangelegenheiten, so auch des öffentlichen Staats- und Völkerrechts sei und daß in allen Verhandlungen mit den anderen Mächten die Redlichkeit am leichtesten den Sieg gewinne, weil darauf die Schlauheit des Gegners am wenigsten gefaßt sei [1]). Näher als den Diplomaten fahren wir fort Stolberg als Menschen kennen zu lernen aus den Briefen an seine Freunde. — Die Muse vermochte dem Dichter während seines Aufenthalts in Berlin die Leier nicht zu stimmen, und kein Jahr war bis dahin so unfruchtbar an lyrischen Erzeugnissen gewesen als das Jahr 1789; ja erst mehrere Wochen nach seiner Ankunft vermocht' er Muße und Stimmung zu gewinnen für die Lectüre seiner Lieblinge, der Griechen. Außer dem Kreise seiner

---

[1]) Stolberg sagt in der Geschichte der Religion Jesu Christi I, 94: »Das Christenthum allein machte die Lehren der Gerechtigkeit außerhalb des Kreises der Gerichtsbarkeit gültig; dem Christenthum allein verdanken wir das Völkerrecht.«

diplomatischen Amtsgenossen, in welchen ihn seine Stellung führte, suchte und fand sein der Freundschaft so sehr bedürfendes Herz belebende Nahrung im Schooße einiger Familien, zunächst in der Familie des bejahrten Propstes Spalding, den er schon früher kennen und achten gelernt, und von welchem er schon vor drei Jahren an einen Freund, dem er Grüße an ihn als den einzigen in Berlin bekannten grußwerthen Menschen nach Mendelssohns Tode zu überbringen auftrug, geschrieben, daß er alle Vortheile der Jugend, des männlichen und hohen Alters im Brennpuncte des Geistes und des Herzens concentrire. Erheiternde Stunden und geistigen Genuß gewährte ihm auch der Besuch des Reichardtschen Hauses, nicht nur wegen der ausgezeichneten Persönlichkeit des ihm schon früher bekannten und befreundeten Wirthes, sondern auch wegen der Beziehungen, in denen der überall Gekannte mit fürstlichen Personen, mit den hervorragendsten Männern der höheren Stände und mit Schriftstellern seiner Zeit stand, welche größern Theils auch Stolbergs Freunde waren. Der Königsberger Reichardt (1751—1814) besaß neben seinem großen theoretischen und practischen Künstlertalent eine vielseitige Geistesbildung, wie sie wohl nie einem Meister der Tonkunst zu Theil geworden ist. Mit seinem Landsmann Hamann blieb er immerfort in lebhaftem schriftlichen Verkehr und dieser fand auf seiner Reise von Königsberg nach Münster im Jahre 1787, von den Mühseligkeiten derselben angegriffen und erkrankend, in der Familie seines Freundes zu Berlin die zärtlichste Freundschaft und Pflege [1]). Schon auf seiner früheren Reise in Deutschland im Jahre 1773 und 1774 pflegte Reichardt in Hamburg häufigen Umgang mit Klopstock und dem nahen Claudius und wurde den bedeutenden Holsteinern bekannt — später gingen engere und zugleich weitere Verbindungen aus diesem Aufenthalt hervor —; mit Herder und Goethe stand er in langer vertrauter Verbindung und für seinen Freund Lavater hat er mehr als einmal die Waffe geführt. Als Wittwer heirathete er 1783 die Wittwe des Dichters Dr. Hensler des Jüngeren, die Tochter des Pastors Alberti in Hamburg, und ward so verschwägert mit Tieck und Nik. Möller; später zählt' er zu seinen Schwiegersöhnen Steffens und Carl v. Raumer.

---

[1]) Gildemeister, Hamanns Leben und Schriften III, 324 fg., wo zugleich ein ansprechendes Bild der zahlreichen Familie dargeboten wird.

Als der Graf Stolberg den geselligen Kreis des Reichardtschen Hauses besuchte, war dieser Capellmeister und Director des königlichen Orchesters und zog als solcher die größten Künstler nach Berlin. Bei Reichardt lernte Stolberg einen neuen Freund kennen, den geistreichen Kriegsrath J. Georg Scheffner aus Königsberg, geboren im Jahre 1736. Dieser hatte nach Vollendung seiner juristischen Studien drei Jahre die Stelle eines Privatsecretärs bei dem damals in Königsberg lebenden Herzog Carl von Holstein-Beck bekleidet, als er zur Zeit des siebenjährigen Krieges als Fähnrich in die Kriegsdienste seines Vaterlandes trat. Nach verlassenem Kriegsdienste trat er 1765 als Secretär bei der Königsbergschen Kammer ein und wurde zwei Jahre darauf als Kriegs- und Steuerrath nach Gumbinnen versetzt, aber schon 1770 zur Kammer in Königsberg zurückberufen. Seine unerschütterliche Wahrheitsliebe und sein redlicher Diensteifer bereiteten ihm allmälig im Collegium eine Stellung, die er nicht ertragen wollte; er nahm im Jahre 1775 seinen Abschied. Vertraut mit der Litteratur der Alten und der der neuern Völker, war Scheffner ein sinniger Beobachter und Beurtheiler der deutschen Schriftsteller seiner Zeit. Mit den bedeutendsten Gelehrten, Staatsmännern und gebildeten Offizieren pflegte er Umgang und Briefwechsel und selbst seine schriftstellerische Thätigkeit auf dem Gebiete der Poesie und Prosa fand bei seinen Zeitgenossen große Anerkennung. Wo er auf dem Lande sich aufhielt, suchte er den Landmann und seine Beschäftigung zu heben und zu veredeln durch Rath, Beispiel und selbst durch Geldopfer, wie dieses namentlich in Stolzenberg bei Danzig der Fall war, wo er mehrere Jahre sein kleines Gut verwaltete und von woher seine gemeinnützige Wirksamkeit besonders auf eine Verbesserung des Landschulwesens in der Nähe und Ferne gerichtet war. In Königsberg zählte er zu seinen Freunden vorzüglich Kraus, Kant, Hamann und Hippel, dessen Lebensläufe und Werk über die Ehe irriger, aber von Scheffner nicht veranlaßter Weise vielfach diesem beigelegt wurden. Nach Hippels Tode überzeugte sich Scheffner bei der Durchsicht seiner Papiere von der vielbestrittenen Alleinautorschaft seiner Schriften, überzeugte sich aber auch von der ihm erheuchelten Freundschaft, seiner zweideutigen Religiösität, seinem Triebe nach Ruhmsucht und Gelderwerb und daß Hamanns in der letzten Zeit über seinen Charakter gefaßter Verdacht ein wohlbegründeter gewesen sei. Den letzten Abschnitt

seines Lebens verlebte Scheffner in seiner Vaterstadt und ward hier während der Anwesenheit des königlichen Hofes in den Jahren 1807, 1808 und 1809 mit besonderer Achtung und ausgezeichnetem Vertrauen von der Königin und ihrer Schwester, der Prinzessin Solms, behandelt und für den Unterricht und die Erziehung des Kronprinzen seine Einsicht vor Allen in Anspruch genommen [1]). Der Hochbejahrte vollendete seine Lebensbeschreibung im Jahre 1816, welche im Jahre 1823, drei Jahre nach seinem Tode, herausgegeben wurde. —

Im Sommer 1789 hatte Scheffner seine dritte Reise nach Berlin gemacht, wo er während seines Aufenthalts von mehreren Monaten bei seinem Freunde und Landsmann Reichardt mit dem Grafen Stolberg bekannt wurde. Er erzählt in seiner Selbstbiographie Seite 223: „Beim genialischen Capellmeister Reichardt traf ich zum ersten Mal den Grafen Friedrich von Stolberg, der, damals dänischer Gesandter in Berlin, ein hochgebildeter, aber nicht minder hochherziger und gemüthlicher Mann war, und dem ich gar keine Neigung, zur päbstlichen Religion überzutreten, ansah [2]). Wir wohnten einander gegenüber, sahen uns in der Folge täglich, und auch er schien an mir Geschmack zu finden, wie es mir wenigstens seine Briefe aus Italien u. s. w. zeigen. In sein 1788 gedrucktes Werk, „die Insel“, das er mir damals schenkte, — die erste Bekanntschaft fiel in den Monat Mai, die Schenkung geschah am 10. Juni, — hatte er auf der Rückseite des Titelblatts eigenhändig geschrieben:

„Froh und leicht sind Träume der Glücklichen! Als ich beglückt war,
Träumte mir auch und süß waren die Freuden des Traums,
Süßer waren die Freuden des Wachenden, als ich die Eine
Sah, die liebend wie ich Alles in Allem mir war!
Laune spann am Wocken des Traums, an dem Wocken der Freude
Spann die Eine, die, *sie*, Alles in Allem mir war.
Edler, hättest Du Agnes gesehn, Du beweintest den Armen,
Theiltest den einzigen Wunsch, welcher dem Sehnenden bleibt.
Ernster Gedanke des Todes und süßer! Im einsamen Herzen
Nähret der Wahrheit Oel, schirmet die Hoffnung dein Docht!“ “ [3])

---

[1]) Vergl. Steins Leben von Pertz II, 176, 177.

[2]) Was päpstliche Religion sei und nicht sei, das wußte Scheffner nicht.

[3]) Stolbergs S. W. II, 70. Der Abdruck in Scheffners Selbstbiographie ist mit mehreren Sinn und Versmaaß störenden Fehlern behaftet.

Ueber dem Leben und Verkehr mit den nahen Freunden vergaß Stolberg nicht der entfernten; am meisten aber mußten Agnesempfindungen und die Sorge um seine fernen Agneskinder sein Herz erfüllen, wenn er diese auch unter der liebenden Obhut seiner Verwandten in Neuenburg und Tremsbüttel wußte. — Den 19. Mai schreibt er an Jacobi, welcher eine Reise zu seinen Freunden in Holstein beabsichtigte und den Stolberg, welcher seine Kinder von Holstein bald abholen zu können hoffte, als seinen ungesehenen Freund und Bruder dort zu umarmen suchte: — — — — „Ich werde Ihren Spinoza lesen, sobald ich lesen kann. Ach, lieber Jacobi, Gott hat väterlich für mich gesorgt, mir jetzt Geschäfte, vor welchen mir grauete, Zerstreuungen, vor welchen mir viel mehr graute, zu geben, jetzt, da ich noch nicht lesen kann.

„Sie fragen nach Moritz: Ich habe ihn besucht und ihm Ihr Buch gebracht. Der Mann hat gewiß Verstand, aber er umspinnt sich mit Theoreteleien, und spricht con amore — wenn das möglich wäre — von spinozistischer Resignation. ..... Es wird mir immer weh und drückt mich, wenn ich Leute sehe, die da glauben, ohne einen Gott leben zu können. Schon mit Naturalisten gehe ich ungern um. Was hilft Uebereinstimmung in der Denkungsart in kleinen Dingen, wenn die edelste Saite des einen so ganz anders als die andere gestimmt ist! Weswegen soll ich Berührungspuncte an einem Manne aufsuchen, dessen Wahn ihn von dem hochheiligen Centro der edelsten Empfindungen entfernt?

„Einen Mann dans la force du terme habe ich kennen gelernt an dem Kriegsrath Scheffner aus Königsberg. Sie wissen, daß ihm und Hippeln die Lebensläufe zugeschrieben werden. Ich glaube, daß wir über dieses in seiner Art einzige Buch ziemlich übereinstimmend denken. Ich halte es für eines der edelsten Producte des menschlichen Geistes.“ —

Dem Grafen Stolberg und Jacobi ward das gehoffte Zusammentreffen nicht erfüllt. Stolbergs Erlaubniß zur Abreise erlitt Verzögerungen. Jacobi trat seine Reise in der zweiten Hälfte des Juli an und kehrte im Anfange Septembers nach Pempelfort zurück. — Im Mai waren die zwei jüngsten Kinder Stolbergs von Neuenburg nach Tremsbüttel zur Vereinigung mit den zwei ältern gebracht; alle um sich zu sehen, sehnte der Vater immer mehr. Er schrieb am 23. Mai an v. Halem: ..... „So sind denn also meine bambinelli abgereist und

werden in einigen Tagen bei meinen bambini sein. Ach! ich freue mich mit Schmerz auf den Moment, da ich sie alle vier wiedersehen werde. Ich hoffe sie selbst abzuholen...... Ich finde sowohl unter meinen Collegen als unter den Einheimischen einige sehr interessante Leute. — Ich habe das Herz nicht frei genug, um anhaltend lesen zu können, und scheue noch die Einsamkeit des Waldes so sehr, daß ich kein tête à tête mit der Nachtigall aushalten kann..... Die Geschäfte sind mir jetzt willkommen. Doch habe ich wieder eine griechische Lectüre, den großen Demosthenes, angefangen. — Ich freue mich, daß ich bin, denn ich werde sein!" — Seine Empfindungen der Schwermuth legte er wiederholt nieder in den Briefen an Voß. Am 11. Juli schrieb er: „Ich fresse meinen Harm in mich, kann mit niemanden nach Herzenslust von der Wonne meiner Seele, die ich begrub, reden und nur selten erquickt mich hindorrenden ein erquickender Thränenschauer." Am 21. Juli erwiederte er dem zum männlichen Ausharren Ermahnenden: „Reden Sie mir nicht von der balsamträufelnden Zeit, Freund meines Herzens! Aber meine ganze Seele öffnet sich dem Troste, wenn Sie mir von der hineilenden — wiewohl sie mir zu schleichen scheint — von der zu Ihr führenden Zeit reden."...... Voll Schwermuth war auch der Ton am 30. Juli: „Das Bischen Freude, was ich noch haben kann, muß ein Wiederschein von Ihr, Nachhall des Vorigen und Hinschauen auf's Künftige sein." ...

Das Hauptziel der Reise Jacobi's nach Holstein war Emkendorf, ein zwischen Rendsburg und Kiel gelegenes Gut und der Wohnsitz des befreundeten Grafen Friedrich Reventlow und seiner Gattin, der Gräfin Julia, gewesen. An den von dort Zurückgekehrten schrieb Stolberg den 12. September: „Meines ungesehenen Freundes Brief aus Emkendorf schärfte meine ohnehin schon sehr rege Sehnsucht. Dennoch freute ich mich herzlich Ihrer und unserer Freunde Freude. Dem liebenden Julia-Engel hat Ihr Besuch Leben und Freude in die Adern gegossen. Ich lauschte euren Gesprächen von hier; ich hörte den Namen meiner Verklärten nennen und segnete auch euch dafür! — Ich habe gestern Wizenmanns Matthäus [1]) angefangen und mich mit

[1]) Thom. Wizenmann war 1759 in Württemberg geboren. Der mit biblischen und theologischen Studien eifrigst beschäftigte und von Oetingers dem des Hamann

dem edlen Geiste Ihres seligen Freundes dadurch noch bekannter gemacht. Sein Standpunct und seine Art zu betrachten gefällt mir sehr. Mich däucht, ein aufrichtiger und ernster Zweifler müßte durch dieses Buch wenigstens veranlaßt und in den Stand gesetzt werden, durch Lesung des Evangelii jeden Zweifel zu besiegen. Doch bin ich der Meinung, und bin es durch eigene Erfahrung — denn auch ich habe mit Zweifeln gerungen —, daß die einfältige Lesung, auch ohne diesen philosophischen Blick, schon siegende Ueberzeugung mit sich führe.... Das Geheimniß des Lebens, dessen Sie erwähnen, ist und bleibt uns hier ein Geheimniß, der Art und Weise nach. Wir wissen nicht, von wannen der Wind kommt und wohin er fährt, aber wir vernehmen sein Sausen wohl.

„O mein Freund, im Thale des Jammers, durch welches die Hand des Allliebenden mich leitet, ist es zwar nächtlich um mich her; aber ich fühle, ich fühle die Morgenluft, und rufe mit einer durch Mark und Bein gehenden Ueberzeugung: Wohl uns, daß wir sind, denn wir werden sein!" —

Erst im Monate October war dem Gesandten Stolberg eine kurze Entfernung von seinem Posten gewährt. Er eilte nach Holstein, erschien in Eutin und Emkendorf und weilte mehrere Tage bei seinen Geliebtesten in Tremsbüttel, bei dem Bruder und der Schwägerin, bei der Schwester Catharina und einer Verwandten der seligen Gräfin Agnes, deren theuerste Hinterlassenschaft er hier in ihren Kindern mit Wehmuth und mit Freude wiederfand. Jedoch wurde die Absicht seiner Reise nur halb erfüllt: die zur Mitreise bestimmte Verwandte lag sehr krank danieder; deswegen blieben die beiden ältesten Kinder bei

---

so nahe verwandten Geiste genährte Jüngling war als Hauslehrer nach Barmen gekommen. Eine kleine Schrift hatte hier die Aufmerksamkeit Jacobi's auf ihn gezogen, welcher den vom Uebermaaß geistiger Anstrengungen Erschöpften und Erkrankten als Freund und Hausgenossen im Sommer 1786 zu sich nach Pempelfort nahm, um die Pflege seiner geschwächten Gesundheit an ihm auszuüben. Im Januar 1787 folgte er der Einladung des theilnehmenden geschickten Arztes Wedekind in Mühlheim am Rhein, welcher Hoffnung zur Wiedergenesung hatte und gab. Jedoch diese schlug fehl: der Leidende ging nach rasch sich entwickelnder Krankheit schon im Februar seinem Ende entgegen. — Den Matthäus gab Kleuker nach Wizenmanns Tode heraus. Ueber seine Schriften und nähern Lebensumstände giebt Näheres Gildemeister, Leben und Schriften Hamanns III, 208 u. 265.

der Gräfin Catharina noch zurück, die beiden kleinsten nahm der Vater gleich mit sich. Der Zurückgekehrte schrieb den 27. October an Herrn von Halem: „Ich hoffe in einigen Tagen meine ganze Heerde um mich versammelt zu haben. Ach! die Heerde, ohne die süße Schäferin! — Mein ganzes Herz dankt Ihnen für Ihren lieben Brief, welcher voll Erinnerungen seliger Jahre ist. Auf dem dürren Isthmus der Gegenwart stehend, erquicke ich mich mit Blicken auf die See der vorigen Jahre und auf den Ocean der großen Zukunft! — Nichts tröstlicheres konnte mir in meiner jetzigen Situation widerfahren, als die Sendung meines einen Neffen [1]) als Legationssecretär in Berlin. Es ist ein herrlicher und herzlicher Jüngling, den ich von seiner zartesten Kindheit an mit der feurigsten Zärtlichkeit liebte. Ich fand ihn in Holstein, und er reiste mit mir hierher." —

In den Sommermonaten dieses Jahres hatte Stolberg in Berlin den Anfang der französischen Revolution erlebt, insofern von einem nach Zeit und Raum sinnlich bestimmten Anfange bei einer Begebenheit die Rede sein kann, welche in ihrem Hervortreten und in ihrer Fortentwicklung eine Summe von Zuständen und Begebenheiten voraussetzt, die seit einigen Jahrhunderten mit der gesammten europäischen Bildung, vorzüglich Frankreichs, zum Theil sichtbar, zum Theil als anfangsloses Geheimniß ihres Ursprungs zusammenhingen. Die auf den 5. Mai nach Versailles zusammenberufenen Reichsstände Frankreichs eröffneten eine Schaubühne, wohin mit desto gespannterer Erwartung und Theilnahme die Gemüther Europa's gerichtet waren, je sicherer diese von dem Fortgange der Handlung auf derselben die Verwirklichung alles dessen hofften, was dunkler Glückseligkeitstrieb, was Wahn und Wahrheit und alle edle und böse Leidenschaften der menschlichen Natur, wie dem Einzelnen, so den Staaten und der ganzen Menschheit als das volle und sichere Glück eines neuen Daseins verhießen. Welcher theilnehmende Menschenfreund, welcher gebildete Staatsmann und Staatsbürger nahm damals nicht in diesem Sinne an dem ersten Acte jenes Drama's von einem normalen Wärmegrad erregter Gemüthsstimmungen bis zu jenem Fanatismus, zu welchem der blendende Zauber einer urplötzlich in die Gegenwart tretenden und

[1]) Christian Günther Bernstorff, geboren zu Kopenhagen 1769.

mit der Lösung der wichtigsten Aufgaben der Menschheit in Verbindung gesetzten Erscheinung dahinreißt, lebhaften Antheil! Wir müßten Stolbergs jugendlichen Enthusiasmus für Freiheit und Menschenglück im Hainbunde nicht kennen, nicht kennen seine satirische Geißel und seine Wünsche und Hoffnungen, welche er in dem epischen Gedichte „Die Zukunft“ niederlegte, und unbekannt sein mit dem idealen Glücke auf seiner erträumten Insel, wenn wir ihn nicht den Anfang der französischen Revolution mit feuriger Wärme sollten begrüßen lassen; dieses auch dann noch, als am 17. Juni die reichsständische Versammlung sich in eine Nationalversammlung auflöste. Erkannte damals doch in dieser Auflösung und Umwandlung nur eine einzige laut gewordene europäische Stimme den Anfang der Revolution, welche Burke mit prophetischem Blicke aussprach, als er Frankreich einem Kaufmann verglich, der sein Capital durchgebracht habe und einen neuen Handel ohne alles Capital unternehme. Am 21. Juli schrieb Stolberg am Rande des an Voß gerichteten Briefes, dessen Inhalt Wehmuth um die Verlorne war: „Die herrliche Morgenröthe der Freiheit in Frankreich macht mir, auch jetzt, wahre Freude.“ — Der Rand des folgenden Briefes vom 30. Juli rief aus: „In Frankreich ist es nun heller Tag der Freiheit geworden!“

Daß die Auflösung des Lehnsystems vom 4. August ohne Entschädigung der wohlerworbenen Rechte, wie jedes rechtschaffenen Mannes, so auch Stolbergs einfaches Rechtsbewußtsein verletzen und den Anfang eines Zweifelmuths veranlassen mußte, darf eben so wenig bezweifelt werden, als auf der andern Seite Voßens Behauptung, schon mit dem 4. August sei Stolbergs Sympathie für die französische Revolution gedämpft, eine völlig unwahre ist. Stolbergs oben angeführtes Schreiben an Herrn v. Halem vom 27. October endet mit dem Schlusse: „Ueber Frankreich freue ich mich, obwohl mancher Gallicismus die herrliche Sache der Freiheit befleckt, dennoch von ganzem Herzen. Ich fühlte mich nie cosmopolitischer, als jetzt, und möchte das Macte nova virtute ausrufen von den Pyrenäen bis zum Rhein, vom Kanal bis zur Garonne.“ —

Aus dem weiten Umkreise seiner erregten weltbürgerlichen Empfindungen, von den Wegen seiner beobachtenden und handelnden Wirksamkeit, welche die diplomatische Stellung Stolbergs in Anspruch nahm,

und von dem bunten Gewirre des großstädtischen Treibens nahe und ferne um ihn heimkehrend, fand und fühlte er das volle und wahre Heim im engern Kreise seiner Geliebten und in der stillen Einkehr in sein reiches Innere, in welchem sein stetes und lebendiges Vertrauen zu Gottes allliebender Waltung, wie über dem Ganzen des Menschengeschlechts, so über jedem Einzelnen die über Welt- und Menschen-Beobachtung und Verkehr leicht verstimmten Saiten zu jener Harmonie des Daseins wieder zu stimmen vermochte, welche dem Thun und Lassen auf dem fortgesetzten Gange des Lebens erneuerter und verstärkter Antrieb wird und eine freudige Begleitung bis zum Ziele verspricht. Dem Vater machten die Kinder, welche er von jeher ihrer Mutter wegen mehr noch liebte, als weil es seine Kinder waren, täglich neue Freuden. Das sanfte, edle, liebevolle Wesen der Holdseligen belebte ihre Kinder und so manche Züge der Miene und des Charakters vergegenwärtigten ihm die Ewiggeliebteste. Diese machten auch das Glück seiner guten Schwester, welche sich ihnen mit beispielloser Liebe und Treue widmete. In diesem scheinbar engbegränzten Kreise der Seinigen trat dem Grafen immer von neuem die Erinnerung an die an Freuden und Segnungen reichen Agnesjahre entgegen, und je inniger seine Seele sich in das von ihm erfahrene, von der großen Welt am wenigsten gekannte Glück des ehelichen Lebens wieder hineinlebte, desto dringender näherte sich seinem liebevollen Herzen das Bedürfniß, in einer erneueten geheiligten Verbindung den von sanfter Wehmuth erfüllten Schmerz um das verlorne Glück mit dem Glücke der Gegenwart zu vermählen und beides den seligsten Hoffnungen einer Zukunft zu weihen, welche von den Gränzen des irdischen Daseins nicht beschlossen wird. Gottes Fürsehung, deren leitender Hand er immer vertraute, führte ihm eine neue Lebensgefährtin zu, welche auf den fernern Wegen des Lebens dessen Leiden und Freuden als Mutter und als Gattin mit ihm bis zu seinem Grabe theilen sollte. Diese war die Gräfin Sophie Charlotte Eleonore von Redern, geboren den 4. November 1765. Sie hatte am 1. Januar 1788 ihre Mutter, die Gräfin Maria Johanna, geborne de Horguelin, verloren. Ihr Vater, der Graf von Redern, Herr der freien Standesherrschaft Königsbruck in der Oberlausitz und Herr auf Cosel u. s. w., königl. preuß. Oberhofmarschall und Kammerherr, Präsident der königl. preuß. ostin-

dischen Compagnie, Curator der Akademie der Wissenschaften u. s. w., war am 1. Juli dieses Jahres 1789 gestorben [1]). Die Waise wohnte nun bei ihrer Schwester, der Gemahlin des sardinischen Gesandten, Grafen Fontana, wo sie mit eben so weisem und warmem Eifer als günstigem Erfolge sich der Erziehung der Töchter des Hauses widmete, und beabsichtigte, im Herbste mit ihrer Schwester, der Gräfin Fontana, nach Spanien zu gehen, als ihr Stolbergs Bewerbung einen andern Lebensgang bereitete. Einigen vertrauten Freunden vertraute der Bräutigam in Briefen die Bewegungen seines Herzens und den Gegenstand seiner Liebe an. Am 5. und 8. December schreibt er an Scheffner, welcher bereits Berlin wieder verlassen hatte: „Wie ist es möglich, daß ich Ihren so sehr lieben, herzlichen Brief so spät erst beantworte! Ich fand ihn, als ich gegen das Ende des Octobers von einer Reise nach Holstein zurückkam. Er empfing mich freundlich, er war mir vom Herzen lieb und doch konnte ich ihn so lange unbeantwortet liegen lassen! Lieber, theurer Mann, dessen Erscheinung hier mich so erquickte und stärkte, dessen Andenken mir so lebendig und theuer ist, verzeihen Sie mir, daß ich die Freude, mich schriftlich mit Ihnen zu unterhalten, so lange entbehrte. Das Herz ist mir voll, und da ich nun mit der Feder den Damm durchstochen habe, so überschwemme ich vielleicht einige Bogen mit meinem schriftlichen Geschwätz. Ich könnte sagen, daß ich Sie auf diese Art für mein langes Stillschweigen grausam büßen lassen wollte, aber das will ich nicht sagen. Die Art, wie Sie meine Empfindungen theilten, bürgt mir dafür, daß Sie auch einen Brief des entfernten Freundes gerne lesen.

„Glücklicher Mann, der in einem Waldwinkel wohnt! Mich ergreift und schleudert der tourbillon einer Sphaire, welche nicht die meinige ist. Und wenn ich auch ermattet hinsänke, das Mühlrad der geräuschvollen großen Welt ginge doch mit mir herum, Hören und Sehen vergeht Einem dabei! Ich habe indessen doch nun im herumgehenden Mühlrad mich etablirt. Eine herzlich geliebte Schwester, meine vier Kinder, welche mir ihrer verklärten Mutter wegen noch lieber sind als durch den Gedanken, daß ich ihr Vater bin, und ein zwanzigjähriger

---

[1]) Vgl. deutsche Grafen-Häuser der Gegenwart von Dr. E. H. Kneschke, Leipzig 1852, Bd. II, 257 u. 258.

Schwestersohn, den ich von Kindheit an wie einen Sohn liebte, versüßen mir mein verödetes Leben. — Lieber Freund, welch ein sonderbares Wesen ist der Mensch! Als ich in den Armen des besten und geliebtesten Weibes glücklicher war, als ich je einen Menschen gesehen habe, da baute ich mir, da spann ich am Rocke der Phantasie goldne Träume idealischer Glückseligkeit und fand im weiten Meere der poetischen Kalmäuserei mein Inselchen, auf welchem mir so wohl ward. Jetzt würden Sie, liebster Optimist, wenigstens in meiner Seele an Ihrem Systeme einige Augenblicke irre werden, wenn Sie sähen, wie Ihr armer Freund im Wirbel einer sinnlosen Existenz umhergestrudelt wird! Sie würden, wo nicht seine ehemalige Sehnsucht nach träumerischen Inselfreuden, aber doch seine Sehnsucht nach genossener großer Glückseligkeit mehr als verzeihen, billigen. Und doch mitten in diesem seelenzerrüttenden Taumel habe ich Muth gefaßt, wie ein Schiffbrüchiger, der, nachdem er zur Besinnung kommt, waghalsig genug ist, aus den Trümmern seines Schiffes, welches weit von der Küste herumgetrieben wird, Das, was noch nicht versank, herbeizuholen. Und damit noch nicht zufrieden, baut er aus den Planken sich ein neues Floß, wagt eine neue Fahrt. Ja, liebster Scheffner, theurer, herzlicher Mann, dem ich in der großen, empfindungslosen Stadt zuerst und fast allein meinen Jammer zeigen konnte, Ihr armer Stolberg heirathet wieder. Eine Agnes ist für mich auf Erden nicht mehr; Die, welche ich verlor, harret mein in den himmlischen Hütten; aber hier, stellen Sie sich vor, hier! fand ich ein geist- und herzvolles Mädchen, welches im vollen Vertrauen auf mich die Pilgerschaft des Lebens mit mir 39jährigem Manne, Vater von vier Kindern, anzutreten entschlossen ist. Sie war vorigen Herbst im Begriff, mit ihrer Schwester, der Gräfin Fontana, nach Spanien zu gehen, als ich ihr meine Hand und alle Empfindungen, deren ich noch fähig sein kann, anbot.

„Ohne sich irgend Jemand als mir zu entdecken, nahm sie mit schönen Thränen, zitternd, erröthend und erblassend meinen Antrag an, begleitete ihre Schwester und ihren Schwager nach Sachsen, blieb mit ihnen vier Wochen dort auf einem Gute, ist allein dort zurückgeblieben und im Frühling hole ich sie heim. Vielleicht haben Sie die Comtesse Sophie Redern nennen gehört, vermuthlich nicht.

„Einige Tage vor ihrer Abreise ging ich in eine große Gesellschaft, wo auch sie war. Ich ging ohne Absicht hin. Wie getrieben von einer höhern Macht oder vielmehr getrieben von einer höhern Macht ging ich absichtlos auf sie zu, bot ihr plötzlich meine Hand an, und nun ist sie meine Braut. Ein Mädchen von seltnem Herzen und von vielem Verstande, vieler sanfter Weiblichkeit. Ihre Briefe haben mich Seiten an ihr kennen gelehrt, welche ich im Umgange mit der großen Welt spät, vielleicht nie bemerkt hätte. Ich konnte nicht Wittwer bleiben. Ich gestehe Ihnen, liebster Freund, daß ich in der Idee einer lebenswierigen, meine ewig über Alles geliebte Agnes ehrenden Wittwerschaft meinen größten irdischen Trost zu finden hoffte; aber Ihr Freund ist ein schwacher Mensch und Enthaltsamkeit ist ihm nicht verliehen.

„Ich muß Ihnen doch etwas von meiner Sophie erzählen. Sie ward, wiewohl sie täglich in einer großen Welt, die ihr lästig war, leben mußte, nicht sehr bemerkt. Lagrange, der große Mathematiker, dem jede Anwendung seiner erhabenen Wissenschaft auf körperliche Gegenstände, selbst auf Astronomie, pueril scheint, Lagrange, welcher dabei so viel Herz hat, daß er einem meiner Freunde, den auch er liebt, gesagt hat: Je n'ai jamais connu d'autres jouissances que celle du coeur, dieser gewann das unbemerkte Mädchen so väterlich lieb, daß er ihrer Ausbildung seine Muße und ihrem Andenken seine ganze Zärtlichkeit gewidmet hat. . . .“ — Bald darauf schreibt Stolberg an H. von Halem: — — — — — „Ach, liebster Halem, welcher Mensch verlor je mehr! welcher überlebte so sein besseres Selbst, als Ihr armer Freund! — Aber werden Sie Ihren armen Freund begreifen, der es wagen mag und wagen kann, nach dem Tode der ewig Geliebtesten eine zweite Verbindung einzugehen? Ich heirathe wieder. Ich kann des süßen weiblichen, des ehelichen Umgangs nicht entbehren. Die gestürzte Fackel des freundlichen Genius wäre mir lieber gewesen, als die Fackel des Hymen, aber jene darf ich nicht stürzen, so lange sie lodern soll. Und so viel Ruhe und Freude mir nach Agnes' Tode noch zu Theil werden kann, wird mir in den Armen meiner geist- und liebevollen Sophie zu Theil werden. Es ist ein sehr edles liebes Mädchen. Sie ehret meinen Schmerz, den sie lindern, nicht stören kann, auch nicht stören will. — Meine Braut ist eine 24jährige Gräfin Redern. Jetzt ist sie in Sachsen. Ich denke sie in einigen

Wochen auf einige Tage zu besuchen und gegen Ende März sie heimzuholen. — Daß ich nicht dichte, bedarf ich Ihnen wohl nicht zu sagen. Zerknirscht von einem Schmerz, den der Welttaumel betäubt und betäubend reizt, fehlt mir die Freiheit des Geistes, fehlen mir die Stunden süßer Muße, welche den Dichter sanft hin und her wiegen, bis plötzlich die Flamme des Gesanges ausbricht. — Kaum bleiben mir einige Stunden zur Lectüre; aber man liest nur mit halbem Genuß, wenn man nicht ad ruminandum Stunden der Muße hat. Jetzt lese ich wieder den alten guten Homer, für mich selbst und mit meinem Neffen, also zweimal zugleich." — Daß Stolberg in dieser Zeit noch mit überspannter hoffnungsvoller Theilnahme der Nationalversammlung zugewendet war, erhellt aus dem Ende dieses Briefes, wo es u. A. heißt: „Interessanter, als seit Jahrhunderten sie war, ist die politische Situation. Und was ich als Knabe unter dem Drucke allgemeinen Widerspruches fühlte, was ich in meinem ersten Gedichte: „Die Freiheit", mit lallender Poesie zu päanen mich unterwand, das wird nun Volkseinsicht. Deutsche Zeitungen, dieser Abschaum des Gemeinorts-Kleinmuths und knechtischer Kannegießerei, sagen nun Wahrheiten, welche der große Montesquieu umhüllen mußte. Der Monarchisten Ausdrücke werden gemäßigter und keiner wagt es, die edlen Belgen Rebellen zu nennen, selbst hier nicht, in diesem Berlin, welches Friedrich, sobald er todt war, einzig und Menschenfreund nannte......"

Am 27. December sah Stolberg zuerst den jungen G. H. Nicolovius, welcher ihn mit dem Geleite eines Empfehlungsschreibens von Jacobi besuchte und eine Bekanntschaft einleitete, welche bald für beide die Quelle beziehungsreicher Verhältnisse des Lebens werden sollte. — Als junger Freund Hamanns ist uns Nicolovius schon früher bekannt geworden. Er hatte, als er schüchtern Hamann sich näherte, bereits zwei Jahre die Vorlesungen der philosophischen Facultät der Albertina zu seiner allgemeinen wissenschaftlichen Ausbildung benutzt und namentlich mit vorzüglichem Interesse den Professoren Kant und Kraus beigewohnt und darauf aus freier Wahl und Neigung sich dem Studium der Theologie gewidmet. Den vom jungen Theologen erbetenen Unterricht im Englischen und Griechischen lehnte Hamann ab, gründete aber mit freundlicher Theilnahme ein kleines Triumvirat wetteifernder Studien und Uebungen in diesen Fächern zwischen den Akademikern Johann

Michael, seinem Sohne, Raphael Hippel und Nicolovius. Hamanns Abreise von Königsberg im Jahre 1787 entzog dem Jüngling die Nähe und den Umgang mit dem verehrten Manne. Sein Tod in Münster im folgenden Jahre erfüllte ihn mit tiefem Schmerz. Nach rühmlich bestandener erster Prüfung erhielt Nicolovius im Anfange des Jahres 1789 von der theologischen Facultät das Prädicat eines Candidaten der Theologie und damit gedieh der schon früher gefaßte Entschluß, eine größere Reise zu unternehmen, zur vollen Reife und zur Ausführung. Seine Liebe zur englischen Litteratur und zu England entschied das Ziel der Reise. In London fand er an dem Legationssecretär Schönborn den stillen und sinnigen Beobachter der allgemeinen europäischen Angelegenheiten in der Gegenwart und zugleich den Mann von tiefer Kenntniß der Philosophie und der alten Litteratur. In manchen Stunden theilte dieser im Umgange und in der Weise der Mittheilung originelle Diplomat dem lernbegierigen jungen Manne aus dem reichen Schatze seines Wissens mit. Mit anhaltendem Fleiße benutzte Nicolovius seinen halbjährigen Aufenthalt in London zur Kenntnißnahme der Verfassung des Landes. Gegenüber dem täuschenden Schimmer des Tagesmeteors auf dem Festlande gewann er hier die Einsicht, daß die ganze Staatsorganisation der Briten durch die Verflechtung der Verfassung des Landes mit ihren theuersten häuslichen Banden und durch die Aufnahme ihrer Fundamentalgesetze in den Schooß ihrer Familien das Ansehen einer Blutsverwandtschaft erhalten habe, kraft deren sie immerfort in Einer reinen Flamme einer unzertrennten und wechselseitig erhöhten Liebe ihren Staat und ihren Heerd, die Vergangenheit und die Gegenwart, ihre Grabmäler und ihre Altäre umfaßten. Besonders richtete er seine Aufmerksamkeit auf die verschiedenen Kirchengesellschaften, Erziehungsanstalten, das Armenwesen, die Litteratur und die Kunst. Im November kehrte er über Holland nach Deutschland zurück. In Pempelfort harrte Jacobi der angemeldeten Ankunft des jungen Freundes von Hamann entgegen, nach dessen Tode dieser von noch größerer Sehnsucht zur persönlichen Bekanntschaft mit dem aus seinen Schriften ihm schon früher werth gewordenen Philosophen erfüllt war. Dieser umarmte den Angekommenen als seinen und Hamanns Sohn. Nach einem Aufenthalte von mehreren Tagen setzte Nicolovius seine Rückreise fort. In Münster führte ihn Jacobi's

Empfehlung in den Kreis der vorzüglichen Verehrer Hamanns, der Fürstin von Gallitzin, Fürstenbergs und Overbecks; in Münster stand er am Grabe Hamanns und schrieb an Jacobi: „Wenn ich hier an Hamanns Grabe stehe, wird mir der Gedanke an allen Segen, der mir durch ihn zu Theil geworden, unergründlich. Alle Freuden meiner edlern Existenz schließen sich an die Bekanntschaft mit ihm, zu der ich getrieben wurde, ich weiß nicht, wie. Durch ihn habe ich Sie, und durch Sie alle Bessern, die ich kenne, alle schönsten Freuden meines Lebens. Ich tappte sonst suchend im Dunkeln, und ließ mich verzehren von Sehnsucht und Gram." —

Das Leben des Magus in Norden haben wir früher verlassen, als der Gesandte Stolberg ihn bei der Rückkehr von Petersburg am Ende des Jahres 1785 in Königsberg verließ. Schon seit langer Zeit hatte der kränkelnde Hamann den Wunsch gehegt, der Einladung seines hochherzigen Freundes Buchholtz nach Münster folgen zu können; aber weder seine eignen wiederholten Vorstellungen bei der höhern und höchsten Behörde, noch die vielseitigen Verwendungen der Fürstin von Gallitzin und seiner Freunde in Berlin, namentlich Reichardts, vermochten ihm einen Urlaub von drei Monaten zu erwirken, um durch eine Reise und Auswinterung bei seinem Freunde Buchholtz die völlig geschwächte Gesundheit und die sinkenden Geisteskräfte wieder zu heben und zu stärken, bis endlich die mit kränkendem Undank ihm beschiedene Amtsentlassung die langersehnte Reise zur Ausführung brachte. Mit seinem Sohne J. Michael reiste am 21. Juni 1787 der Vater über Berlin nach Münster, wo sie den 16. Juli anlangten. — „Mein Alcibiades" — Franz von Buchholtz — schreibt er bald darauf an Jacobi, „entspricht ganz dem Ideale meines Herzens. Ich liege wie in Abrahams Schooß und lebe als Augenzeuge einer Harmonie, die der erste Philosoph unter den Sternen wahrzunehmen glaubte" [1]). Hier eröffnete sich dem Wallfahrenden ein Kreis von Freunden, welche durch wahre und warme Theilnahme seine gesunkenen Geistes- und Körperkräfte wieder zu beleben, ihm für manche erfahrene harte Prüfungen und Unbilde der Menschen Ersatz zu bieten und sein Vertrauen zu Gottes Fürsehung, das ihn nie verlassen hatte, zu bethätigen sich verpflichtet fühlten. Am

[1]) Vgl. Roth, Bd. VII, 362 u. 367.

Tage nach seiner Ankunft überraschte ihn mit ihrem Besuche Hemsterhuis' Diotima, seine Aspasia, Aspasia Diaphane, die Fürstin von Gallitzin. „Eines Hemsterhuis' Diotima", schreibt er an Reichardt, „ist eine so einzige Erscheinung in ihrer Art, daß ich armer Invalide eben so viel Zeit nöthig haben werde, den Schatz ihres Geistes und Herzens, als ihrer in allen Sprachen, Wissenschaften und Künsten reichen und prächtigen Sammlung zu übersehen." — Und im Briefe an Madame Courtan äußert er: „Wie sehr würden Sie, liebste Freundin und Gevatterin, von dieser einzigen Frau ihres Geschlechts eingenommen sein, die an Leidenschaft für Größe und Güte des Herzens so reich ist!" Bald darauf lernte er persönlich kennen den treuen Freund der Fürstin, den Minister von Fürstenberg, welchen er wegen seiner Verdienste um Kunst und Wissenschaft und wegen seines tiefen Blickes in Staatsangelegenheiten Perikles nannte. Jacobi's Aufenthalt in Münster führte ihm später auch die Bekanntschaft mit dem Professor und Rath M. Sprickmann zu, welchen er als Schriftsteller schon früher liebgewonnen und nun zu seinen jüngern Freunden des Münsterschen Kreises zählte. Sein Jonathan — Jacobi — war schon einige Tage nach der Ankunft Hamanns von Pempelfort nach Münster zur Umarmung seines Freundes geeilt, welcher des Freundes Einladung zum gastlichen Pempelfort folgte. Trübten auch während des Aufenthalts vom 11. August bis Ende Octobers einige Wolken die innige Gemeinschaft der wissenschaftlich verkehrenden Männer, weil Jacobi dem weltmännisch geschulten und doch reizbaren Philosophen Hamann nur die Kraft seiner abweichenden oder entgegengesetzten Ueberzeugungen in weniger vermittelten Formen entgegenzuhalten wußte und er seinem Freunde, welcher eine Vermittlung des philosophischen und geschichtlichen Christenthums selbst mit einiger Hinneigung zum Lessingschen, von ihm selbst bekämpften Spinozismus versuchte, das nicht geben konnte, was er ihm zu geben wünschte, so war der Ton des lebhaft fortgesetzten Briefwechsels und der spätere persönliche Besuch Jacobi's in Münster Beweis einer fortwährenden Jonathans-Freundschaft. Zu Münster umgaben den zurückkehrenden Pilger die Dienste der Freundschaft und Liebe wieder von neuem in reichlichem Maaße. Der ungestörten winterlichen Ruhe und der Pflege seines Körpers und Geistes zu

leben, siedelte er am 4. December hinüber nach Wellbergen [1]), dem Rittersitze seines Franz, welcher ihn von Münster aus wiederholt besuchte.

Im Anfange des Frühlings 1788 kehrte er einigermaaßen gekräftigt nach Münster zurück, sah sich hier wie zu Wellbergen mit ungeschwächter Theilnahme nach den Fehden und Erscheinungen auf dem litterärischen Markte Deutschlands und Europa's um und suchte durch die Benutzung der seinen Heißhunger reizenden und befriedigenden Bibliotheken den Schatz seines Wissens zu erweitern. Hamanns Verhältniß zur Fürstin um diese Zeit findet in dem Briefe des Vaters an seine Tochter in Königsberg seinen bezeichnenden Ausdruck. „Keine Mutter", schreibt er, „noch Schwester kann so viel Liebe haben, als sie für Deinen alten Vater und Alles, was ihn angeht und zu seinem Glücke gehört. Bete für sie und die übrigen Wohlthäter Deines Vaters und Bruders, dem es eben so geht wie mir, daß er mehr wird erzählen können, als er zu schreiben im Stande ist." Sein treuer Freund Buchholtz gab endlich und ungern die Einwilligung zur Rückkehr seines Gastes; die Abfahrt von Münster war auf den 20. Juni vereinbart, Buchholtz reiste einen Tag vorher mit seiner Familie nach Pempelfort ab; beiden wollte die Fürstin später nachreisen, um vor der Trennung, mit Jacobi vereint, einige Zeit im genannten Elysium zu leben, als am Morgen des festgesetzten Tages Hamann, von einem Fieber ergriffen, auf das Krankenlager geworfen wurde, auf dem der edle Geist am Morgen des 21. Juni in Gegenwart der Fürstin und des Herrn von Fürstenberg sanft hinüberschlummerte [2]).

---

[1]) Mit Anspielung auf Hor. epist. I, 2, v. 30 Ulabris-Wellbergen.

[2]) Die dunkeln Schatten, welche Goethe in einem Briefe an Nicolovius im Jahre 1819 — mitgetheilt in der Denkschrift auf G. H. Ludwig Nicolovius von Prof. Dr. Alfred Nicolovius, S. 264, 265 — auf das Andenken Hamanns und der Fürstin von Gallitzin zu verbreiten sucht, finden ihre Erledigung in J. G. Hamanns Leben und Schriften von Dr. C. H. Gildemeister, Bd. III, 423 fgg. Vergl. Katerkamps Leben der Fürstin von Gallitzin, S. 138, 139. Ueber die letzten Lebenstage Hamanns, über sein Scheiden und seine feierliche Beerdigung handelt mit Vollständigkeit Carl Carvachi in seinen biographischen Erinnerungen an J. G. Hamann, Münster 1855, S. 61 fgg.

Dr. C. H. Gildemeister hat uns mit dem gewissenhaftesten Fleiße in die Geburtsstätte der Hamannschen Schriften geführt, und da diese nach des Autors eigenem Geständnisse als so viele Ohren in das Exemplar seines Lebens gezeichnet sind, die wichtigen Momente desselben erhellt. — Mit Recht hat man den christlichen Denker Hamann dem christlichen Dichter Klopstock zur Seite gestellt. Beide Seher haben, ihrer geistigen Verwandtschaft sich bewußt und diese gegenseitig anerkennend, jeder von seinem Standpunct aus auf die tiefsten Geister unserer Nation eingewirkt und sind in der geistigen Aufgährung unserer Litteratur ein bedeutendes Gegengewicht gewesen gegen die Herrschaft der deistischen Aufklärung, welche vom In- und Auslande her der deutschen Nation den Besitz am nationalen und christlichen Eigenthum zu rauben geschäftig war. Wie Hamann von dem auserlesenen Klopstockschen Kreise im Norden als ein Anhängiger verehrt wurde, so zündete der Geist seiner sibyllinischen Blätter, von Herder nach Straßburg getragen, den jungen Anwuchs der Stürmer und Dränger im Süden. Was der Altervater der Deutschen damals Goethe und seinen Freunden galt, wie dieser das Charakteristische seiner Natur und Darstellung auffaßte, ist aus dem dritten Bande seiner „Dichtung und Wahrheit" hinlänglich bekannt. Die werkthätigen Liebesbezeigungen seiner Münsterschen Freunde, gegenüber der vielfachen Verkennung und Verhöhnung seiner Zeitgenossen, sind sprechende Beweise von der Anerkennung und Würdigung, die er als Mensch und als Schriftsteller auch gegen das Ende seines Lebens bei guten und edlen Menschen gefunden hat. Daß Hamanns origineller Geist und seine eigenthümliche religiöse Richtung von seiner Zeit größtentheils nicht erkannt oder absichtlich verkannt wurden, und erst die spätere, an vielseitiger Entfaltung der Geistesmächte reichere Zeit, daß die Gegenwart den divinatorischen Tiefsinn und den ganzen reichen Schatz seiner Schriften allgemeiner zu verstehen und werthzuschätzen vermochte, war zum Theil in der Form seiner schriftlichen Darstellung, noch mehr aber in seinem Verhältnisse zu den herrschenden, des christlichen Spiritualismus völlig baren philosophischen Secten und Schulen und zu jener Scheinheiligkeit des Unglaubens, der frechern Tartüffe, als selbst der Aberglaube hervorbringt, begründet. Wie Hamann mit der Zunge, so stammelte er, wenn es ihm galt, aus der Tiefe seines Geistes geheimnißvolle Anschauungen

hervorzulangen und zu verkörpern, mit der Schrift; und doch, welche einfache innige Klarheit herrscht in seinen Familienbriefen! „Das Provinzielle", gesteht er, „gehört wie das Individuelle zum Charakter meines barocken Geschmacks, den ich wohl nie zu verleugnen jemals im Stande sein werde." — Aber ging dieses Individuelle und Barocke seines Geschmackes nicht mit innerer Nothwendigkeit aus seinem Princip, daß Alles, was der Mensch zu leisten unternimmt, es werde nun durch Wort oder That oder sonst hervorgebracht, aus sämmtlichen vereinten Kräften entspringen müsse, alles Vereinzelte verwerflich sei, hervor? Was also in der Jugend, in dem Orientalismus der Menschheit in concentrirter Kraft und mit größerer, das Ganze durchdringender organischer Bildung vereint war, wie im schlummernden Gewächs ein fruchtbarer Keim, das sollte der Ausgang und Mittelpunct des Wissens und Wollens sein; was aber der Charakter des Modernen am großen Baume des vielfachen Wissens und Treibens durch Trennung des Einzelnen, Ausarbeitung des Kleinen, durch einseitige Behandlung des Geistes in Abstraction, Reflexion, Begriffen und Buchstaben ausgeboren, sollte verbotene Frucht sein. Der Versuch der Ausfüllung einer Kluft von vielen Jahrhunderten mußte ihn nicht nur mit seiner Zeit in einen großen Widerspruch bringen, sondern auch Geistesverwandten das Verständniß seiner Sprache vielfach erschweren. „Sein Styl ist ein Strom", sagt Jean Paul, „den ein Sturm gegen die Quelle zurückdrängt, so daß die deutschen Marktschiffe gar nicht darauf fortkommen können." Und Claudius: „Er hat sich in ein mitternächtliches Gewand gewickelt, aber die goldenen Sternlein hin und her im Gewande verrathen ihn, und reizen, daß man sich keine Mühe verdrießen läßt." In einem Briefe an Jacobi erklärt Hamann, welcher wünschte, sein Name möge niemals zunftmäßig werden, daß ein Schriftsteller, der eile, heute oder morgen verstanden zu werden, Gefahr laufe, übermorgen vergessen zu sein. „Nicht der Beifall des gegenwärtigen Jahrhunderts", schreibt er an einer anderen Stelle, „das wir sehen, sondern das künftige, das unsichtbar ist, soll uns begeistern. Wir wollen nicht nur unsere Vorgänger beschämen, sondern Muster für die Nachwelt werden." — Der Denker Hamann ist weder philosophischer Eklektiker, noch Anhänger eines bestimmten philosophischen Systems, noch Gründer eines solchen, und wollte es nicht sein; aber mit eindringlichem Scharfsinn und dem

kühnsten combinirenden Witze, mit den Waffen der bittersten Ironie und mit heiterer Laune faßt er die Fundamente der verschiedenen philosophischen Systeme auf und weist die Lücken und Schwächen ihres Baues nach. „Vom Himmel muß unsere Philosophie anfangen", schreibt er an Herder mit belehrender Hindeutung auf die Fortsetzung seiner Ideen zur Geschichte der Menschheit, „und nicht vom theatro anatomico und den Sectionen eines Cadavers." In der Aesthetica in nuce faßt er, dem die Poesie die Muttersprache des menschlichen Geschlechts und dem, wie Novalis, die Natur ein Index des Geistes ist, mit dichterischem Schwunge in gedrängter Kürze zusammen, was er in früheren Schriften über die höheren und höchsten Erkenntnisse, über ihre Quellen und ihre Ziele niedergelegt hatte. „Warum bleibt man", sagt er auf den Orient hinweisend, „bei den durchlöcherten Brunnen der Griechen" — deren hohen Werth er anerkannte und würdigte — „stehen und verläßt die lebendigsten Quellen des Alterthums?" „Einige behaupten", sagt er in einem der hellenistischen Briefe, „daß das Alterthum die Albernen weise mache. Andere wollen erhärten, daß die Natur klüger mache als die Alten. Wo ist die Auslegung von beiden, die unser Verständniß öffnet? Vielleicht verhalten sich die Alten zur Natur wie die Scholiasten zu ihrem Autor. Wer die Alten, ohne Natur zu kennen, studirt, liest Noten ohne Text." .....

Wir scheiden von Hamann voll Achtung und Bewunderung und erkennen gern mit Niebuhr an [1]), daß er einer der tiefsten und gewaltigsten Geister gewesen, die Deutschland hervorgebracht, und daß die originale Richtung seines Geistes die eines Starken war, der aus einem untergegangenen Geschlecht in ein ganz verändertes Weltalter hineinlebte. Dagegen muß seine Beurtheilung der sittlichen Natur Hamanns, welche eine moralische Vernichtung enthält, in ihrer übertriebenen Härte gemildert werden. Daß grelle Mißtöne sich durch sein Leben ziehen, welche den Einklang der erkannten und bethätigten Wahrheiten stören und die er zum größeren Theile in seiner Lebensbeschreibung und in seinen Briefen selbst offen gelegt hat, darf nicht geleugnet werden. Zu jenen gehört vorzüglich seine räthselhafte Gewissensehe, in welcher er bis zum Ende seines Lebens beharrte und welche sein großer

[1]) Lebensnachrichten, Bd. II, 479 fg.

Verehrer Carvachi a. a. O. S. 36 gerechtem Tadel unterwirft. Merkwürdig bleibt es immer im Leben Hamanns, daß er trotz aller Energie seines biblischen Glaubens und der entschiedenen Richtung zum christlich Positiven von jeher seinen confessionellen Standpunct mit einer Einseitigkeit des intellectuellen Gesichtskreises behauptete, welche seinem Wissensdurste die reichsten Quellen höherer Erkenntnisse zudeckte, und mit einer aus derselben hervorgehenden und schon deswegen unberechtigten Herbe in der Beurtheilung der Erscheinungen auf dem kirchlichen Gebiete einer anderen Confession, wie sie beide Hugo Grotius nicht, Leibnitz nicht, selbst Lessing nicht und keiner der größten Männer unserer Nation vor dem 19. Jahrhundert kannte. Finden wir doch bei seiner vielseitigen Betriebsamkeit in der Herbeischaffung von Schriftwerken aus allen Zeiten und Zonen kein Werk der Litteratur der mittlern und neuern Jahrhunderte von ihm aufgesucht, welches durch die Tiefe und den Umfang christlicher Erkenntniß seine herrische Vereinsamung zu mildern und zu berichtigen wohl geeignet gewesen wäre, wenn wir nicht etwa S. Martin ausnehmen wollen, der in mehr als Einer Hinsicht ein Geistesverwandter Hamanns, nur weniger engherzig sich abschließend auf den Wegen christlicher Erkenntnisse war, ja selbst schon alternd die deutsche Sprache erlernte und Jacob Böhme's „Morgenröthe" übersetzte; und doch, als Claudius dessen Werk „des erreurs et de la vérité" übersetzte, tadelte Hamann am Freunde die Uebersetzung des elenden Buchs. Ja selbst in den letzten Monaten seines Lebens rechnete er seinem Freunde Lavater die Anempfehlung des Gebetbuchs von Prof. Sailer übel an, und als er sich dennoch entschloß, das Buch zu lesen, benutzte er es zu seiner täglichen Erbauung und verschlang, wie er sich äußerte, bald darauf Sailers Glückseligkeitslehre, die ihm der Zufall in die Hände gab [1]).

Nicolovius fand auf seiner weitern Reise in Osnabrück bei Kleuker, Justus Möser und dessen geistreicher Tochter, der Frau von Vogt, freundliche Aufmerksamkeit und theilnehmendes Wohlwollen. In Berlin angelangt, ward er durch einen Brief Jacobi's mit einer Empfehlung an den Grafen Stolberg auf das freudigste überrascht. Ihm erwiedernd

---

[1]) Vergl. Hamanns Brief an J. G. Steudel bei Roth VII, 410 fg.; Gildemeister III, 403, 404.

schrieb er am 26. December u. A.: „Ich brenne jetzt von Verlangen, Stolberg zu sehen. Wie schlägt mir das Herz, wenn ich mir den edlen Geist seiner Schriften und manchen Zug zurückrufe, der mir sonst von ihm bekannt geworden ist! Es bedarf nur einer solchen Erinnerung, um mir manche hiesige Schriftsteller zu verekeln, die sich in den Stücken der Monatsschrift immer auf's Neue zeigen. Ich kenne sie schon persönlich; wenigstens die Häupter.“ ..... Am Tage darauf lernte er Stolberg persönlich kennen und sprach sich bald darauf über diese Bekanntschaft aus: „Stolberg ist der Zweite, den ich je kennen gelernt habe, in dem ein höheres Leben wirkt, als alle Philosophie zu geben vermag. Auf der Stirn trägt dieser *θεῖος ἀνὴρ* [göttliche Mann] jene apokalyptische Anrede: ich weiß, daß du die Bösen nicht tragen kannst.“ Die Art, wie er mit Stolberg durch das Band der Liebe vereinigt wurde, blieb eine der schönsten Erinnerungen seines Lebens. Nach einer Bekanntschaft von wenigen Tagen that Jener ihm den Vorschlag, als sein und seiner Kinder Freund in sein Haus zu ziehen. Nicolovius überlegte mit Rührung diesen Antrag und versprach endlich, im nächstfolgenden Herbste sich einzustellen, falls Stolberg nicht bis dahin einen Würdigern gefunden habe, in welchem Falle sie sich dessen gemeinschaftlich freuen wollten. — Stolberg nahm die Hoffnung, in Nicolovius den gewünschten Erzieher seiner Kinder und einen achtungswerthen Freund gewonnen zu haben, mit sich in das neue Jahr hinüber, das ihm den glücklichen Tag der Verbindung mit seiner Sophie bringen sollte. Die den Liebenden zu langsam fortschreitende Zeit wurde von den seit dem 28. August des vorigen Jahres Verlobten durch die Zurückverlegung jenes Tages vom früher festgesetzten Ende des Monats März auf den 15. Februar verkürzt. Kurz vor der Abreise nach Königsbruck in der Lausitz zum Tage der Vermählung wurde Stolberg vom Hrn. v. Halem in einer Angelegenheit in Anspruch genommen, welche seine religiösen und kirchlichen Ueberzeugungen zu innigst berührte, um ihrer Erledigung, insoweit sie im Kreise der Freundschaft und der guten Sache lag, sich zu entfremden. Im Anfange des Jahres 1789 wurde dem Hrn. v. Halem gemeinschaftlich mit dem Generalsuperintendenten Dr. Mutzenbecher und dem Pastor Kuhlmann die Redaction des oldenburgischen Kirchengesangbuchs aufgetragen, deren Vollendung mit dem Ablauf eines halben Jahres begränzt wurde. Daß

diese hochwichtige Aufgabe Gefahr lief, dem Geiste der aufräumerischen Zeit anheimzufallen, welche sich vielfach berufen glaubte, wie neue Gesetzbücher und neue Staatsverfassungen schnell in's Dasein zu rufen, so den überlieferten Inhalt des christlichen Glaubens dem Geschmacke der Gegenwart und der Erkenntniß ihrer Vernunft anzupassen oder unterzuordnen, mußte allen denjenigen einleuchtend sein, welche den innern Zusammenhang und die nothwendige Wechselwirkung geistiger Thätigkeit auf diesem engern Gebiete und auf dem der gesammten Bildung und Strebung der Zeit erkannten. Diese Gefahr, die freilich Vielen Hoffnung schien, erfüllte selbst diejenigen mit Furcht, welche damals von staatlich umgestaltender Neuerung das Heil der Völker erwarteten, aber das christliche Eigenthum der kirchlichen Gemeinde aller Wege unangetastet sehen wollten. Stolbergs Standpunct kirchlicher Ueberzeugung war damals wie der seiner künftigen Gattin der überkommene lutherische, und er war nicht Willens, dieser kirchlichen Ueberzeugung dadurch Bedeutung und Geltung zu verschaffen, daß er die Gemeinschaft mit der entsprechenden Gemeinde nur durch einen etwaigen abgesonderten Privatcultus bethätige. In diesem Geiste antwortete Stolberg am 6. Februar dem Herrn v. Halem, welcher sich bei jener Redaction nicht nur auf die selbstthätige Veränderung und Verbesserung der bestehenden Kirchenlieder und auf Verfertigung neuer beschränkte, sondern auch in diesem Sinne die Hülfe verschiedener Dichter, wie Voßens und Stolbergs, sich erbeten hatte: „Wiewohl ich in einigen Tagen, meine Sophie abzuholen, eine Erscheinung in Sachsen machen werde, und in diesem Augenblicke mit manchen sehr verschiedenen Geschäften überladen bin, so muß ich doch noch einige Worte mit Ihnen reden, liebster Halem, theils Ihnen zu sagen, wie lebhaft mich die Lebhaftigkeit Ihres Antheils rührt, theils um Ihnen zu zeigen, wie sehr ich mich an Allem, was Sie angeht, interessire, und auch an allen Angelegenheiten eines Landes, dem ich von Herzen gut geworden bin, und welchem ich, da es das Vaterland meiner Agnes ist, mehr als der übrigen ganzen Welt schuldig bin. — Sie arbeiten nebst noch zwei Anderen an einem neuen verbesserten oldenburgischen Gesangbuche. Der peremtorische Terminus von sechs Wochen, welchen Sie mir scherzhaft zur Aenderung eines meiner Lieder ansetzen, scheint zu beweisen, daß sehr schnell zu Werk gegangen werde. Ich halte die Sammlung der

Gesänge, welche öffentlich gesungen und in der Stille gesungen werden sollen, welche ganze Gemeinen zum Himmel erheben und den belebenden Trost einer Religion, die vom Himmel kommt, in die Hütte des Landmanns und des Handwerkers träufeln sollen, eine solche Sammlung halte ich für ein sehr wichtiges und großes Geschäft. Es kommt nicht nur darauf an, aus dem Vorrath geistlicher Lieder viel Gutes zu geben, sondern auch der Gefahr zu entgehen, viel Gutes zu nehmen, eine Gefahr, welcher wenige neue Sammler entronnen zu sein scheinen. —

„Ich rede mit der Aufrichtigkeit zu Ihnen, welche unserer Freundschaft und des Gegenstandes werth ist. — Wenn ein Fürst einen Auftrag dieser Art thut, so ist doch wohl Jedem ausgemacht, daß Er hier nur die vielen Einzelnen vertreten könne. Der Wunsch dieser Vielen, welche aus christlich-protestantischen Menschen bestehen, kann nur derjenige sein, ein christlich-protestantisches Gesangbuch zu haben. Es zu fordern, haben sie das heiligste Recht. Wer ihnen ein socinianisches, naturalistisches u. s. w. Gesangbuch gäbe, handelte gewaltsam, auch wenn er es gut zu meinen glaubte, und thäte er es mit Absicht, hinterlistig und anmaßend. —

„Mit edler, unserer Freundschaft würdiger Offenheit, mit der Offenheit, welche so ganz Ihres Charakters ist, haben Sie mir mehr als einmal gesagt, daß Sie die Geschichte des Evangeliums bezweifelten. Liebster Freund! Wie können Sie den Gemeinen, deren Hoffnung für dieses und jenes Leben auf's Evangelium gegründet ist, eine Liedersammlung aussuchen? — Wollten Sie das, was Ihnen vielleicht Wahn dünkt, pia oder soll ich sagen impia fraude aus den Gesängen unserer Gemeinen wegnehmen, sich, mit so mißbrauchtem Vertrauen, zum absichtsvollen Reformator, zum Umstürzer — insofern es von Ihnen abhängt — desjenigen machen, was diesen Gemeinen das heiligste ist? Wollen Sie Lieder, deren Sinn Tausende in Leiden, Tausende im Tode gestärkt hat, weil sie Ihnen legendenartig scheinen mögen, verwerfen? Oder wollen Sie aufnehmen, was Ihnen Legende scheint? — Ich weiß wohl, daß man, wie Basedow gedichtet hat, auch sammeln könne, Lieder für alle Gottesverehrer. Aber diese fordert keine christliche Gemeine, diese genügen ihr nicht; ihr Glaube, ihre Hoffnungen sind nicht auf Vermuthungen eines hoffenden Zweiflers —

denn mehr zu sein, wird kein denkender Naturalist sich anmaßen, was auch Mendelssohn geprahlt haben mag — ihr Glauben, ihre Hoffnungen sind auf's Evangelium gegründet.

„Möchten Sie, liebster Halem, in dessen Charakter vielleicht etwas leichter Sinn — ich mildere das Wort —, aber auch edle Bereitwilligkeit ist, Freundes Rath zu hören, möchten Sie dieses bedenken und darnach handeln! — Sollten Sie aber fortfahren, so wünsche ich von ganzem Herzen und von ganzer Seele, daß der Geist dieser Lieder, welche Sie mit kritischem Blicke durchsehen wollen, Sie mächtig ergreifen möge, nicht sowohl zum Dichten, als zuvörderst zum Glauben und Fühlen. — Möge es Ihnen gehen, wie dem Könige von Israel, welcher die Propheten zu stören kam, und selber zu prophezeien anfing! Möchte es Ihnen gehen, wie dem gelehrten West, welcher die Feder ergriff, um gegen die Auferstehungs-Geschichte Christi zu schreiben, und ihr eifrigster Erweiser ward!

„Nur eine Bitte noch! — Lassen Sie das Ringen nach Wahrheit, auch wofern Sie in diesem Geschäfte fortfahren wollen und zu dürfen glauben, Ihre Hauptsache sein! Wofern wir Andern, diesseits der Neologie, Recht haben, so verlohnt es sich doch wohl der Mühe, daß ihr Neologen eure Acten mit Ernst revidiret, ehe ihr mit, zwar nicht nachgebetetem, aber nachgesprochenem Spruche aburtelt. — Es scheint zur neuen Lehre zu gehören, allen Beistand Gottes im Ringen nach der Wahrheit und dem Guten überhaupt zu leugnen. Wenn ich zu dieser Nicht-Kirche gehörte, so würde ich, um consequent zu sein, alle Führung Gottes, d. h. alle Providenz, leugnen. Denn wofern die transscendentelle Ueberzeugung und Besserung eine unmögliche Sache sein soll, so möchte ja wohl jede Einwirkung Gottes auf menschlichen Willen unmöglich sein. Und warum nicht auch auf die leblose Natur? Wir kämen dann zum müßigen Gott der Epikureer zurück. —

„Nicht um mich in Dinge zu mischen, welche mich nichts angehen, sondern aus Freundschaft für Sie, und noch mehr aus Liebe für Ideen, welche in mir zu mehr als palpabler Ueberzeugung gereift sind, wiewohl oder vielmehr weil auch ich gezweifelt habe, nahm ich die Feder. — Verzeihen Sie die zu sichtbare Eile; sie ist meiner Situation, nicht dem Gegenstande angemessen.“ —

Das im Jahr 1786 von Stolberg verfertigte Danklied: „Daß unser Gott uns Leben gab“ [1]), ward damals in das oldenburgische Gesangbuch, später in mehrere neue Gesangbücher aufgenommen. Das unbedingte Lob, welches dem nicht ohne Widerstreben eingeführten oldenburgischen Gesangbuche die „Allgemeine deutsche Bibliothek“ im Bande 113 ertheilte, mochte für Manche kein Kennzeichen des wahren Werths desselben sein. —

Bald nach der am 15. Februar vollzogenen Vermählung kehrte Stolberg nach Berlin zurück und bezeichnete seine Situation in einem Briefe an Scheffner vom 27. Februar: „— — — Ich habe meine Reise nach Sachsen beschleunigt und bin seit 5 Tagen mit meiner heimgeholten Sophie wieder hier. Jeden Tag, jede Stunde segne ich diejenige, in welcher mir Gott in's Herz gab, um das ihre zu werben. Sagen Sie nicht, liebster Scheffner: sua cuique Deus sit diva cupido. Dieses liebe Weib ward mir an sichtbarer Gotteshand zugeführt, als ich ohne sie auf meinem verödeten Pfade hätte verschmachten müssen. Ich lebe wieder auf, wiewohl ich den Nachsommer vom Lenz zu unterscheiden weiß. Die Kinder meiner holdseligen Agnes gedeihen, daß es eine Freude ist, und meine Sophie liebt sie herzlich und wird von ihnen geliebt. Meine geliebte Schwester und mein Neffe, ein geliebter, feuriger und guter Jüngling von 20 Jahren, winden auch Blumen um meine Existenz und machen mir den Uebergang zum Nachsommer so angenehm, als es für einen Mann sein kann, welcher sein besseres Selbst, die Wonne seines Lebens, das Leben seiner Wonne begrub. Sanfte Ruhe umschattet mich wieder und macht mich stillempfänglich für ununterbrochene, zuversichtliche Hoffnung des Wiedersehens meiner Ewiggeliebtesten. Diese Ruhe stimmt mich zum Liederton des Lebens. Für diesen hatte mich der hinschmetternde Gram verstimmt, wiewohl ich in kurzen Momenten der Fluth nach langen Ebben dithyrambischer Wonne fähig war. . . .“ —

In solcher Lage traf ihn ein Brief des Herrn von Halem, welcher über den Fortgang der Arbeit am Gesangbuche berichtete und zugleich den von dem seines Freundes so verschiedenen Standpunct seiner Ueberzeugungen in Hinsicht der christlichen Glaubenswahrheiten darlegte.

---

[1]) S. W. II, S. 6 fgg.

Stolberg setzt den angesponnenen Faden der Mittheilung fort und bringt den von ihm hier eingenommenen Standpunct vollständiger als früher zur Erörterung. Er schreibt am 10. April: „Vorgestern empfing ich Ihren Brief vom 4. d. M., mein liebster Halem, und eile, ihn gleich zu beantworten, weil er mich sehr gerührt und Sie meinem Herzen näher gebracht hat. Es kostete mich einen nicht geringen Kampf, Ihnen meinen vorigen zu schreiben, aber ich schrieb ihn, weil ich Ihr Freund bin, und weil die Angelegenheit, über welche ich schrieb, mir für das gute Völkchen meiner ehemaligen, mir immer theuren Mitbürger wichtig schien. — In Ansehung des Gesangbuches selbst haben Sie mich ziemlich beruhigt; nicht ganz, aber ziemlich. In Absicht auf Sie zum Theil, aber auch nicht ganz. — O! wie vieles gäbe ich darum, liebster Freund, wie ehemals, wenn Sie mich in Neuenburg besuchten, einige Stunden in stillem Gespräch unter dem blauen Himmel, welcher sehr zur Sache gehört, und im Schatten des Waldes, auf Gras gestreckt, mit Ihnen schwatzen — nein, nicht schwatzen — reden, erörtern zu können.

„Niemand, sagen Sie, könne von der Vortrefflichkeit der Person und der Lehre Jesu überzeugter sein als Sie; aber es fehlt Ihnen die Ueberzeugung, daß es nothwendig sei, über seine Person, seine Wunder und sein Verhältniß zu Gott etwas entschiedenes anzunehmen. — Erlauben Sie mir die Voraussetzung, daß Ihnen der Mangel dieser Ueberzeugung, dieser Zweifel an der wichtigsten aller Wahrheiten, schmerzhaft sei: so rufe ich Ihnen mit den Worten eines alten Römischen Dichters zu [1]):

> O Tite, si quid ego adiuero curamve levasso,
> Quae nunc te coquit et versat in pectore fixa,
> Ecquid erit pretii?

Wohlverstanden, daß ich dieses pretium bloß im Glücke meines Freundes zu finden wünsche!

„Um über diesen Punct zu einer Meinung zu kommen, sind zwei Dinge nothwendig. Beide setzen Durst nach Wahrheit voraus. — 1) Entäußerung alles Vorurtheils der Erziehung. — 2) Entäußerung

[1]) Ennius, im Anfange des Cato maior von Cicero.

alles Vorurtheils, welches der Genius der beiden letzten Jahrzehente erzeugt haben könnte. — Aus diesen beiden Entäußerungen, verbunden mit glühendem Wahrheitsdurst, wird im denkenden Manne Begierde, zu prüfen, entstehen. Er wird historisch prüfen: ob die Zeitrechnung der Bibel alle andere berichtige? ob aus ihren Urkunden die Faden ausgehen, welche Geschichte der Völker geworden sind? ob in einer Reihe von Schriften, deren erste, Hiob, von der letzten, Johannes, mehr als anderthalb tausend Jahre an Zeit entfernt war, nicht ein leuchtender Faden von Geschichte zu finden, welche nie in Widerspruche mit sich selbst, nie in Widerspruche mit andern Schriftstellern, diese fremden Schriftsteller oft berichtiget? ob dem Volke, welches allein eine so lange Reihe von Schriftstellern gehabt, wirklich in diesen Schriften Zerstreuung unter alle Nationen angedrohet, und troz dieser Zerstreuung, troz der angedrohten Schmach und Dienstbarkeit, beständige Fortdauer verheißen worden? ob seinen Brüdern, den Arabern, gleichfalls beständige Fortdauer und Absonderung verheißen worden? ob auch sie, abgesondert, als franke freie Nachkommen Ismaels noch fortdauern?

„Er wird moralisch, philosophisch, religiös prüfen: ob dieses Volk reinere Begriffe, als andere, von Gott und Moralität gehabt? ob diese Begriffe beim Idumäer Hiob und bei allen folgenden dieselben gewesen? ob nicht der Mittelpunct, der focus, aller dieser Lichtstrahlen eine große Erwartung gewesen? ob die in den neuesten Schriften der Bibel angekündigte Erfüllung dieser Erwartungen so beschaffen gewesen, daß man sie, falls man die Erwartung zugiebt — und noch harren die zerstreuten Israeliten! — für eine Erfüllung ansehen dürfe, ja müsse? ob Jesus eine reinere Moral als alle Weise gelehrt habe? ob er sich als den erwarteten angekündigt habe? ob er diese reine Moral zum letzten Endzweck gemacht, oder ihre Ausübung nur als Bedingung ewiger Glückseligkeit und als ächtes Kriterium der Liebe zu Gott und zu den Menschen, welche ihm über alles galt, angerühmt habe? — ob er — absit blasphemia dicto! — habe täuschen wollen, wenn er sich Sohn Gottes nannte, wenn er seinen Tod und seine Auferstehung vorhersagte, wenn er uns auf sich als auf unsern Fürsprecher und Mittler verwies, wenn er uns in seinem Namen beten lehrte, wenn er eine zweite Wiederkunft am Abend der Tage verkün-

bete? u. s. w. Oder ob seine Jünger ihm dieses alles angedichtet? ob sie, mit beispiellosem savoir faire jede seiner Reden und Thaten so zu wenden wußten, daß sie auf diese Puncte anspielt? ob sie konnten getäuscht werden? ob eine Erfindung der Art, mit der Einfalt und der List, mit der apophthegmatischen Kürze, und dem reichen Inhalt, sich denken lasse? sich denken lasse, daß sie Opfer der Schmach und des Todes dafür werden wollen? daß Paulus und andere Epistelschreiber an ihre Zeitgenossen von Wundern schreiben, welche mitten in der Gemeine gewirkt wurden? gegen die Ueberschätzung dieser Gaben eifern, und nur auf Glauben und Liebe dringen, — wenn diese Gaben nie existirt haben? sich denken lasse, daß die Wahrheit dieser Wunder erlogen wäre, wiewohl kein früher Feind des Christenthums, weder unter Heiden noch Juden, sie geleugnet, sondern vielmehr zwar übernatürlichen, aber bösen Kräften zugeschrieben? — Ein sich auf sehr cohärenten Ideen gründender Irrthum müßte doch in eine Art von System zu bringen sein. — Bringe mir einer die hebräischen Märchen, falls sie das sind, in ein System! — Er nehme Wahrheit an, und wie fest steht die Pyramide! —

„Aber hier ist noch mehr! Der sonderbare Nazarener verhieß jedem ernsten und demüthigen Forscher und Fleher um Wahrheit die festeste Ueberzeugung. „Thut die Werke, die ich thue, und prüfet, ob meine Lehre von Gott sei!" — Und darauf läßt es auch jeder wahre Vertheidiger des Christenthums ankommen! — Es sage mir ein Sterbender — im Tode ist Wahrheit! — es sage mir ein Sterbender: „Ich lebte nach der Lehre Jesu, ich rang nach Ueberzeugung, aber ich fand sie nicht, ich sterbe ohne Hoffnung!"

„Liebster Halem! ich glaube, ohne Schwärmerei, transscendentale Ueberzeugung zu haben; aber ein solches Zeugniß würde mich in meiner Ueberzeugung erschüttern. Glauben Sie mir, liebster Freund! und o! versuchen Sie es mit dem Ernst, den die Sache der Ewigkeit verdient, flehen Sie um Wahrheit, und führen Sie ein heiliges Leben, flehen Sie um Kraft, ein heiliges Leben wandeln zu können! Sollte auch Ihr Gebet an den unbekannten Gott nur hypothetisch sein, Sie werden so gewiß feste Ueberzeugung erhalten! —

„Alexander Baumgarten sagte sterbend: Serenitas animi est demonstratio demonstrationum. Das sage ich von der transscenden-

talen Ueberzeugung, welche wahrlich kein Traum ist! — Nach dieser unmittelbaren Ueberzeugung hat mich keine so überzeugt, als der tägliche Anblick meiner verklärten Agnes, welche, ohne den Tod ahnen zu können, die letzten 8 Wochen in der, ach so schönen! Blüthe der Jugend, den Himmel im Herzen und in den Augen und auf der Stirne trug! welche ein schöner Beweis von hoher, christlicher Veredlung war, ohne es zu ahnen, — ganz Liebe und Freude! —

„Lesen Sie, ich bitte Sie, lesen Sie „Wizenmanns Matthäus“: lassen Sie sich durch einige schwache Argumente im Anfange nicht abwendig machen; aber lesen Sie, ich bitte, ich flehe! —

„Ich habe Ihnen dieses alles mit fliegender Feder hingeschrieben; ich traue meinem Herzen mehr als meinem Kopfe. Und die Religion Jesu, wiewohl sie durch die strengste Prüfung der Vernunft gewinnt, ist Sache des Herzens.“ —

Stolbergs äußeres und inneres Leben war seit dem vorigen Herbste ein bewegteres geworden. Die sich mehrenden persönlichen Verhältnisse, welche aus seiner gesandtschaftlichen Stellung hervorgingen, die aus seiner Verlobung eben so nothwendig hervorgehenden neuen Familienverbindungen, jene Ansprachen, mit mehr oder weniger umschleierter Zudringlichkeit verbunden, und jene Veranstaltungen gesellschaftlicher Kreise, welche die Anwesenheit des Gastes, den als Menschen, als Diplomaten, als Schriftsteller und namentlich als Dichter bedeutender Ruhm umgab, zum Zwecke hatten: dieses Alles hatte ihn um seine früher gewohnte, seiner Natur und geistigen Thätigkeit mehr entsprechende ruhige Lebensweise gebracht, und zwar in einer Zeit, in welcher er mehr als je den Wunsch und das Bedürfniß fühlte, vom Taumel der Welt zurückgezogen die Erinnerungen der Vergangenheit und die Hoffnungen der Zukunft der stillen, von Gottvertrauen geleiteten Erwägung in der Gegenwart anheimzugeben. Im Frühjahr stellte sich häufiger Kopfschwindel ein, seine Gesundheit war angegriffen und er mußte, so weit es ihm gestattet war, der Stadt und ihrem Taumel zu entrinnen und der lieben Gotteswelt sich mehr zuzuwenden suchen. Er fand für sich und die Seinigen eine halbe Meile von Berlin ein der churmärkischen Natur entsprechend angenehmes Landhäuschen an der Spree, dem Thiergarten gegenüber, hinter dem Moabiterlande, welches er im Anfange des Mai zu beziehen gedachte und wohin er seinen Freund

Scheffner in Königsberg schon am 27. April einlud. Diesem schrieb er: ... „Ist denn gar keine Hoffnung, daß Sie diesen Sommer nach Berlin kommen werden? Oder künftigen Winter? Später würden Sie mich schwerlich hier finden. Daß ich vorigen Sommer nicht verdorrte, ist vielleicht Ihr Werk. Man sieht gern den Baum an, welchen man, nachdem der dörrende Ostwind ihn gestürzt hatte, noch zu rechter Zeit wieder aufrichtete und anband. Einem solchen gleiche ich nun, angebunden, nicht mehr mit starker Wurzelkraft freudig aufstrebend. In meinem Landhäuschen würde sich am schönen Strom und im Schatten gut schwatzen lassen, nicht vom Kriege, welcher gewiß Sie wie mich betrübt — wiewohl meine Friedenshoffnungen noch nicht ganz den Flügel senken, — sondern von so manchem

. . . quod magis ad nos
Attinet et nescire malum est.

„Meine Sophie, meine Schwester und mein Neffe würden oft lebendigen Antheil an unsern Gesprächen nehmen, oft uns wandern lassen hinein in die Tiefe des Gesprächs. In der schnellgeflügelten Wechselrede würden wir uns vielleicht manchen ernsten Gegenstand leicht wie Federbälle zuwerfen, manchmal das Webschiffchen der Ideen uns zuschleudern und lächelnd ernste Gewebe weben. In der Welt um uns her sehen wir so oft das Gegentheil, sehen wir so oft den ernsten Welthandel alltäglicher Gedanken und gepriesener Weltweisen Rechenpfennige mit höchsteignem Bild und Ueberschrift, doch verborgenem Midasohr von gespaltener Klaue in gespaltene Klaue gereicht, vom Wiederkäuer dem Afterwiederkäuer vorgekauet werden. — Haben Sie Wizenmanns „Matthäus“ gelesen? Ich bitte Sie, lesen Sie es! Mir zu Liebe! Und mir zu Liebe lassen Sie sich durch einige mir schwach scheinende Argumente nicht abschrecken. Ein schwaches Argument ist, deucht mich, gar keins und muß weder in's credit noch in's debet eingerechnet werden; aber starke, mir unumstößliche Argumente werden Sie finden. Mir hat das Büchlein große Freude gemacht.“ ....

Im Juni theilte Halem die Nachricht über die beabsichtigte nahe Reise nach der Schweiz, Italien und Frankreich Stolberg mit. Dieser giebt im Briefe vom 19. Juni dem Wanderer Grüße an seine Freunde in der Schweiz und Winke für die Reise in diesem Lande mit:

— — — — „Denken Sie an mich", heißt es u. A., „in Bevay! und beim Rheinfall! und bei dem Sturz der Reuß auf dem Gotthard, welchen Sie ja sehen müssen. Da ich zu Fuß die kreuz und quer die ganze Schweiz durchwandert bin, so kann ich Ihnen, eben weil so viele Erinnerungen mich bestürmen, nicht viel Einzelnes sagen..... Heil auch zu Italien! Mit edlerer als berlinischer Gluth brennt mir der hiesige Staubboden unter den Sohlen beim Namen Italien! Nicht die Spree, welche hier am Garten meines Landhauses fließt, vermag diese Gluth zu kühlen, wohl aber der Gedanke an Po, Tiber und mittelländisches Meer, welche ich bald zu besuchen sehr ernsthaft vorhabe...."

Mit der Ernennung Stolbergs zum dänischen Gesandten in Berlin im Frühjahr 1789 war ihm zugleich die Aussicht auf eine Ehrenstelle in Dänemark eröffnet. Der ihm angebotene Gesandtschaftsposten in Neapel, welcher mit wenig Arbeit verbunden war, mußte so seines leidenden Zustandes als der Befriedigung geistiger Bedürfnisse wegen ihm sehr erwünscht sein. Es bedurfte wahrlich nicht der Unterlegung herausvernünftelter geheimer Absichten und Triebfedern, wie es von Voß geschah, um die Sehnsucht eines Freundes der schönen Natur und des Alterthums, wie Stolberg es war, zu einer Reise nach einem Lande erklärlich zu finden, wohin nicht lange vorher die Wege Herders, Goethe's, Heinse's, Lessings u. A. geführt hatten. — Den 17. Juli, zwei Tage vor seiner Abreise von Berlin, schrieb Stolberg an Jacobi: „Zwar nur auf Urlaub, aber mit fast gewisser Hoffnung, aus dem Märkischen Sande hinüber in die hesperischen Gärten von Neapolis versetzt zu werden, reise ich übermorgen mit Weib und Kind nach Holstein und von dort nach Dänemark. Ich hätte Ihnen, liebster Jacobi, viel zu sagen, aber ich bin heute in seelenzerrüttendem Gewühl, durch welches man sich immer durcharbeiten muß, wenn man seinen Wohnsitz verläßt, und eile daher zur Hauptsache" u. s. w.

Nicolovius, welchen Stolberg als Lehrer seiner Kinder und als Freund für den nächsten Winter gewonnen zu haben hoffte, hatte, nachdem er Berlin verlassen, auf seiner Rückkehr in die Heimath im Frühjahr 1790 Schlesien und Sachsen bereist. In Königsberg ordnete er mit seinen Geschwistern die Angelegenheiten der Erbschaftstheilung. — Ihre Mutter hatten diese schon im Anfange des Jahres 1778, ihren

Vater, den Kriegs- und Domänenrath Georg Nicolovius, am Ende desselben Jahres verloren. — Das Gefühl des Dankes und der Verehrung Hamanns hieß ihn an Zeit und Vermögen Opfer zu bringen für die Erziehung und die Erziehungsmittel seiner hinterlassenen Kinder. Stolberg, im Begriffe, Berlin zu verlassen, glaubte, vielleicht weil er die Schweigsamkeit des Nicolovius so deutete, seine Hoffnung auf ihn vereitelt und nahm für die Berufung eines andern Hauslehrers den Freundschaftsdienst Jacobi's in Anspruch, in der Fortsetzung jenes Briefes.

„Ich habe Ihnen geschrieben, daß mich meine süße Hoffnung, unsern Nicolovius zum Hofmeister zu bekommen, getäuscht hat. Ein anderer, welchen mir mein alter und geliebter Freund Funk in Magdeburg empfohlen hatte, ist Feldprediger geworden.

„Ich kenne nur drei Menschen, auf deren Empfehlung ich es wagen darf, einen ungesehenen zu nehmen, Funk, Heß und Sie. Ich würde meinen Bruder zuerst genannt haben, wenn er Gelegenheit hätte, junge Männer zu sehen.

„Ich verlange in einem Hofmeister Reinheit der Sitten, oder vielmehr Unschuld des Herzens und wahres Bibelchristenthum, sanften, heitern Sinn, Freudigkeit und Geistesfähigkeit genug, um nicht zu früh von seinen Zöglingen übersehen zu werden. Ich wünsche, daß er die Alten geläufig und mit dem Geiste lese, mit welchem man sich im Lesen eines edlen Schriftstellers veredelt. Er muß Geduld genug haben, um auch in den Dornpfaden der Grammatik, das heißt in ihren nöthigen Elementen, nicht zu ermüden. Mein ältester Sohn wird in einigen Tagen 7 Jahre alt, der zweite im Herbst 4 Jahre. Ich darf sagen, daß es sehr gute und hoffnungsvolle Kinder sind. Ich, meine Frau und meine Schwester werden sich ein wahres Vergnügen daraus machen, dem jungen Mann auch dadurch das Leben leicht zu machen, daß wir ihm auf verschiedene Stunden des Tages gern die Kinder abnehmen, und ihm Zeit zum Lesen, Besuchen u. s. w. geben werden.

„Nach dem Maaße seiner Liebe zu den Kindern und seiner Verdienste um sie wird er unser Freund oder Herzensfreund sein. Zum Herzensfreunde kann freilich die Dankbarkeit nicht machen, wer aber Kindern in einem hohen Grade das ist, was er ihnen sein kann, dessen Herz und Geist sind von der Art, daß man mit Empfindung für's

Gute ihm nicht allein Dank weiß, sondern ihn herzlich lieb gewinnt. O liebster Freund! wenn Sie einen jungen Menschen, wie ich ihn wünsche (oder auch einen älteren, wofern nur Jugendfreudigkeit in ihm lebt), wissen, o so bitte ich Sie, mir ihn zu verschaffen! Mit Freude rüste ich mich zur Reise nach einem Lande, nach welchem ich mich seit vielen Jahren sehne, aber der Kummer, mit einem 7jährigen Knaben, an welchem mein Herz hängt, ohne Hofmeister zu reisen, nagt an dieser Freude in meinem Herzen. So sehr ein Mensch einen Menschen verpflichten kann, wird mein Jacobi mich verpflichten, wenn er mir einen solchen Mann anweiset. Meine Knaben haben einen Mutterengel im Himmel, dessen Segen auf Ihr Haupt kommen wird.

„Wofern Sie an Ihren Bruder oder Schlosser schreiben, so sagen Sie ihnen, daß ich keinen Neologen haben will, wäre er auch gelehrt, wie Aristoteles, und weise und gut, wie Xenophon.

„Wenn es auf einen Lehrer für meine Kinder ankommt, so bin ich intolerant! Ob er Theolog oder Jurist, lutherisch oder reformirt ist, ist mir gleich viel. Aber er muß mit Einfalt an's Evangelium glauben. Ich hätte lieber einen ehrlichen Atheisten, wenn es solche giebt, als einen Wischi-Waschi von zusammengeknetetem Glauben und Unglauben, wie jetzt die meisten Theologen sind."

Jacobi nahm sich der Erfüllung des Wunsches seines Freundes mit Eifer an, ohne in der nächsten Zeit zum Ziele zu kommen. Den 31. August ermuntert Stolberg den Freund zur Fortsetzung seiner Bemühungen auf und wiederholt mit Nachdruck den Standpunct, welchen er vor Allem als christlicher Vater bei den Anforderungen an den Lehrer und Erzieher seiner Kinder festhalte. „Fahren Sie fort", schreibt er u. A., „Erkundigungen nach christlichen Jünglingen, welche die Modephilosophie nicht gefangen hat, einzuziehen. Verschiedenheit der Auslegungsart in gewissen Meinungen soll mich nicht abhalten. Nimmt der junge Mann mit Einfalt des Herzens die heilige Schrift an, setzt er seine Hoffnung auf Den, dem sich alle Kniee im Himmel, auf Erden, und unter der Erde beugen sollen, so werden Systeme uns nicht trennen. Thut er das nicht, so kann, so darf ich ihm meine Kinder nicht anvertrauen, wäre auch der Mann in dem Styx der Philosophie gehärtet und mit homerischer Feuertaufe geweiht.

„Im nächsten April werde ich wohl meine Wallfahrt antreten. . . . Plane für das künftige Jahr sind freilich immer sehr sujets à caution. Ein Halbweiser möchte sie ironisch belächeln, aber der Weise weiß, daß auch unsere ungewissen Hoffnungen, selbst wenn sie unerhört bleiben, Realität haben und in den großen Plan des mütterlichen Allvaters gehören, welcher Sonnen und Kinder am Gängelbande führt." Im Spätherbste erhielt Nicolovius die Nachricht, daß Stolberg seiner noch gedenke, die erneuerte Bitte, in dessen Haus zu kommen, und den Vorschlag, an einer Reise in Deutschland, der Schweiz, Italien und Sicilien Theil zu nehmen. Dieser theilte Stolberg den endlichen Entschluß, zu ihm zu gehen, mit, einen Entschluß, welcher, wie sein Sohn Dr. Alfr. Nicolovius sagt, sein Glück geworden ist. —

Den 19. Juli war der Gesandte Stolberg mit seiner ganzen Familie von Berlin, als Einer, wie er schrieb, der nicht Lust zur Rückkehr hat, zu den Seinigen in Holstein abgereist, um von da die Reise nach Kopenhagen fortzusetzen, über seine Mission in Berlin Bericht zu erstatten und die nach Neapel zu betreiben. Vom Ende des October an brachte er den Winter in Emkendorf zu. Dieses bereits erwähnte Gut war bald nach seiner Rückkehr von dem Gesandtschaftsposten in London der Wohnsitz des Grafen Friedrich Reventlow geworden und wurde vom Jahr 1789 an, vorzüglich im Verlaufe des letzten Jahrzehnts des Jahrhunderts, der gastfreie Sammel- und Mittelpunct eines bald sich erweiternden, bald sich verengenden Kreises von geistreichen Männern und Frauen, welche aus der Nähe und Ferne in der mächtigen Strömung des religiösen und politischen Denkens und Handelns während dieser Zeit von der Verwandtschaft der Gesinnung des Besitzers und seiner Gemahlin dahin gezogen wurden, während Anderen, wie Voß, Emkendorf als eine geschäftige Schmiede für Geistesfessel verhaßt war. So streng der Graf Friedrich, des verdienstvollen Cramers Zögling und Freund, für strenges Festhalten an der Augsburgischen Confession eiferte, so vielfach er als Verfechter der Adelsrechte angefeindet wurde, sein Geist und seine Redlichkeit erregten, so wie seine mit Kunstsinn verbundene feine Weltbildung, überall Bewunderung. Seine Gemahlin Julie, geborne Gräfin Schimmelmann, nennt Rist eine der liebenswürdigsten und geistreichsten Frauen ihrer Zeit. Ihre anspruchslose Frömmigkeit, ihre geistreichen und herzerhebenden

Gespräche, die aufopfernde Sorgfalt, welche sie den leiblichen und geistlichen Bedürfnissen ihrer Unterthanen zuwendete, und die immer heitere Ergebung auf ihrem langen Schmerzenlager gewannen ihr die Verehrung Aller, welche in ihre Nähe kamen. Manchen edlen Männern, wie Klopstock, Claudius, Jacobi, Hensler, Schönborn, Perthes, war Emkendorf ein werther, der Freundschaft und der heitern, freien Geselligkeit geweihter Ort. Nicht fern von Emkendorf, nahe bei Eckernförde, auf Altenhof hatte der Bruder des Grafen Friedrich, Graf Cajus Reventlow, vermählt mit der Nichte der Grafen Stolberg, der Gräfin Luise Henriette Bernstorff, seinen Wohnsitz. An Feinheit, vornehmer Weltbildung stand er vielleicht seinem Bruder nach, aber an Geist und Umfang der Kenntnisse und an Kraft, an Geschäftsblick und einfacher Tüchtigkeit des Charakters übertraf er ihn. Kurz nach des Grafen Tode im Jahre 1834 schrieb Fr. Perthes von ihm: „Edlerer Art als ihn hatte das Vaterland keinen. Er war der letzte der großartigen Adeligen einer vergangenen Zeit." Mit den beiden Brüdern Reventlow waren seit den Universitätsjahren zu Göttingen der Graf Christian und Friedrich Leopold Stolberg innigst befreundet; mit ihrer Schwester, der Gräfin Luise, war der Graf Christian vermählt; mit der Schwester der Julie, mit der in Friedrich Leopold Stolbergs Gedichten gefeierten Gräfin Adelheid Cornelia, war der Graf H. Friedrich Baudissin vermählt. Auch H. Friedrichs Bruder, der Graf Carl Ludwig Baudissin, und seine Gemahlin, die geborne Gräfin Dernath, waren oft gesehene und willkommene Gäste in Emkendorf. Im Geist und Herz erhebenden Verkehr mit diesen und mit andern durch das Band der Verwandtschaft und durch das oft noch süßere Band der Freundschaft Verbundenen lebten der Graf Stolberg und seine Sophie den Winter. Am 10. December vermehrte diese die kleine Agnesheerde mit einem Mädchen, mit der Julie Agnes Emilie.

In der Mitte des Januar des folgenden Jahres erschien auch der ersehnte Nicolovius in Emkendorf und fand sich bald einheimisch, wo auf einem engen Raume, in diesem Winkel der am meisten nördlich abgelegenen Gegend Deutschlands, seinem geistigen Auge eine Welt sich öffnete, welche durch den dargelegten Umfang der auf den Höhen des europäischen Staatslebens gewonnenen Erfahrungen, durch den aus-

getauschten Reichthum großer Gedanken und durch den Ernst christlicher Gesinnung, von welchem allenthalben die Denk- und Handlungsweise in der Vollziehung dessen, was in der nächsten Nähe und in der Ferne als Aufgabe und Verpflichtung des Daseins sich darbot, beherrscht ward, ihm eine für das ganze Leben an Schätzen reichhaltige Schule darbot, wie er sie vielleicht nirgends sonst würde haben finden können. Von Stolberg schrieb er etwas später: „Er ist ein Mann nach dem Herzen Gottes, voll edlen Feuers im Innern, Liebe und Rath dem Guten, Donner und Geißel dem Schalk.“ —

Der Fortgang der französischen Revolution mußte den Staatsmännern in Emkendorf fortwährend ein Gegenstand ernster Beobachtung und Unterhaltung sein; auch die Frauen nahmen ihren Antheil an demselben, der oft durch die Gräfin Luise, welche, in dieser Angelegenheit von den Ansichten der Schwägerin Julie und der Gräfin Sophie und ihrer Männer ganz abweichend, eine eifrige Demokratin war, ein erhöhtes Leben und Interesse erhielt durch den von ihr in die Unterhaltung eingesetzten Stachel des weiblichen Witzes und des in Anspruch genommenen freiern Weltbürgersinns. Daß nach dem Verlaufe weniger Jahre ihr gepriesener Lafayette als Flüchtling in Emkendorf erscheinen werde, ahndete Luise gewiß eben so wenig als die Uebrigen, ahndete auch der Greis Klopstock nicht, welcher damals noch mit jugendlichem Enthusiasmus für die aufgegangene Sonne der Freiheit schwärmte. In der Nähe von Hamburg war am 14. Juli des vorhergehenden Jahres 1790 von den Bürgern dieser freien Reichsstadt unter großem Gepränge ein allgemeines Freiheitsfest zur Erinnerung an den Sturm der Bastille gefeiert. Alles, erzählte ein theilnehmender Augenzeuge, was von rechtlichen, für Freiheit warmen Leuten in Hamburg lebt, war zugegen. Alle Frauenzimmer waren weiß gekleidet und trugen Strohhüte mit dem Nationalbande, auch Schärpen und Ordensbänder davon. ..... Klopstock las zwei neue Oden. Bei Abfeuerung der Kanonen, Musik und lautem Jubel wurden Gesundheiten getrunken, unter andern: auf baldige Nachfolge in Deutschland und Abschaffung des Despotismus. Vor und nach Tisch wurde getanzt. Es war ein herrlicher Tag, und es wurde manche Thräne der Rührung vergossen. ..... Anders als Klopstock stellte sich sein naher Freund Claudius, an dessen ruhige Wohnung in Wandsbeck der Freudenlärm von Ham-

burg her anschlug, zu jener hinreißenden Welterscheinung. Er, wie Wenige von der Sehnsucht nach dem Glücke der Menschheit erfüllt, durchmaß in sinniger Ruhe mit seinem Wanderstab die Bahn der Zeiten und die Gebiete der menschlichen Neigungen und Leidenschaften und glaubte, es sei nicht genug, daß der Regenbogen in der Luft mit schönen Farben spiele, sondern man müsse auch wissen, wo er auf die Erde könne niedergebeugt werden, ohne seine Farben zu verlieren, und es erfordere eine ungemeine Erfahrung und eine feine Mathesis, die Strahlenbrechungen bei der Operation im Voraus sicher zu berechnen.

Als Klopstock noch auf den breiten Wogen der Begeisterung für ein neues Weltbürgerthum forttaumelte, hatte sich Stolberg während seines Emkendorfschen Aufenthalts — gewiß nicht ohne allen Einfluß der Reventlowe — eines Andern besonnen; und wie er einstens auf dem Gebiete der Dichtkunst der Erste war, welcher von dem thörichten Bardenspuk Klopstocks sich abwendete und für seine Poesie Momente der Wirklichkeit aus dem deutschen Alterthume aufsuchte, so war er nun auch auf dem sogenannten politischen Gebiete unter der ehemaligen Klopstockschen Jüngerschaft der Erste, dem nicht mehr der Glanz jener Erscheinung das Auge blendete, und den nicht mehr der Schaum der allgemeinen Begeisterung von der besonnenen Einsicht in die wahre Natur ihrer Quelle ablenkte. Mehrere auf dem großen Theater handelnde Personen hatten bereits durch ihr charakteristisches Spiel am meisten dafür gesorgt, daß manchem Zuschauer das Urtheil über den Ausgang nicht mehr ein zweifelhaftes zu sein anfing. Stolberg hatte schon am 12. December 1789 an Voß geschrieben: „Mit Frankreich geht es schlecht. Die Leutlein scheinen mir Leutlein und Franzosen sein und bleiben zu wollen. Ich sehe nichts als kleine Leidenschaften und kleine Menschen dort.“ Vollständiger theilt er in einem Briefe an Halem vom 20. Januar 1791 sein neues politisches Glaubensbekenntniß mit. Dieser war von seiner Reise zurückgekehrt und hatte Stolberg Nachricht über die Ergebnisse derselben gegeben. Erfreulich war diesem Halems Versicherung, daß der Besuch Lavaters in der Schweiz ihm besondere Befriedigung gewährt habe, und gern stimmte Stolberg dem Freunde bei, der durchaus kein Lavateraner war, und behauptete: nur der Teufel könne ihn sehen, mit ihm umgehen — und für einen

Heuchler halten; jedoch trafen Halems Urtheile über das, was er bei seiner Rückkehr über Paris hier gesehen und gehofft, Stolberg nicht mehr auf dem früher von ihm ausgesprochenen Standpunct an. Stolberg äußert sich über diesen: „Ich war so enthusiasmirt für Frankreichs Revolution, als man es sein kann. Aber ich gestehe Ihnen, liebster Freund, daß ich weder zufrieden mit der Nationalversammlung bin, welche gesetzgebende und ausübende Macht zugleich behauptet — also Despot ist — noch auch dem Nationalgeiste Frankreichs viel zutrauen kann. Es sind doch immer die Franzosen, die sie waren. Paris, diese allgemeine Masse der Frivolitäten und Mutter der Unsittlichkeit, konnte wohl der Brennpunct der National-Unruhen werden, aber der Sitz heiliger Freiheit, sollte sie das sein können? Und sind nicht Mirabeau und Maury, Erzschalke, an der Spitze der Nation? — Ich sehe den großen Strom heranrauschen, welcher alle Despotieen stürzen wird. Segen und Fluch wird er mit sich bringen. Denn welche Völker der Freiheit nicht fähig sind — und nur durch hohe Sittlichkeit werden Völker ihrer fähig —, die fallen aus der Knechtschaft in die Anarchie. Ich ehre, ich liebe — Sie wissen, wie sehr! — die Freiheit! Aber eben deswegen glaube ich, daß sie sich auf Tugend gründen müsse. Und diesen Grund hat Frankreich nicht gelegt, Frankreich, welches ganz Europa mit dem Gifte seiner Immoralität und Irreligion getränkt hat." — Dann fährt der Briefsteller fort, Kunde zu geben über seine persönliche Lage und über die nächsten Seinen: „Ich soll Ihnen von mir selber erzählen. Bester Halem, meine Sophie ist ein sehr edles und liebes Weib, edel genug, um mit Liebe die Wunde zu pflegen, welche mir der Tod meiner Ewiggeliebtesten schlug, welche der Tod nur heilen kann. Sie übt, in Gemeinschaft mit meiner Schwester, Muttertreue an meinen vier Agneskindern, welche nach Herzenslust gedeihen, und hat mir vor sieben Wochen ein Töchterchen geboren, welches sie selber säugt. Ich habe das Glück, einen trefflichen jungen Mann als Hofmeister zu haben, der mir auch als Freund unschätzbar ist. — Meine Gesundheit ist leidlich. Seitdem ich aus Berlin bin, habe ich kein Blut aufgegeben. Aber Geist und Herz können sich nicht erholen; non sum, qualis eram. — Soviel äußere Umstände zur Erholung von einem innern Uebel beitragen können, erwarte ich von der bevorstehenden Reise. — Meine Schwiegerin, welche eine eifrige

Demokratin ist, läßt Sie herzlich grüßen und bittet sehr um umständlichere Nachrichten aus Frankreich....."

Am 4. März war Stolberg nach mitgetheiltem Rappell von der Berliner Gesandtschaft zum dänischen Gesandten in Neapel ernannt worden und zeichnete im Briefe an Scheffner vom 6. April in einzelnen Zügen den Plan seiner nahen Reise. „..... Als ich den vorigen Sommer auf Urlaub von Berlin reiste, hoffte ich den Gesandtschaftsposten an der Spree gegen den am mittelländischen Meer zu vertauschen und nun ist meine Hoffnung so eingetroffen, daß ich schon an den Vesuv und an den Aetna unter der mystischen Formel eines Gesandten an den König beider Sicilien beglaubigt bin. In der Schweiz und in Italien werde ich, wie Sie denken können, mit Weile eilen und wohl beinahe 40 Wochen auf dieser Reise in's gelobte Land, aber nicht durch Wüsten ziehend, zubringen. Ich habe mich von meiner Jugend an in Träumen einer solchen Reise gewiegt. Ein Aufenthalt von einigen Jahren in diesen Paradiesen wird mir noch viel mehr gewähren, als eine flüchtige Reise thun könnte, nur wünschte ich unmittelbar an die vulkanischen Majestäten, nicht durch das flitternde Medium eines königlichen Hofes accreditirt zu sein. Vielleicht gelingt es mir an den Wasserfällen von Tivoli oder am Wogengeräusch des Jonischen Meeres, von griechischen Lüften angeweht, oder in ad otia nata Parthenope meine Harfe wieder zu stimmen und an den Flammen des Aetna den glimmenden Docht meiner Fackel wieder anzuzünden! — Für meine Knaben habe ich einen trefflichen jungen Preußen, welcher Sie manchesmal in Königsberg gesehen hat, zum Führer und zum Freunde der ganzen Familie bekommen. Er heißt Nicolovius.

„God tempers the wind to the shorn lamb, sagt Sterne, und Sie sahen mich shorn to the quick. Und darum führt er mich auf eine liebliche Aue. Er erheitert den trüben Abend meines Lebens, damit ich mit sanfterer Sehnsucht den großen allwiederbringenden Morgen erwarten könne!" —

Im Anfange Mai's fuhr Stolberg mit der Gräfin Sophie auf einige Tage nach Eutin, wo vor Kurzem Lovzow, der Präsident der fürstbischöflichen Regierung, gestorben war. Lovzow's Tod ward die Veranlassung, daß Stolbergs künftiger amtlicher Wirksamkeit ein anderes Ziel gesteckt und damit eine Aenderung in seinem nächsten Reiseplan

in Verbindung gebracht ward. Das erledigte Amt mit verdoppeltem Gehalt ward ihm vom Fürstbischof angetragen. Nachdem er im Anfange des Monats Juni zur Ablösung seiner Stellung zur dänischen Regierung eine kleine Reise nach Kopenhagen gemacht hatte, meldete der Zurückgekehrte den 12. Juni dem Herrn v. Halem: „Ich gehe wieder in die Dienste unseres lieben guten Fürsten, der mir solche auf eine Art angetragen hat, welcher zu widerstehen ich weder Beruf noch Kraft noch Lust hatte. Ich werde Präsident in Eutin, mit Urlaub zu einer Reise von anderthalb Jahren. In Kopenhagen hat man meinen Bewegungsgründen auf eine Art, mit welcher ich zufrieden sein kann, Gerechtigkeit widerfahren lassen ....."

Von Halem hatte in dem vorhergehenden Schreiben an Stolberg auch über die französische Revolution mit Hinweisung auf sein im „deutschen Mercur" niedergelegtes und von Wieland beurtheiltes Pariser Tagebuch sich ausgesprochen. Stolberg erwiderte, auf diesen Gegenstand eingehend, u. A.: „Ich habe nicht gelesen, was Wieland von der französischen Revolution gesagt hat. Urtheile sind mir selten interessant, wo die Sache vor Augen liegt, wo ich mit dem Urtheiler gleiche Data habe. Aus eben diesem Grunde lese ich keine kritische Journale mehr. Die öffentlichen Commentatoren des Droit de l'homme haben neulich durch einen Article constitutionnel dem abscheulichsten aller Frevel, der Negersclaverei, eine Sanction gegeben, wie sie bisher kein Despot gegeben hat. Die Sittenreformatoren haben einem Voltaire Ehre eines Heroen erzeigt. So lange keine zweite Kammer in Frankreich existirt, und die executive Macht vernichtet bleibt, sehe ich nur 700 Despoten, welche von dem Pariser Pöbel abhangen müssen, von dem verderbtesten Abschaum der verderbtesten Nation."

In der litterärischen Welt machte in dieser Zeit großes Aufsehen die Beurtheilung der Gedichte Bürgers, welche im Anfange des Jahres 1791 in der „Allgemeinen Litteratur-Zeitung", Nr. 13 und 14, von einem namenlosen Beurtheiler erschienen war. Daß Schiller dieser sei, wurde bald allgemein bekannt. Bürger hatte kaum die letzten Kräfte des Geistes und des Körpers aus dem Ruin seiner ehelichen Verbindungen und der gescheiterten Hoffnungen auf Subsistenzmittel wieder emporzurichten angefangen, als der Zweiundvierzigjährige mit dem

größten Leichtsinn zu einer dritten Vermählung sich hinreißen ließ. Bekannt wurde bald das noch größere Elend, das Elise Hahn ihm in sein Haus und sein schon gebrochenes Herz brachte. Nun sollte dem Lieblinge des Publicums der schwer errungene Lorbeerkranz, das einzige Gut, das den letzten Lebensodem noch anfachen konnte, entrissen werden durch eine Recension, die eigentlich nur einige abgerissene Gedanken über Objectivität und Idealität enthielt, aber in ein metaphysisches Gewand gekleidet, welches ihm als Ankündigung eines neuen philosophischen Zeitgeschmacks, in den er sich nicht finden konnte, imponirte. Er starb, von Kummer und Krankheit erschöpft, im Jahre 1794. Eine vielseitigere und gründlichere Beurtheilung seiner Gedichte, als Schiller sie zu liefern vermochte, widmete später seinem Andenken sein jüngerer Freund und Zuhörer Aug. Wilh. v. Schlegel, und wies besonders die leitenden Grundsätze des Dichters, das Streben nach Popularität und nach der sorgfältigsten Correctheit nach, widerlegte den herrschenden Wahn, als habe Bürger Alles, was er schwarz auf Weiß hingeworfen, für ein gelungenes Göttergebilde gehalten.

Stolberg wurde, wie manche Andere, welche dem vom Unglück heimgesuchten Bürger trotz seiner moralischen Schwäche mitleidsvolle Theilnahme als Menschen zuwendeten und trotz einzelner Fehler seiner Gedichte ihn als Dichter hochstellten, von jener verdammenden Kritik und ihren Folgen schmerzlich berührt, der Halem seinen Beifall gegeben hatte. Am Schlusse jenes Briefes Stolbergs an Herrn v. Halem heißt es u. A.: „Et tu Brute? Auch Sie sind mit der Recension der Bürgerschen Gedichte zufrieden? Scheint Ihnen, daß alle lyrische Dichter der Deutschen so weit unter Bürger stehen, als dieser unter dem Ideal des anonymen Journalisten? Ueber dieses Ideal — denn er scheint versificirende Kantianer auf dem Parnaß zu wünschen — scheint mir Bürger, der ein wahrer Dichter ist, weit erhaben. Voß las mir diese Recension vor 6 oder 8 Wochen vor, und empfand, was ich empfinde. Ich kann mir nicht vorstellen, daß Schiller, der eben als lyrischer Dichter, meiner Empfindung nach, groß war, dieses Urtheil gefällt haben soll. .....“ —

Der Graf Stolberg wurde am 15. Juni zu Eutin feierlich in sein Amt eingeführt, und reiste einige Tage darauf zu seinem Bruder nach

Tremsbüttel, um von da seine Reise anzutreten. Von hier schrieb er den 27. Juni u. A. an Scheffner: „..... Nicht als dänischer Gesandter, sondern als freier Reisender werde ich die Schweiz, Italien, Sicilien besuchen. In anderthalb Jahren komme ich wieder und trete die Präsidentenstelle in Eutin an, welche ich eben erhalten habe. Insanientis dum sapientiae consultus errat, ist Ihr Freund bestimmt, Präsident und Domherr zu sein! Ich werde in Eutin, einem paradiesischen Orte, leben. Vorläufig aber, da ich zwar vom Könige von Dänemark meinen Abschied erbeten habe, aber nicht von Mutter Natur, bin ich willens, ihr Creditiv den Alpen, dem Vesuv und dem Aetna zu überreichen. Sua cuique Deus sit diva cupido, könnten Sie lächelnd sagen und mich für einen envoyé extraordinaire der eitlen Neugierde halten, aber so strenge beurtheilen Sie Ihren Freund gewiß nicht.

„Sie wollen, daß ich eine Reisebeschreibung machen soll. Die Vorstellung der schönen und großen Gegenstände, welche ich aufmerksamer vielleicht, gewiß mit mehr Interesse, als manche Reisende, aber doch immer sehr flüchtig sehen werde, und die Schwierigkeit, Naturschönheiten dem Leser anschaubar zu machen, sollten mich abhalten. Das Glück aber, welches der trockene Riedesel und die von den Musen verwahrlosten Nachfolger dieses Reisenden gemacht haben, giebt mir Muth. Man sieht es selbst ihren Natursilhouetten an, daß die Gegenstände, deren kalten Umriß sie geben, wenigstens ausgezeichnet werden könnten, wenn auch gleich kein Pinsel sie darzustellen vermag im Leben der Natur. Ihr Freund wird also, ich sehe es voraus, sein Täflein und seinen Griffel bei sich führen, ein Geräth, welches ihm desto nöthiger wird, da die Farben auf seiner Palette einzutrocknen und seine Pinsel hart zu werden drohen. .....“

---

# Fünfter Abschnitt.

## Stolbergs Reise in Deutschland, der Schweiz, Italien und Sicilien im Jahre 1791 und 1792. — Osnabrück und Möser. Münster und der Minister von Fürstenberg, die Fürstin von Gallitzin und Overberg.

Den 29. Juni trat Stolberg mit seiner Gemahlin, mit seinem ältesten achtjährigen Sohne Ernst und mit Nicolovius seine Reise von Tremsbüttel aus an, bis Hamburg von dem Bruder und der Schwiegerin begleitet. Nachdem er am 2. Juli von diesen und von Klopstock in seiner Sommerwohnung vor Hamburg Abschied genommen, segelte er, von Claudius bis zur Elbe begleitet, bei Altona nach Harburg hinüber. Den Griffel und das Täflein für die Reise hatte er nicht zurückgelassen; aber auch das Wichtigere, die Sehnsucht nach der höheren Bestimmung des Menschen, dieser Genius, welcher bisher sein Leben begleitet, sollte fortan der Begleiter seiner Reise und seiner ganzen Lebensfahrt bleiben. „Der junge Vogel [1]) im Neste schlägt mit den Flügeln, ehe er den Flug in's Freie wagt. Auch wir sind hienieden nur im Neste, aber himmlischer Aether ist vor unserem Blick, und die Sehnsucht schlägt mit den Flügeln.

O, wie sehnt die gebundene
Psyche schmachtend sich hier! schlägt mit den Fittigen,
Aengstet hoffend sich, weint, lächelt, empfindet es,
Daß ihr Wissen nur Ahnung,
Ihre Wonne nur Sehnsucht sei!“ [2])

---

[1]) S. W. VI, 79.

[2]) Nach der Rückkehr von der Reise bearbeitete Stolberg sein Tagebuch, welches unter dem Titel: »Reise in Deutschland, der Schweiz, Italien und Sicilien« zuerst in Königsberg 1794 in vier Bänden erschien. In den gesammelten Werken der Brüder Christian und Friedrich Leopold, Hamburg bei Friedrich Perthes, 1827, bildet die Reisebeschreibung den 6., 7., 8. und 9. Band. Eine zweite Auflage war schon 1822 als selbständiges Werk mit gleicher Seitenzahl herausgegeben. Die im Werke befindlichen drei Landschaften sind von Nicolovius gezeichnet, Stolberg ließ sie in Kupfer stechen. Die gewählte Form der Mittheilung ist die Briefform. Der mit Du angeredete Leser stelle sich einen gedachten Freund Stolbergs in der Heimath vor, oder selbst, trotz einer Stelle im ersten Briefe, den Bruder desselben.

Der Graf Stolberg, der Freund der Natur und der Kunst, der gründliche Kenner des classischen Alterthums, der erfahrene Beobachter der Menschen aller Stände bis zum Throne hin, der theoretische und practische Staatsmann, berechtigt den Leser zu größeren Anforderungen, als man sie bei einem gewöhnlichen Touristen machen darf. Freilich haben manche politische Urtheile den Reiz der Neuheit verloren; aber eben weil sie ihre gemeingeltende Anerkennung durch die erschütternde, überzeugende Kraft der folgenden europäischen Begebenheiten erhalten haben, mögen sie, selbst entlehnt der genauer beobachteten Vergangenheit und der Deutung der Zeichen der Gegenwart, als vorgeschobene Posten künftiger Wirklichkeiten und Wahrheiten ein desto größeres Interesse verdienen. — Ueber die Oekonomie seines Werkes giebt der Autor selbst einige Andeutungen. „Nicht nur der Hungerharke“, schreibt er [1]), „einer gewissen Art von Reisenden, welche aus dem Reisen ein Gewerbe machen, sondern auch dem vernünftigen Nachleser habe ich manches zurückgelassen.“ Und an einer anderen Stelle [2]) heißt es: „Ich werde bei vielem selbst mit Liebe verweilen, ohne es Dir zu nennen.“ — Unser Reisender liebt es nicht, mit leichtfertig dahineilenden Urtheilen den einzelnen Personen, den Ständen und Nationen, denen er nahe kam, zu Gericht zu sitzen. Die Scheu, Anderen lieblos oder ungerecht zu sein, setzte ihm auch auf diesem Gebiete die Schranke einer so weisen als liebevollen Mäßigung des Urtheilens und Handelns. Die von ihm in dieser Hinsicht gezogene allgemeine Richtschnur giebt er selbst an [3]): „Urtheile jeder, wie er will, nur halte sich keiner für einen freien Denker, wenn er sein Urtheil nach der Modegesinnung eines leichtsinnigen, kurzsichtigen, hochfahrenden Jahrhunderts oder Jahrzehends stimmet.

„Ueber den Charakter der Bewohner eines Landes wird ein bescheidener Reisender, wenn er nicht Jahre lang mit ihnen gelebt hat, nicht gern ein Urtheil, am mindesten ein ungünstiges Urtheil fällen wollen. Lange, fortgesetzte Beobachtungen, besondere Gelegenheiten und verschiedene Umstände müssen zusammentreffen, um einen Fremdling in Stand zu

[1]) G. W. VI, 337.
[2]) G. W. VII, 39.
[3]) G. W. IX, 298, 299.

setzen, etwas Gründliches über die Denkungs- und Empfindungsart der Nation, die er besucht hat, sagen zu können." —

So reichhaltig die Quelle ist, welche uns in dem Tagebuch Stolbergs für die Erkenntniß seines Wissens und Wollens, seines Charakters fließt, so groß der werthvolle Reichthum der Gegenstände ist, welcher dem Mitreisenden zum Mitgenuß dargeboten wird, eben so groß könnte auch die Schwierigkeit erscheinen, einen dem Zweck entsprechenden Auszug dem Leser zum Geleite mitzugeben, und hier vielleicht die Anwendung dessen stattfinden, was Stolberg später über Auszüge aus Büchern urtheilt [1]): „Aus einem guten Buche einen Auszug machen, ist mehrentheils eine undankbare Arbeit. Je kräftiger und verschlungener der Inhalt ist, desto weniger kann ein Auszug ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen. Man giebt nicht etwa nur um so viel weniger, als man ausläßt, sondern man nimmt auch dem, was man mittheilt, *seinen* Bestand und seinen Gehalt. Die Idee eines vollständigen Auszuges von einer gediegenen Schrift enthält in sich selbst einen Widerspruch. Eine solche Schrift ist ein lebendiges Ganzes. Einzelne, davon getrennte Glieder kann man zur Schau umhertragen, aber sie sind des Lebens beraubt." — Jedoch von der geistigen Pragmatik eines wissenschaftlichen Lehrgebäudes oder von der Darstellung eines historischen Ganzen — und davon ist in jener Stelle die Rede — ist eine Reisebeschreibung wesentlich verschieden. In der systematischen Gedankenentwickelung, welche das Lehrgebäude aufführt, in der Anordnung der Begebenheiten, welche sich nach gewissen geistigen Gesetzen nothwendig und im Zusammenhang entwickeln, ist der Schriftsteller mit dem Gegenstande — insoweit dieses möglich ist — Eins geworden. Dem Reisenden liegt eine Welt der verschiedensten Gegenstände vor, die in ihrem vereinzelten, meistens zufälligen Nebeneinandersein und in den vorübergehenden Eindrücken keine innere Einheit der Darstellung möglich machen, wohl aber, nicht so sehr durch den Werth ihrer selbst, als vielmehr durch den Eindruck auf die Empfindung und durch das ausgesprochene Urtheil Interesse gewähren, da diese für die Beurtheilung des Charakters des Anwesenden bedeutende Haltpuncte darbieten. —

[1]) Geschichte der Religion Jesu Christi VIII, 649.

Nach zurückgelassener Elbe eilten die Reisenden durch Ostphalen und Engern nach dem Lande der rothen Erde, nach Westphalen. Hier brachten sie in Osnabrück den 6. Juli zu, froh den Vormittag bei Kleuker, dem redlichen Denker, wie Stolberg ihn nennt, und den Abend beim heitern und philosophischen Patrioten Möser.

Joh. Friedrich Kleuker (1749—1827), mit welchem, wie wir sahen, Nicolovius schon bekannt und befreundet geworden, war damals Rector der gelehrten Schule in Osnabrück. Als gelehrter Sprachkenner und als gründlicher Forscher der Geschichte hatte er sich bereits durch die Uebersetzung der Bücher des Zendavesta und durch eine Kritik über die Echtheit derselben, welche später im Ganzen die Feuerprobe rühmlich bestanden, bewährt. Dieses und die Stellung, welche er als Vertheidiger des positiven Christenthums einnahm, hatten ihn mit Hamann, Jacobi, Lavater, der Fürstin von Gallitzin in nähere Verbindung gebracht. Auf längere Zeit kam Stolberg in seine Nähe, als er 1798 zur Professur der Theologie nach Kiel berufen ward, wo Voß den gehaßten düstern Kleuker dunkeln läßt. —

Justus Möser — geboren zu Osnabrück 1720, gestorben 1794 — hatte sich bereits fast ein halbes Jahrhundert als edler Mensch, als echter Vollbürger, als practischer Staatsmann und als gemeinnütziger politischer Schriftsteller um sein nächstes Vaterland, das Fürstbisthum Osnabrück, verdient gemacht. Wie wenige deutsche Männer ist er Muster einer öffentlichen Wirksamkeit geworden, in welcher Einsicht, Gesinnung und That, Theorie und Praxis zu einer Einheit sich gestalteten, welche dem Charakter des deutschen Mannes eine volle, gesunde Kernhaftigkeit und damit bei den Edlen der Nation eine über die engen Grenzen einer Landschaft und des Lebens weit hinausreichende, fruchtbare Anerkennung verleiht. Möser, glücklicher Weise kein zunftmäßiger Gelehrter und Politiker, aber Feind einer abstracten, wüsten und lebensleeren Allgemeinheit im Erkennen und Handeln, daher nachdrücklicher Feind des übermäßigen, der gemeinen Freiheit gefährlichen Hanges zu allgemeinen Gesetzen und Verordnungen, — Möser sah mit unterscheidendem Blicke in das reich gegliederte Ganze seines kleinen Landes, namentlich in die eigenthümlich verschiedene Natur des städtischen Gewerbes und in das Wesen des landwirthschaftlichen Amtes des Bauern und des Edelmanns, und wollte Jedem zu seinem Rechte

verhelfen. Er vermittelte allenthalben das Verständniß der Gegenwart durch die Erforschung der Vergangenheit und wußte die früheste Vergangenheit seines Landes und damit des ganzen nordwestlichen Deutschlands, über welches der umgestaltende Wellenschlag der Zeiten weniger als anderswo hingefahren war, durch die Gegenwart zu erhellen. Daher ist seine osnabrückſche Geschichte eine so fruchtbare Quelle für das Verständniß des Lebens und der Verfassung jener Völkerschaften unseres ältesten Vaterlandes geworden, die er zuerst mit dem durch ihn fast classisch gewordenen Namen der Sassen als Gegensatz der Sueven zusammenfaßte, und die Erklärer der Germania, unsere Walch und Walther, hätten noch mehr als Eine Stelle dieses Büchleins zum richtigern Verständniß nach Mösers Andeutungen bringen können, und selbst der große Germanist Friedr. Karl Eichhorn würde in seiner deutschen Staats- und Rechtsgeschichte vollständiger die Urverfassung Deutschlands gezeichnet haben, wenn er hier in Mösers Autorität in demselben Grade, wie für spätere Epochen in die von Montag, hätte eingehen wollen.

Ein ganz ähnlicher Geist des echt vaterländischen Sinnes herrscht in seinen patriotischen Phantasien staatsbürgerlichen Inhalts. Die Auffassung der concreten Zustände, Berufsarten und Bedürfnisse der Landesbewohner führt ihn zur Einsicht in den charakteristisch mannigfachen Organismus des Ganzen, zur Einsicht der in gegenseitiger Gebundenheit einander belebenden und unterstützenden Glieder desselben, zur Einsicht dessen, was lebensfähige Dauer in sich hat, und was dem Sterben verfallen ist. Von der Neigung zu erhalten beseelt und mit der Fähigkeit zu verbessern begabt, hat Möser in manchen Gewohnheiten und Einrichtungen seines Vaterlandes, welche der Weisheit des Tages nur als entgeistete Hüllen eines erloschenen Daseins galten, die noch in der Gegenwart lebendige und sinnvolle Bedeutung nachgewiesen und ist in spätern Zeiten ein belehrendes Beispiel geworden, daß es sehr oft nur auf unsern Geist und auf unsere tüchtige Gesinnung ankomme, um das scheinbar Erstarrte oder Abgestorbene wiederum zu beseelen und auf fruchtbare Weise an die Gegenwart zu knüpfen. Will man sich das Verständniß des Geistes Mösers und seiner Wirksamkeit erleichtern, so bedarf es in der Regel nur, das Gegentheil von dem zu denken, was eine große Schaar seiner angeblichen Verehrer unter seinem Namen mit lügenhafter Krämerei auf den

Tages- und Jahrmarkt bringt. Der strebsamen Jugend möchten heute noch Mösers Schriften, namentlich seine patriotischen Phantasien zu empfehlen sein. Sie schützen gegen einen oberflächlichen inhaltsleeren Enthusiasmus und gegen ein Haschen nach einer über Nacht gewordenen Weisheit des Tages und gewähren dem Geiste eine Fülle lebendiger, wahrer und bildender Anschauungen des Lebens und der Lebensverhältnisse, welche durch die jugendliche Frische des Vortrages dem jugendlichen Gemüthe nur zusprechend sein kann. Wie der unvergleichliche Mann wegen des Inhalts und der Behandlungsart seiner Darstellung schon dem Jüngling Goethe und seinen jugendlichen Freunden imponirte, und wie er der Jugend zu imponiren und zu nützen geeignet sei, hebt dieser mit Nachdruck in „Dichtung und Wahrheit" hervor [1]).

Den 7. Juli gelangte die Stolbergsche Reisegesellschaft von Osnabrück nach der Fahrt einiger Meilen auf das Gebiet des Hochstifts Münster, eines Landes, welches seit mehreren Jahrzehnten durch materiellen Wohlstand und durch die geistige und sittliche Bildung seiner Bewohner nicht nur unter den geistlichen Staaten des deutschen Reiches, sondern auch unter den meisten größeren Landesgebieten weltlicher Fürsten einen ausgezeichneten Rang einnahm. Den Dank dafür brachte das Land vor Allem der einsichtsvollen und aufopfernden Thätigkeit des schon früher in der Umgebung der Fürstin Gallitzin und Hamanns erwähnten Ministers Fürstenberg dar, dessen Name nicht nur in den Blättern der Geschichte des Münsterlandes, sondern auch in Deutschlands Geschichte mit großer Verehrung fortleben wird [2]).

Das Geschlecht der Freiherren von Fürstenberg war eins der ältesten und begütertsten des westphälischen Adels. Es stammte aus dem zum Erzstift Köln gehörenden Herzogthum Westphalen; seine Güter aber reichten durch mehrere Lande, von der Weser bis über die Maas hin.

---

[1]) S. W. XXVI, 236—246, 313 fg.

[2]) Von Dohms Denkwürdigkeiten meiner Zeit. Lemgo und Hannover 1814. Band I, siebentes Capitel. — Leben und Wirken Fürstenbergs nebst seinen Schriften über Erziehung und Unterricht von Dr. W. Esser. Münster 1842. — Denkwürdigkeiten aus dem Leben der Fürstin Amalia von Gallitzin, von Dr. Th. Katerkamp, Domkapitular und Professor an der theologischen Facultät zu Münster. Münster 1828. — Umgestaltung des Münsterschen Gymnasiums durch Fürstenberg, von Bernh. Sückeland.

Es hatte den hohen Domstiftern von uralten Zeiten her viele Mitglieder und einige Fürsten gegeben. — Der Minister Friedr. Wilh. Franz Freiherr von Fürstenberg war im Jahre 1729 auf seinem väterlichen Stammgute Herderingen im Herzogthum Westphalen, etwa zwei Stunden von Arensberg, geboren [1]). Nachdem er den ersten Unterricht von einem Hauslehrer erhalten, gewann er in Köln eine freilich der Zeit entsprechende, ihn aber nicht befriedigende philosophische Bildung; daher setzte er seine Studien mit Rücksicht auf römisches und canonisches Recht in Salzburg fort. Ein längerer Aufenthalt in Italien hat aber ohne Zweifel, durch den fortgesetzten Verkehr mit den Wissenschaften und den wissenschaftlich gebildeten Männern, den weiten Umfang seiner Kenntnisse, besonders der Geschichte und ihrer Hülfswissenschaften, vorzüglich gefördert. Unter den Männern seiner persönlichen Bekanntschaft zeichnete sich der Landsmann Vico's, der als Staatsmann und geistreicher Schriftsteller berühmte Galiani aus Neapel, aus, über welchen Fürstenberg später seinem Freunde Hamann gewünschte Nachrichten gab und ihm dessen Werk „della moneta" lieh, zu dem diesen die geistreichen, in Deutschland selbst in mehreren Uebersetzungen schon bekannten Gespräche über den Getreidehandel desselben Verfassers seit vielen Jahren mit Heißhunger getrieben, welchen er selbst durch wiederholte Nachfragen in Italien nicht hatte befriedigen können.

[1]) Sein Vater Christian Franz Theodor hatte den ältesten Sohn Clemens Ferdinand als Stammherrn hinterlassen, dann drei jüngere Söhne, welche dem geistlichen Stande sich widmeten: 1) den genannten Fr. Wilh. Franz, 2) Ferdinand Joseph, geb. 1730, 3) Franz Ego, geb. 1737, Coadjutor des Bisthums Hildesheim und Paterborn, seit 1789 Nachfolger in beiden Fürstbisthümern. Was der ältere Bruder in Münster wirkte, war ihm Vorbild in seinem Lande. Von des Ministers Fürstenberg ältestem Bruder stammten: 1) Franz Clemens, welcher nur eine Tochter hinterließ; 2) Friedrich Leopold, Stammhalter der Linie Herderingen, geb. 1766, gest. 1835; 3) Theodor Hermann Adolf, geb. 1772, gest. 1828. Er war der Haupterbe des reichen Fürstbischofs Franz Ego, kaufte Stammheim, ein Gut in der Nähe von Mühlheim am Rhein, an und verschönerte es. Sein einziger Sohn war Franz Ego von Fürstenberg-Stammheim, geb. 1797, ward 1840 von Friedr. Wilhelm IV. in den preußischen Grafenstand erhoben. Auf dem Apollinarisberg bei Remagen hat der Graf an der Stelle des verfallenen Kirchleins ein Gotteshaus erbaut, das durch den Reichthum und die Vollendung seiner Architektur, wie der inneren Verzierung die Vereinigung des Kunstsinns mit der religiösen Gesinnung seines Stifters bekundet. Dieser starb im December des Jahres 1859.

Im 21. Jahre seines Alters ward Fürstenberg eine Präbende des Münsterschen Domcapitels verliehen. — Der siebenjährige Krieg zog auch das Münstersche Hochstift vielfach in seine erschütternden Bewegungen herein, welche den jungen Fürstenberg mehr als der gewöhnliche Gang des Lebens und dessen Beobachtung Land und Leute und — sich selbst kennen lehren mußten. Der damalige Landesherr, der Bischof von Münster und Churfürst von Köln Clemens August aus dem Hause Baiern, stand auf der Seite der Feinde Friedrichs des Großen. Daher hielt dieser und seine Verbündeten sich berechtigt, seine Lande als feindliche zu behandeln, und dieses um so mehr, da selbst die Verbündeten des Churfürsten, die Franzosen, nicht milder als die Feinde dem Lande sich zeigten. Münster — damals noch eine Festung — und das ganze Hochstift erfuhren die Schrecknisse des Krieges in vollem Maaße. Der große Geist findet sich in großen Geistern wieder und gelangt so zu seiner vollen Entfaltung; außerordentliche Begebenheiten bilden und stärken den Charakter des Handelnden, beides vereinigt giebt kräftigen Naturen die Richtschnur des Lebens für immer. Während dieses Krieges machte Fürstenberg, Domherr und Mitglied der Ritterschaft, der selbst die Wissenschaft des Krieges studirt hatte, von seiner Gewandtheit und seiner Kenntniß der englischen und französischen Sprache in den Verhandlungen mit den Befehlshabern der fremden Heere zum vielfachen Besten des Landes Gebrauch. In beiden Lagern war er unter dem Namen eines jungen Domherrn bekannt, und es gelang ihm, durch das Ansehen, worein er sich zu setzen wußte, manche harte Last und Bedrückung vom Lande abzuwenden; für ihn selbst aber war das Wichtigste, daß er durch diese Geschäfte Gelegenheit fand, die ausgezeichneten Männer kennen zu lernen, welche sich besonders zahlreich in dem preußisch-hannöverschen Heere unter dem Befehle des heldenmüthigen Ferdinand von Braunschweig zusammenfanden, und deren einige in dieser Zeit seine wärmsten Freunde wurden. Unter diesen nahm die erste Stelle der Graf Wilhelm zu Schaumburg-Lippe ein, derselbe, welcher später, im Jahre 1762, durch seinen Ruhm als Kriegsheld und Schriftsteller bereits in ganz Europa bekannt, zum Oberbefehlshaber der vereinigten portugiesischen und englischen Heere gegen Spanien gewählt, das gänzlich in Verfall gerathene Kriegswesen der Portugiesen wiederherstellte und durch Uneigennützigkeit bei diesem

Geschäfte den Ruhm seiner Talente und seiner Tapferkeit überbot, und nach Deutschland zurückgekehrt als regierender Graf Abt und, nach dessen frühem Tode, Herder in seine Nähe und in seine Freundschaft zog. Als der Graf im November 1759 in das von den Franzosen geräumte Münster einzog, brachten Stand und Geschäfte Fürstenberg in seine Nähe und bald schlossen die beiden großen Männer eine Freundschaft, welche für beide eine Quelle der schönsten Genüsse, eine Befestigung in den edelsten Grundsätzen, eine Stärkung in dem Glauben an ihre eigene Kraft geworden ist. Beide waren große Verehrer der mathematischen Wissenschaften, beide hatten den Glauben an die sittliche Kraft des Menschen bewahrt und unterhielten sich vorzüglich gern über die Beweise dieser Kraft, welche die Geschichte erzählt; beide waren von Vaterlandsliebe durchdrungen und sahen mit Schmerz die traurige Lage Deutschlands, das wieder stärker als je unter dem eisernen Fußtritte fremder Heerschaaren blutete; beide glaubten, daß die deutschen Staaten nur durch eine kriegerische Bildung und Bewaffnung des Volkes und durch Erweckung der Vaterlandsliebe und des Nationalstolzes bis zu den untersten Klassen vor den Gräueln der Verwüstung gesichert werden könnten, welche diese Männer ahndeten und welche auch nicht ausgeblieben sind. — Ein zweiter, nicht weniger außerordentlicher Mann, mit dem Fürstenberg in dieser Zeit das Band einer nie wieder getrennten Freundschaft knüpfte, war der später sowohl durch den mannigfachen Wechsel seiner Schicksale, als durch seine vortrefflichen schriftstellerischen Arbeiten und besonders durch sein Werk über den siebenjährigen Krieg berühmt gewordene General Heinrich Lloyd. Er nahm als General-Adjutant des Prinzen Ferdinand an dem siebenjährigen Kriege Theil und kam dadurch nach Münster. Fürstenberg lernte ihn kennen; gleiches Alter, gleiche Liebe für die Mathematik und die Kriegswissenschaften, gleiches Feuer für alles Große und gleiche Verachtung jeder Erbärmlichkeit verbanden beide für immer. — Solche ungewöhnliche Männer, zu welchen auch der Feldherr Ferdinand von Braunschweig und der französische Marschall Broglio gehörten, waren es, deren Eigenthümlichkeit Fürstenberg anzog, in deren Umgange er seine kriegs- und staatswissenschaftlichen Kenntnisse erweiterte, durch deren edle Denkungsart und erhabene Lebensansichten er ganz vorzüglich in dem Glauben an seine eigenen Ideen und im Vertrauen auf die ihm

einwohnende Kraft befestigt und zu den edelsten Entschlüssen gekräftigt wurde. — Gegen das Ende des Krieges, im Jahre 1761, starb Clemens August. Nach den Befehlen des englischen Hofes mußte Herzog Ferdinand in allen erledigten Hochstiftern, die er mit seinem Heere besetzt hielt, eine neue Wahl gewaltsam verhindern. Deswegen dehnte sich nun die Zeitdauer der bei erledigtem Bischofsstuhle eintretenden Regierung des Domcapitels, bei der Fürstenberg durch Rath und That sich auszeichnen mußte. Im September 1762 wurde unter Einwirkung Englands und Hollands Maximilian Friedrich Graf von Königsegg-Rothenfels zum Churfürsten von Köln und zum Fürstbischof von Münster gewählt. Dieser überließ die Regierung der kölnischen Churlande dem Freiherrn von Belderbusch zu Bonn, die Verwaltung des Hochstifts Münster dem schon bewährten Freiherrn von Fürstenberg. So ward dieser im 34. Lebensjahre als Minister, als geheimer Conferenzrath, als Generalvicar und Curator aller höheren Lehranstalten an die Spitze aller Angelegenheiten des Landes gesetzt. Dem Landesherrn verblieb größtentheils nur die formelle Landesregierung. In der That, was bis zum folgenden Regierungswechsel Wichtiges und Großes geschehen ist, dazu gab jener entweder den Anstoß, oder er brachte es doch zur Ausführung, wobei er jederzeit die Einsicht Anderer, vorzüglich die der Landstände, mit einer Offenheit und einer Herablassung benutzte, die seinen edlen Charakter in seiner größten Liebenswürdigkeit erkennen ließen. Fürstenbergs nächste Sorgfalt war auf die Wiederherstellung des während der Verheerungen des Krieges fast ganz vernichteten öffentlichen Wohlstandes und auf die Entlastung des Landes von seinen drückendsten Schulden gerichtet. Durch Gründung eines Fonds zur Tilgung der Staatsschulden und durch Unterstützung der einzelnen Corporationen bei Abtragung der ihrigen stellte er den Credit wieder her. Er gab dem Ackerbau und den Gewerben alle nur mögliche Ermunterung; Moräste wurden entwässert und urbar gemacht. Die Festungswerke der Hauptstadt wurden abgetragen; Regierung und Einwohner wetteiferten, sie zu verschönern. Volksmenge und Wohlstand nahmen sichtbar zu, die Menge des umlaufenden Geldes mehrte sich, und das gegenseitige Zutrauen wurde bald so groß, daß in keinem benachbarten Lande ein so niedriger Zinsfuß war, als in diesem. — Fürstenberg war wie sein Freund, der Graf Wilhelm von Schaumburg-

Lippe, überzeugt, daß die kleinen deutschen Staaten sich nur dann vor den Gräueln der sie oft verwüstenden Kriege und vor gänzlicher Unterdrückung schützen könnten, wenn sie durch militärische Bildung und Bewaffnung ihres Volkes sich in den Stand setzten, einen plötzlichen Ueberfall abzuwehren und demjenigen Mächtigern, der die gerechte Sache vertheidige, ihren Beitritt wünschenswerth zu machen; er war ferner überzeugt, daß körperliche Uebungen der Gesundheit und Geistesstärke förderlich seien und dazu beitrügen, ein Volk heiter, frei und besser zu machen. Solche Ueberzeugungen waren es, welche ihn bestimmten, sich mit der Bildung und Bewaffnung des stehenden Militärs gern zu beschäftigen und die kriegerischen Uebungen der Unterthanen auf alle Weise zu begünstigen. Aber kein unverhältnißmäßiger Geldaufwand, kein Druck des Landes wurde von ihm als Mittel zur Erreichung dieses Zweckes gebraucht. Er glaubte, in dem Volke *selbst* müsse die Kraft und der Antrieb zu seiner Vertheidigung liegen, und wo dieser innere Antrieb fehle, da würden alle äußern Mittel wenig oder nichts fruchten. Zu diesen inneren Antrieben rechnete Fürstenberg die Vorschule zu den militärischen Uebungen, die gymnastische Uebung des Körpers in der Jugend. Darum heißt es auch in seiner Schulordnung: „Die Ergötzlichkeiten des Schülers sollen Leibesübungen sein, Spiele oder Arbeiten, die seinen Körper biegsam und stark machen. An den bestimmten Spieltagen soll also jeder Lehrer seine Schüler in's Freie hinausführen und keinem ohne hinlängliche Entschuldigung erlauben, den Spielplatz zu versäumen.“ Aus den Vorschlägen, welche Fürstenberg auf dem Landtage im Jahre 1780, kurz vor der Niederlegung seiner Landesregierung, über das Münstersche Landmilizwesen machte, und welche bei den Ständen so viele Bewegungen hervorriefen, geht hervor, daß er klar und bestimmt die Idee einer Volksbewaffnung und einer Landwehr gefaßt hatte. Seine Autorität ist bei der spätern Einführung des Landwehrsystems in Preußen geltend gemacht worden. — Eine andere hierher gehörende Einrichtung Fürstenbergs war die Gründung einer Militär-Academie. Mehrere Professoren an der Universität hielten an ihr im Fache der Geschichte, Mathematik und Psychologie Vorlesungen. Bei den militärischen Uebungen war er oft gegenwärtig und fast jeden Morgen sah man ihn auf einem kleinen Pferde dahin reiten. Aus dieser Anstalt sind viele ausgezeichnete Offi-

ciere hervorgegangen, unter andern der französische General Kleber und der russische General Geismar. — Auch auf die Verbesserung des Medicinalwesens wendete Fürstenberg seine Thätigkeit. Auf seine Veranlassung wurde durch den Churfürsten Maximilian Friedrich im Jahre 1773 ein Medicinal-Collegium errichtet, an welchem er, dem die medicinischen Wissenschaften nicht fremd geblieben waren, einen solchen Antheil nahm, daß er den Sitzungen desselben beizuwohnen pflegte. Zum Director dieses Collegiums hatte Fürstenberg den als Erfinder eines eigenen Systems der Medicin berühmten Arzt Christoph Ludwig Hoffmann berufen, welchen er bei seinem Eintreten in Münster gastlich bei sich aufnahm und durch Wohlwollen und Ehrenbezeigung auszeichnete. Dieser entwarf nun eine Medicinalordnung, welche als ein Muster in ihrer Gattung allgemein anerkannt ist und als das erste und vollkommenste Werk in ganz Deutschland mit dem lautesten Beifall begrüßt wurde. — Die Justiz wurde unparteiisch und schnell verwaltet; durch gute Polizei wurde das Leben der Menschen wirklich gesichert und verschönert, nicht unter ihrem Namen die Ruhe desselben durch entehrendes Mißtrauen gestört. — In dieser Weise hatte bereits der Minister Fürstenberg um die Wohlfahrt des Landes sich verdient gemacht und vorzüglich den Segen einer moralischen und wissenschaftlichen Bildung durch Veranstaltungen verbreitet, welche noch eine besondere Erwähnung verdienen, als ein Ereigniß eintrat, welches in seinen Folgen den Umfang seiner Wirksamkeit bedeutend verringerte, ja drohen mußte, die reifenden und gereiften Früchte seiner vieljährigen Arbeit wieder zu vernichten. Die beabsichtigte und durchgesetzte Wahl eines Coadjutors des im Alter weit vorgerückten Churfürsten von Köln und Bischofs von Münster im Jahre 1780 war dieses Ereigniß[1]). Der

---

[1]) Der Herr v. Dohm, schon aus früherer Zeit dem Minister Fürstenberg bekannt, theilt in seinem Werke mit Vollständigkeit und einsichtsvoller Pragmatik den Fortgang und das Ergebniß dieser Wahlangelegenheit, bei der er selbst thätig war, mit. Damals angestellt bei dem Departement der auswärtigen Geschäfte, machte er in derselben Zeit eine Reise nach seinem Geburtsort Lemgo, nicht weit von Münster: ob zunächst, wie er sagt, wegen Besorgung seiner Privatangelegenheiten daheim, oder um ohne förmliche diplomatische Betrauung als vorgeschobener Posten, den er mehr als einmal ausgefüllt hat, das Feld zu untersuchen und nach Umständen zu handeln, mag unentschieden bleiben.

alte Churfürst, obgleich zur Annahme eines Coadjutors nie geneigt, hatte dem Minister Fürstenberg mehrmals erklärt, daß er im Hochstift Münster keinen Andern als ihn zu seinem Nachfolger wünsche, und daß, wenn zunehmendes Alter oder irgend andere Gründe ihn bestimmen sollten, einen Coadjutor für das Hochstift zu begehren, er dieses nie anders als unter der Bedingung thun werde, wenn er sich zuvor versichert hätte, daß die Wahl des Domcapitels auf Fürstenberg fallen werde.

Diese Gesinnung war allgemein bekannt und stimmte mit den Wünschen sowohl der Mehrheit des Domcapitels als des Landes überein. Fürstenberg wurde bereits überall als künftiger Regent betrachtet und dieser durfte sich der frohen Hoffnung hingeben, einst als Landesfürst, Bischof und Reichsfürst für die Plane, deren Verwirklichung seine ganze Seele füllte, in größern Kreisen und mit mehr Nachdruck wirken zu können. Alle diese berechtigten Wünsche und Hoffnungen scheiterten an den Wünschen und Hoffnungen der Maria Theresia und ihres Sohnes, des Kaisers Joseph II. Die zärtlich liebende Mutter wünschte auch dem jüngsten ihrer Söhne, dem Maximilian Franz, welcher dem geistlichen Stande sich gewidmet hatte, eine bedeutende fürstliche Herrschaft, und mit dieser Absicht ihre Plane nach dem Niederrhein und Westphalen richtend, ließ sie durch den Minister Kaunitz die Bewerbung der Coadjutorie im Erzbisthum Köln und zugleich im Fürstbisthum Münster betreiben. Dem mütterlichen Herzen der bejahrten und verwittweten Kaiserin mochten Alle, welche an dieser Angelegenheit ein Interesse hatten, ihre Wünsche zu Gute halten; aber die Männer tiefern und unbefangenen Blickes übersahen die Gefahren nicht, welche beiden Ländern die Wahl eines österreichischen Erzherzogs zum künftigen Regenten bringen könnte, Gefahren, die für Kirche und Staat um so größer und sicherer erschienen, da neben und nach der Mutter ihr Sohn, der Kaiser, stand, welchen man bereits kennen zu lernen Gelegenheit gehabt hatte, und dessen noch vor Kurzem versuchte rechtswidrige Ansprüche auf Baiern kaum durch die kriegerische Rüstung Friedrichs des Großen abgewehrt waren. Hatte dieser auch im Anfange seiner Regierung einen vor dem Richterstuhle der Gerechtigkeit nicht gerechtfertigten kühnen Griff in das öffentliche Staats- und Völkerrecht gethan, so hat er doch seit dieser Zeit bis zu seinem Lebensende seine

errungene Machtstellung zunächst und vor Allem zum Schutze der Reichsverfassung und zur Aufrechterhaltung des deutschen Staatsrechts gegen die kaiserliche Vergewaltigung desselben verwendet. — Joseph II., beinahe drei Jahrzehnte jünger als Friedrich, war im vollsten Sinne ein Zögling seines Zeitalters, wurde gleichsam der Abdruck desselben und der ankündigende Bote naher gewaltiger Stürme. Von rastloser Thätigkeit und von einem unruhigen Hange zu Neuerungen in Kirche und Staat getrieben, ohne Achtung für die Rechte Anderer, aber voll des Ehrgeizes, sich geltend zu machen, mußte er mit Recht als ein revolutionärer Regent erscheinen; denn was er wollte und wie er es wollte, war aus jenen allgemeinen, aufräumerischen, von ihm zu einem System zusammengefaßten Begriffen entsprungen, welche fast in ganz Europa an die Stelle geschichtlicher Anschauungen und bestehender Rechte getreten waren, und in jenen Principien gegründet, die mehr auf den Trümmern der Vergangenheit ein eignes neues Gebäude aufführen, als diese beleben wollten. Der bekannte Charakter Josephs mußte daher die Zahl der jener Bewerbung um die Coadjutorie seines Bruders entgegenstehenden Bedenklichkeiten vermehren und namentlich die thätige Aufmerksamkeit Friedrichs auf die Wahl eines künftigen Fürsten im Hochstift Münster erregen, welches von seinen Landen vielfach umgeben war, und dessen Regent neben ihm, dem ersten Director des westphälischen Kreises, als der zweite stand. Daher unterstützte Friedrich, selbst ein Freund Fürstenbergs, die Münsterschen Patrioten, welche keinen unbekannten fremden Prinzen zu ihrem Regenten wünschten, sondern ihm den Eingebornen vorzogen, dessen Einsicht und Tugend ihnen durch Erfahrung erprobt waren, — Fürstenberg. Der herrschenden Stimmung des Landes entsprach auch die Stimmung des bessern Theils im Domcapitel, an dessen Spitze Fürstenberg stand, welcher mit der strengsten Beobachtung des bestehenden Kirchen- und Staatsrechts energisch sich der Wahl des österreichischen Prinzen widersetzte. Daher stellten sich der Durchführung des österreichischen Planes größere Schwierigkeiten in Münster als in Bonn und Köln entgegen. Einfacher und der Wohlfahrt beider Länder entsprechender wäre die Lage der Dinge geworden, wenn der Wiener Hof nur die Coadjutorie in Churköln hätte erzielen wollen; aber kurz vor dem dreißigjährigen Kriege, noch mehr seit dem westphälischen Frieden war die Personalunion der katho-

lischen Fürstbisthümer im nordwestlichen Deutschland fast zur Gewohnheit geworden, vorzüglich um gegen die benachbarten protestantischen Staaten eine größere politische Machtstellung zu begründen. Mußte auch, weil das Kirchenrecht eben so nachdrücklich die Residenz der Pfründner gebot, als die Anhäufung mehrerer Pfründen verbot, für eine solche Union eine päpstliche Dispensation nachgesucht werden, so ward diese nicht leicht verweigert.

Um den nächsten Entwurf seines Hofes durchzusetzen, war der Fürst Kaunitz in der Wahl der Mittel keinen Augenblick in Verlegenheit. Die Abneigung des Churfürsten zu überwinden, ihn zuvörderst der Annahme eines Coadjutors überhaupt, dann der des Erzherzogs Maximilian Franz geneigt zu machen, spielte er durch seinen Gesandten das feinste Spiel der Intrigue: beim Capitel in Köln und später in Münster mußte theils der Glanz des Goldes, theils der der künftigen Beförderungen die Kunst der Beredtsamkeit ausüben. Nach langen Unterhandlungen und Kämpfen siegte der Erzherzog Maximilian. Seine Wahl wurde im August zuerst in Köln, einige Tage später in Münster durchgesetzt. Der Gewählte erschien bald darauf zum Besuche seiner künftigen Lande und suchte durch eine völlig gleiche Behandlung Aller den Parteigeist zu ersticken. Als der Churfürst Maximilian Friedrich im Jahre 1784 starb, bestieg der Coadjutor Maximilian Franz den erzbischöflichen und bischöflichen Stuhl. Die früher mit Recht gefürchteten Gefahren traten nicht ein und namentlich war seine Regierung in Münster eine wohlthätige und blieb auch später in wohlwollendem Andenken.

Durch die Wahl des Erzherzogs zum Coadjutor von Münster erfolgte in der bisherigen amtlichen Stellung und der damit verbundenen Wirksamkeit Fürstenbergs eine große Veränderung: jene hatte die Niederlegung seines nunmehr siebzehnjährigen, einflußreich und würdevoll geführten Ministeriums zur Folge. Nicht Leidenschaft, nicht gekränkter Stolz waren es, welche ihn zur Niederlegung desselben bewogen, sondern es war die Aufforderung des Churfürsten Maximilian Friedrich selbst, dem man es übrigens zu Gute halten mußte, wenn er einen Mann auf dem höchsten Staatsposten ungern sah, welcher in der letzten Zeit seiner Absicht so ernstlich und nachdrücklich entgegengearbeitet hatte. Dem Wunsche Fürstenbergs, das Generalvicariat — zu dieser

Würde war er seit dem Jahre 1770 berufen — und die Direction des Schulwesens, welche mit seinem Ministerial-Departement nicht zusammenhingen, zu behalten, willfahrte der Churfürst, ja er ließ ihn im Genusse seines Ministergehalts, der in 1000 Ducaten bestand, wodurch der Mann der frugalsten Lebensweise in den Stand gesetzt wurde, die zum Besten des Landes gemachten 30,000 Thaler Schulden zu decken. Als Mitglied des Domcapitels und der Ritterschaft blieb ihm ein überwiegender Einfluß in allen wichtigen Angelegenheiten des Landes. Er brachte seine Freunde zu dem Verbande, durchaus nicht im Geiste einer gewöhnlichen Oppositions-Partei zu handeln, vielmehr, unter dem jetzigen und künftigen Fürsten, die Regierung bei jedem guten Unternehmen kräftigst zu unterstützen, und nur dann zu widersprechen, wenn das Wohl des Landes solches zu erfordern schien, so daß er sich die Verehrung Aller erwarb, auch die seiner bisherigen Gegner, und der Erzherzog Maximilian Franz während seiner ganzen Regierung ihm hohe Achtung und Vertrauen bewies. Fürstenberg fuhr nun fort, in jenem Wirkungskreise thätig zu sein, welcher ihm bisher unter allen öffentlichen Geschäften der freudigste und dem Lande der segenreichste gewesen war, — die Verbesserung und Leitung der Unterrichtsangelegenheiten. Bevor wir aber seine bisherigen und die seit dem Jahre 1780 hervorleuchtenden Verdienste um das Erziehungs- und Unterrichtswesen im Zusammenhang kurz hervorheben, erscheint es zweckgemäß, des Lebens einer Frau zu erwähnen, welche, von dem Rufe der Fürstenbergschen Veranstaltungen im Unterrichtswesen hingezogen, sich in jener Zeit in Münster niederließ. Diese höchst merkwürdige Frau ihres Jahrhunderts — die Fürstin von Gallitzin —, Fürstenberg und Overberg haben damals Münster einen würdevoll glänzenden Namen verliehen, welcher dem Andenken der Jahrhunderte nicht so bald entschwinden wird. In ihren Kreis trat Stolberg nicht nur auf einige gesellige Tage des Jahres 1791 ein, sondern die Geistesverwandtschaft knüpfte allmälig ein Band, welches die Edlen immer enger zu vereinen geeignet war und zuletzt auch das Bedürfniß der leiblichen Nähe des Daseins für eine Reihe von Jahren nach sich zog. —

Amalia Fürstin von Gallitzin, geb. in Berlin 1748, war die Tochter des in Schlesien begüterten Freiherrn von Schmettau, welchen Karl VII. im Jahre 1742 in den erblichen Reichsgrafenstand erhoben hatte, und

der gebornen Freiin von Ruffert [1]). Im Jahre 1751 war der Graf Schmettau preußischer Generalfeldmarschall, Großmeister der Artillerie, Curator der Academie zu Berlin und Ritter des schwarzen Adlerordens. Nach der Confession des Vaters wurden die Söhne protestantisch erzogen, katholisch nach der katholischen Mutter die Töchter. Die Gräfin Amalia ward von der Mutter als Kind von vier Jahren nach Breslau in ein katholisches Pensionat geschickt. Nach Verlauf von acht bis neun Jahren kam sie aus dieser Anstalt höchst dürftig in der Religion unterrichtet, höchst unwissend und selbst im Lesen und Schreiben ungeschickt nach Berlin zurück. Die junge Gräfin, bestimmt, in der großen Welt und selbst am Hofe eine große Rolle zu spielen, sollte nun in den nächsten anderthalb Jahren die fehlende Bildung in einem Berliner Töchter-Pensionat erhalten, aus dem sie, mit der geübten Kunst zu tanzen und französisch zu sprechen und mit einigen mythologischen Kenntnissen ausgestattet, in den Glanz der großen Welt, von

---

[1]) Siehe die schon erwähnten Denkwürdigkeiten aus dem Leben der Fürstin Amalia von Gallitzin, von Katerkamp. Einen ziemlich vollständigen Auszug aus ihnen liefert Heinrich Döring in der Encyclopädie von Ersch und Gruber. — Die Fürstin Gallitzin und ihre Freunde, von Levin Schücking im Rheinischen Jahrbuch für Kunst und Poesie. Erster Jahrgang. Köln 1840. — Leben und Wirken des Prinzen Demetrius Augustin Gallitzin, von Heinrich Lemcke, Capitular der Benediktiner-Abtei St. Vincenz in Pennsylvanien. Münster 1861. Der Benedictiner hat Katerkamps Werk an einigen Stellen berichtigt und Mehreres in ihm aus seinem großen Quellenvorrath heller und durchsichtiger gemacht. — Katerkamp war mehr als irgend ein Anderer berufen und befähigt, das Leben der Fürstin zu beschreiben. Er war mehrere Jahre Hausgenosse derselben, verkehrte täglich mit ihr und war nach dem Tode Overbergs, welcher eine noch längere Zeit Hausgenosse derselben und zugleich ihr vertrauter Freund und Gewissensrath gewesen, in den Besitz vieler Papiere, Schriften und Briefe der Fürstin gelangt. Ueber das Ziel seiner Arbeit berichtet er in der Vorrede: »Nicht die gelehrten Seiten der Fürstin, oder was sie erlernet und selbständig wissenschaftlich erdacht hat, sollen hier vorgelegt werden, sondern der um Wahrheit von Jugend an ringende Geist, der, umgeben von einer verdorbenen und zugleich hochmüthigen Welt, Perlen der Wahrheit mit aller Anstrengung suchte, und nachdem er die Eine köstliche, alle übrige überwiegende Perle des Evangelium gefunden hatte, alles für den Erwerb derselben hingab, ist es, was ich hier darstellen möchte .....« Dieses Ziel hat der Lebensbeschreiber durch eine einsichtsvolle Auswahl aus dem reichen Stoffe völlig erreicht; indessen würde eine deutlichere Gliederung der Theile und ihre Ordnung zu einem übersichtlichern Ganzen dem Buche eine größere Zahl von Lesern verschafft haben.

der Mutter geführt, eintrat. Aber ihre Natur war in ihren Begabungen zu tief und reichhaltig angelegt, als daß die Herrlichkeit großer Tafeln und geisttödtender Spiele die verborgene Welt höherer Ahnungen und Empfindungen hätte lange überdecken können. Ueberdies wurde ihre Eigenliebe oft in der Gesellschaft der jungen Damen, die durch Sprache und Haltung sich größere Aufmerksamkeit gewannen, gekränkt. Demüthigungen dieser Art zu entgehen, sollte Lectüre den zu kleinen Gedankenvorrath mehren und die gefallende Art der Mittheilung beibringen. Ein Buchhändler bekam den unbestimmten Auftrag, Bücher zu schicken, die dem Alter einer jungen Dame angemessen wären, die sich selbst zu unterrichten strebe. Er schickte Romane; diese wurden mit der größten Begierde verschlungen; Gräfin Amalia las Tag und Nacht. Die Einsamkeit, welche ihrer lebendigen Phantasie eine neue und schönere Welt darbot, als sie in der Wirklichkeit vorfand, ward ihre willkommenste Art des Daseins; daher wurde ihre freie Zeit, die sie von häuslichen Geschäften erübrigte, zwischen dem Lesen der Romane und der Musik, welcher sie sich schon früher mit Leidenschaft gewidmet hatte, vertheilt. Was die Gräfin Amalia als junges Mädchen von 15 Jahren sich als Ideal der Glückseligkeit und als Grundsätze ihres Strebens gedacht, suchte sie später in einem Briefe an Hemsterhuys zu entwickeln und fügt die Bemerkung hinzu: „Es ist merkwürdig, daß alle Romane, die ich gelesen hatte, mir auch nicht den entferntesten Verdacht von körperlichen Genüssen durchblicken ließen; vielmehr hatten sie mir eine tiefe Verachtung gegen alle sinnliche Wollüste, die mir bekannt waren, z. B. Sinnlichkeit im Essen und Trinken, Trägheit u. s. w., eingeflößet. Eine entschiedene Verachtung hatte ich mir angeeignet gegen alle gemeine Fehler und Laster, wie Geldsucht, Lügenhaftigkeit, körperliche Wollust jeder Art, gegen den groben Egoismus, kurz gegen Alles, was mich von dem romanhaften Throne, worauf ich mich erhoben hatte, hätte herabsetzen müssen. Die feurigste Liebe für jede Vollkommenheit, die mir als solche auffiel, beseelte mich." Es lag ein eigenthümlicher Zug in dem innern Wesen der Gräfin, daß sie bei einer großen Empfänglichkeit, die sittlichen und schönen Richtungen Anderer lebhaft mitzufühlen und schnell wahrzunehmen, von Natur wenig Aufmerksamkeit auf die verkehrten Stimmungen anderer Personen hatte; gerichtet auf das große Ideal ihres Lebens, war sie geneigt, von den Handlungen

Anderer, wofern sie nicht an sich von den Forderungen der Sittlichkeit und des guten Geschmacks abwichen, das Gute vorauszusetzen, und in Anderen vollendet zu sehen, was sie selber erst anstrebte, d. h. es war ihr willkommen, von Anderen sich übertroffen zu fühlen. — Sie fuhr fort, ihr geistiges Leben und das Ideal desselben mit der Handhabe der Romanelectüre auszubilden, indem ihre bessere Natur die unreinen Schlacken derselben von selbst ausstieß und ihr selbstthätiger Geist aus den reinen Zeilen die Urschrift ihres Innern in immer wachsenden und sich erhellenden Zügen reicher intellectueller und sittlicher Bildung hervorhob. Nun war auch der Weg gefunden, dort bei Männern, besonders bei Gelehrten der größern Gesellschaft ihres Hauses Unterhaltungen anzuknüpfen, welche ihre Ideen mit neuem Zuwachs bereichern konnten. In eine erweiterte Lebensstellung wurde die 20jährige Gräfin durch die Reise gebracht, welche sie im Jahre 1768 als Hofdame mit der Prinzessin Ferdinand von Preußen in die Bäder von Aachen und Spaa machte. In Aachen hielt sich auf seiner Rückreise von Paris nach Petersburg der Fürst Demetri von Gallitzin (1738—1803), aus einem der ältesten, berühmtesten und zahlreichsten Fürstenhäuser Rußlands stammend, auf. Dieser hatte sich mehrere Jahre in Aufträgen der Kaiserin Catharina in Paris aufgehalten, war hier mit Voltaire und mit dem besondern Liebling der Kaiserin, mit Diderot, in engere Verbindung getreten und nun nach Petersburg berufen, um von dorther die Stelle eines Gesandten am Haager Hofe anzutreten. Der Fürst, von der Gestalt, von dem Geiste und den musikalischen Talenten der Gräfin angezogen, warb um ihre Hand, die ihm diese gab, vorzüglich in der Hoffnung, ihre noch als mangelhaft gefühlte Bildung durch den Freund der ersten Vertreter der europäischen Weltbildung zu vollenden. Im August dieses Jahres erfolgte die eheliche Einsegnung in einer Kapelle zu Aachen. Der Fürst reiste mit der Gemahlin über Wien nach Petersburg. Auf der Reise nach dem Haag gebar die Fürstin im December des Jahres 1769 zu Berlin ihre Tochter Marianne, im Haag 1770 ihren Sohn Demetrius. Allmälig nahm die Fürstin wahr, daß weder die mit russischen Sitten vermischte französische Bildung ihres Gemahls, noch das bunte Farbenspiel des Witzes der philosophischen Großherren in Paris, wohin sie in Aufträgen der Kaiserin reiste, noch die Zerstreuungen und Lustbarkeiten

der großen Welt ihrem höhern Geistesbedürfnisse Befriedigung gewährten, vielmehr eine drückende Leere und ein Heimweh nach einer höhern Welt zurückließen. „Ich brachte", gestand sie am Ende der spätern Selbstbekenntnisse, „aus diesem ewigen Kreise von Spielen und Besuchen und Schauspielen und Tänzen und Nichtigkeiten immer des Abends nur ein vermehrtes, vergebliches Streben nach etwas Besserm, das ich dennoch nicht kannte, und keinem anvertrauen durfte, nach Hause. Ich schlief selten ohne Thränen ein. Mir war wie jenen Schauspielern, die auf der Bühne Andere belustigen, indessen sie selber bittere Thränen vergießen." So keimte der Entschluß in ihr auf, sich aus dem Glanze, worin sie sich unglücklich fand, zurückzuziehen, um ihrem Wahrheitsdurste und der Erziehung der beiden Kinder leben zu können, die sie dem Fürsten geboren hatte. Diderot, welcher auf einer Reise nach Petersburg sich etliche Monate beim Fürsten im Haag aufhielt und im folgenden Jahre auf seiner Rückreise wiederum bei ihm weilte, vermittelte beim Fürsten die Einwilligung, und um nun eine unübersteigliche Kluft zwischen sich und der Gesellschaft zu bilden, ließ sie sich die Haare abscheeren und nahm eine runde Perücke statt der thurmhohen, gepuderten Frisur jener Zeit; hinterdrein wurden Reifröcke und Schnürbrust fortgeworfen. Der Welt ward mit diesem Ruck der Abschied für immer gegeben. Die Fürstin zog aus Diderots Besuchen noch einen anderen gleich wesentlichen Vortheil, wiewohl gegen seine Absicht. Dieser Philosoph hatte einen so unwiderstehlichen Reiz, Proselyten für seinen Atheismus zu gewinnen, daß er nicht allein an jeder Tafel, wozu er geladen war, die ihm sonst unbekannten Gäste mit seinem System verfolgte, sondern vorzüglich nach Tische solche, in deren Köpfen er Empfänglichkeit für dasselbe wahrgenommen zu haben glaubte, in sein Wohnzimmer zog, um ihnen seine Dichtungen von ewig kreisenden Atomen, durch deren ungefähres Zusammentreffen diese Weltordnung entstanden sein sollte, einzureden. Er versuchte sich auch an der Fürstin, welche aber, unbefriedigt durch Beredtsamkeit und glänzende Worte, ihm stets mit der Forderung nach Beweisgründen zusetzte; das immer wiederholte „Warum" zeigte ihr den Held des Atheismus in seiner ganzen Blöße und Schwäche; wenigstens erkannte sie sogleich klar, daß das Bestreben, das Nichtdasein einer ersten und höchsten, mit Absicht und Wohlwollen wirkenden Ursache des Univer-

sums zu beweisen, auf Unsinn beruhe. Dieses war für sie der Weg, zur gewünschten Ueberzeugung von dem Dasein Gottes zu gelangen. In dieser äußern und innern Lage ihres Daseins lernte sie den tiefsinnigen holländischen Philosophen Hemsterhuys kennen, welcher damals in der Nähe vom Haag ein zurückgezogenes, der Kunst und der Wissenschaft gewidmetes, von der großen Welt wenig beachtetes Leben führte. Er (geboren im Jahre 1722) war der Sohn des Tiberius Hemsterhuys, welcher im 18. Jahrhundert der Gründer einer philologischen und kritisch-archäologischen Schule wurde, aus der Ruhnkenius und Valckenaer hervorgingen, und welche die Leistungen der benachbarten Länder auf diesem Gebiete weit überragte. Von seinem Vater hatte Franz Hemsterhuys eine philologische classische Bildung als Erbtheil bekommen und früh seinen Geist mit der Weisheit Plato's und der sokratischen Philosophie genährt, deren Form, den Dialog, er in mehreren seiner Schriften sich aneignete. Zwischen ihm und der Fürstin ward bald eine innige, lebensdauernde Freundschaft geschlossen. Hemsterhuys nahm einen sehr thätigen Antheil an ihrer Bildung und führte sie in sein Lieblingsstudium, in die griechische Litteratur, und besonders in die platonische Philosophie, welche die Bedürfnisse ihres Geistes so über alle Erwartung befriedigte, daß sie, um des Glückes ihres Lebens in vollerm Maaße inne zu werden, ihren Gemahl um die Erlaubniß bat, außer dem Geräusche der Stadt, doch in der Nähe vom Haag, auf dem Lande leben zu dürfen. Die Eigenthümlichkeiten des Charakters Hemsterhuys', welche sein französischer Biograph von ihm angiebt, sind übereinstimmend mit dem Urtheil, welches die Fürstin von ihm später zu äußern pflegte: „Von sanfter Gemüthsart, aber anziehend und geistreich im Verkehr mit Gleichgesinnten, war er zurückhaltend im Umgang mit der Welt. Einfach in seinem Leben, bescheiden in seinen Sitten, besaß er jene Heiterkeit, die das Streben nach dem Guten begleitet."

Dieser Umgang der Fürstin mit Hemsterhuys, welcher — Diokles — in seinen philosophisch-platonischen Dialogen sie als seine Diotima einführte, bildete die zweite Bildungsepoche und den Durchgang zur dritten, der christlichen, im Leben der Fürstin. Diese miethete für sich und ihre beiden Kinder einige Zimmer in einem Meierhofe unweit der schönen Allee, welche vom Haag nach Scheveningen führt. Um es den Fremden,

d. h. mit Ausnahme ihrer Freunde, kund zu geben, daß sie keine Besuche annähme, wurde diesem Aufenthalt der Name „Nithuys“ (Nicht-zu-Hause) gegeben. Ueber Gegenstände, welche sie nun beschäftigten, wechselte sie zweimal in der Woche Briefe mit Hemsterhuys und wurde zweimal von ihm besucht. Hier wohnte sie, den Wissenschaften sich widmend, vom Jahre 1773 bis zum Jahre 1779. In diesem Jahre faßte sie den Entschluß, ihre holländische Meierei zu verlassen und ihres Gemahls Landgut Lavigny am Genfersee zu beziehen. Die Verzögerung dieser Reise wurde durch ihr Interesse an der neuen Schulreform, welche damals Fürstenberg in's Leben gerufen und deren Ruhm sich über die Gränzen Münsterlands verbreitet hatte, veranlaßt. Um diesen Mann persönlich kennen zu lernen, reiste sie im Mai des Jahres 1779 nach Münster. Die Zeit von 19 Tagen, die sie dort zubrachte, reichte nicht hin, um sich von der neuen Unterrichts- und Erziehungsmethode in genaue Kenntniß zu setzen. Im August kehrte sie von Holland wieder nach Münster zurück, und nun ward ihr Fürstenbergs Rath und Unterstützung so wichtig und bildete sich zwischen beiden ein so inniges Freundschaftsverhältniß, daß sie nach reiflicher Ueberlegung die Reise nach der Schweiz aufgab und in Münster zu bleiben beschloß. Sie brachte ihren Kindern dieses Opfer und blieb dadurch ihrem schon früher gefaßten Entschlusse treu, kein Vergnügen zu suchen, das nicht mit ihrem Berufe als Erzieherin ihrer Kinder in einer Beziehung stände. Der Aufenthalt in Münster, wo sie fremd und unbekannt ankam, konnte sie in diesem Berufe nicht stören. Gesellschaften besuchte sie nie und es vergingen mehrere Jahre, ehe sie mit den adeligen Familien in Münster in einige Berührung kam. Im Sommer bezog sie unfern Münster eine Pachterwohnung zu Angelmodde an dem lieblichen Ufer der Werse. Ihr Gemahl und Hemsterhuys besuchten sie dort jeden Sommer mehrere Wochen, und während ihrer Abwesenheit wurden Briefe gewechselt. Mehrere von Hemsterhuys verfaßte Dialoge: Alexis, ou sur l'âge d'or; Simon, ou sur les facultés de l'ame u. a., waren Resultate von Unterredungen mit der Fürstin auf Spaziergängen. — Für die Erziehung ihrer Kinder benutzte sie fort und fort den Rath ihres Freundes Fürstenberg. Gewandtheit und Stärke des Körpers bildeten neben dem Unterricht einen so wichtigen Bestandtheil ihrer Ausbildung, daß man ihre Erziehungsmethode

eine dorische genannt hat. Eine Reihe von Jahren gab sie ihren Kindern den Unterricht selbst, an welchem einige Zeit Jacobi's zweiter Sohn, Georg Arnold, den das Vertrauen des Vaters seiner Freundin zugeführt hatte, Theil nahm [1]). Die Mutter wurde bald inne, daß die Zucht des Geistes ihrer Kinder auf dem geistigen Gebiete liegen müsse, und daß dessen nothwendiger Mittelpunct die Erkenntniß religiöser Wahrheiten sei; aber zur Uebernahme dieser Zucht, das fühlte sie, mußte sie zuerst ihren eigenen Geist in die Zucht nehmen, um die ihr fehlende Einheit ihrer Lebensaufgabe zum klaren Bewußtsein zu bringen: eine Aufgabe, deren Ausführung mehrere Jahre in Anspruch nahm. Das Wenige, was sie in ihrer mangelhaften Erziehung — und dieses Wenige ohne allen Zusammenhang — von der christlichen Religion aufgefaßt hatte, war bereits in ihrem selbstgewählten Bildungsgange völlig verwischt. Das System, welches sie mit Hemsterhuys theilte, huldigte zwar, im Gegensatze der Philosophie des Atheismus, in religiöser Gesinnung der Gottheit; aber lediglich gegründet auf die Einsicht der Vernunft, verwarf dieses System mit einer Art von stolzem Selbstgefühl alle positive Religion.

Die Fürstin beschreibt ihre Ansichten von der christlichen Religion während ihrer philosophischen Periode folgendermaaßen in ihren Blättern, die sie in der Zeit ihrer Rückkehr zum Christenthum über sich selbst geschrieben hat: „Das Zutrauen, welches viele Menschen mit mir in Berührung brachte, veranlaßte in mir die Ueberzeugung, daß Keiner im Grunde wahrhaft an das Christenthum glaube, als der Pöbel, indem es mir unmöglich schien, an seine Drohungen und Verheißungen zu glauben und dennoch seinen Lehren so zuwider zu handeln, als ich sie meist Alle handeln sah; dagegen war mir wohl in dem Gefühle, daß ich meinem Gott umsonst, ohne Furcht und Hoffnung diente, und Ihn liebte.

„In dieser Gesinnung bestärkte der eine meiner philosophischen Freunde — Hemsterhuys — mich ganz; dem andern — Fürstenberg —, dessen große Einsichten ich mir nicht verhehlte, hielt ich sein Christenthum des Vorurtheils der Erziehung wegen zu gut, und bat

[1]) Jacobi's S. W. IV, III, 22. A. B. I, 130.

mir gleich von ihm aus, mich nicht bekehren zu wollen, indem ich, was Gott betreffe, nichts in mir leiden könne, was Er in mir nicht selbst geschaffen. Um Licht bitte ich Ihn, und dazu sei mein Herz offen.

„Um diese Zeit merkte ich aber, daß es mit meiner Tugend und meinem System von Glückseligkeit nicht richtig sein müsse, indem es mir schien, daß ich, anstatt besser zu werden, mich verschlimmerte."

Im Frühjahr 1783 kündigte eine schwere, aus der fortgesetzten Selbstbeobachtung und aus dem keimenden beunruhigenden Zweifel hervorgegangene Hypochondrie die Nähe einer Krankheit an. Als diese einen ernsten Charakter anzunehmen begann, schickte Herr von Fürstenberg seinen Beichtvater zu ihrem Krankenbette, um ihr den Glauben an den Erlöser und die Heilsmittel der Kirche anbieten zu lassen. Sie lehnte aber den Antrag ab, aus Mangel an Ueberzeugung. Indessen soll sie doch eine Antwort gegeben haben, welche den Herrn von Fürstenberg beruhigte; wahrscheinlich hatte sie das Versprechen gegeben, ernstlich über das Christenthum nachdenken und sich unterrichten zu wollen, falls Gott ihr das Leben fristen würde. Die Krisis der Krankheit war glücklich; sie kam wieder auf; und während der Genesung, da sie sich mit der Erziehung ihrer Kinder eine Zeit lang nicht beschäftigen durfte, fing sie wirklich an, über das Christenthum nachzudenken. Die drei folgenden Jahre, vom März 1783 bis zum September 1786, waren für die Fürstin die Zeit einer innern geistigen Gährung, in welcher selbst die Träume der Nacht die Seelenregungen des Tages fortsetzten, ja überboten. Diese Geistesbewegungen im Empfinden, Denken und Streben in der Seele der Fürstin während dieses Zeitraums hat Katerkamp in Auszügen aus ihren Briefen an ihren Sokrates — so nannte sie ihren Freund Hemsterhuys — und aus ihren Schriften, welche sie größten Theils in Nebenstunden und unter dem Drange ihrer Berufsgeschäfte sich aufschrieb, mitgetheilt.

Im Sommer 1784 mußte die Fürstin eine Badereise unternehmen. Sie reiste mit Fürstenberg nach Hofgeismar in der Nähe von Kassel, wo damals von dem Regenten, dem Landgrafen Friedrich II., eine nicht unbedeutende Heilquelle durch passende Bauanlagen und gefällige Anpflanzungen zu einem angenehmen und vielbesuchten Badeort geschaffen wurde. Hierher war mit jenen auch Jacobi, um seine geschwächte Gesundheit wieder herzustellen, gereist. Sprickmann fand sich auch zu

Hofgeismar mit ihnen zusammen [1]). Hier fand Jacobi bei der Fürstin einige Hefte von Hamann und sie selbst sehr erbaut von seinen sokratischen Denkwürdigkeiten, eine Erbauung, welche schon auf eine Empfänglichkeit für christliche Lehre hindeutet. Wie sie und Franz Buchholtz fortfuhren, an dem Geiste Hamanns und seiner Schriften sich lebhaft zu betheiligen, ist bereits früher erwähnt. Die Fürstin schloß an die Badecur statt einer gedachten Reise nach Sachsen eine kleine Reise nach dem Harze und trat mit gebesserter Gesundheit über Kassel ihren Rückweg nach Münster an [2]). Jacobi war unterdessen über Kassel nach Erfurt und Weimar gereist, wo einige Tage später, den 25. September, auch Claudius eintraf. Aber die in Weimar von Jacobi und Goethe mit Sehnsucht erwartete Fürstin kam nicht; Goethe mußte sich diesmal mit einem großen Schattenriß der Fürstin, welchen Jacobi mit sich führte, begnügen, der ihm doch unsägliche Freude machte [3]). Im Herbste des folgenden Jahres, 1785, wiederholte die Fürstin mit ihren beiden Kindern in der Begleitung von Fürstenberg und Hemsterhuys die Badereise nach Hofgeismar, wohin auch den merkwürdigen Abenteurer Leuchsenring sein Schicksal geführt hatte [4]). Diesesmal erschienen die Fürstin und ihre Begleiter, zu denen sich noch Sprickmann gesellte, in Weimar. Nach der Badecur machte nämlich die gelehrte Gesellschaft eine Reise nach Sachsen, mit der Absicht, hier gelehrte Männer und gelehrte Anstalten genauer kennen zu lernen. Bei der Erwähnung der Anwesenheit der Reisenden in Weimar gedenkt Goethe mit vorwiegendem Interesse der Fürstin Gallitzin. „Die Fürstin mit den Ihrigen ist hier", schreibt er an Jacobi am 26. September. „Sie war die ersten Tage krank und da stockte Alles, zuletzt hat es sich recht schön gegeben

---

[1]) Jacobi's S. W. IV, I, 100 und 120. IV, III, 22 fg.

[2]) Jacobi's A. B. I, 373.

[3]) Jacobi's A. B. I, 371 fg.

[4]) Jacobi's A. B. I, 391, 400 und 402. — Katerkamp giebt S. 136 eine Erholungsreise der Fürstin nach Norden, d. h. hier nach Sachsen, im Jahre 1787 an und läßt Goethe ihr den Antrag zu einer Correspondenz machen. Döring folgt seinem Vorgänger auch hier. Die Abwesenheit Goethe's jenseit der Alpen hätte ihm, dem Lebensbeschreiber Goethe's, nicht entgehen sollen. Hier hat eine Verwechselung mit der Reise der Fürstin im Jahre 1785 stattgefunden.

und ich wünschte, es ginge nur noch 14 Tage so fort. Wie es ihr übrigens mit uns ergangen, mag sie selbst erzählen. Wieland, den wir Anfangs aus Honnetität einluden, hat sich gräulich prostituirt und schlecht empfohlen." Einen Monat später erwähnt er in einem Briefe an Jacobi nochmals dieses Besuchs und schreibt zunächst von der Fürstin: „Diese herrliche Seele hat uns durch ihre Gegenwart zu mancherlei Gutem geweckt und gestärkt, und die Ihrigen haben uns schöne Stunden und Freude gegeben. ..... Fürstenberg war sehr munter und alle schienen vergnügt, das übrige muß Dir die Fürstin schreiben." — Herder nahm an Hemsterhuys den größten Antheil. Er schreibt u. A.: „Hemsterhuys ist in seinem ganzen Wesen ein alter feiner, stiller Republikaner, der, ich möchte sagen, nach der Weise eines schlau sammelnden Holländers alles Schöne der Wissenschaften und Künste in und um sich gesammelt zu haben scheint, dazu er reichen konnte. Die Wahrheit zu sagen, ist er mir in der Gesellschaft der Interessanteste gewesen, ein volles, aber stets still liegendes Gefäß voll lieblichen Weins, das sanft hergiebt, wo man es anbohrt. ....." Der gute Ruf, in welchem damals unter den sächsischen Unterrichts- und Erziehungsanstalten das Hallische Pädagogium stand, führte Fürstenberg und die Fürstin mit ihren Reisegefährten auch hierher. A. H. Niemeyer, damals Vorsteher dieser Anstalt, erzählt hiervon in seinen Beobachtungen auf einer Reise durch Holland und Westphalen S. 272 fgg. Nachdem er die Fürstenbergsche Schulordnung als ein Meisterstück für ihre Zeit in ihrem ganzen Werthe anerkannt hat, fährt er fort: „Es war im Jahre 1785, als der Minister eine Reise auch in unsere Gegenden machte, wohl hauptsächlich um das protestantische Schulwesen näher kennen zu lernen, da die Verbesserung des katholischen damals seine ganze Seele erfüllte. Auch die Fürstin theilte dieß Interesse, so wie die Ueberzeugung, daß das Studium der Mathematik als die wichtigste Grundlage aller höhern Menschenbildung, oder wie es in der Verordnung über die Studien der Ordensgeistlichen ausgedrückt ist, als der kürzeste, leichteste und sicherste Weg zu betrachten sei, um zu einem feinen Gefühle des Wahren und zu einem ruhigen Denken zu gelangen. In Halle besuchten sie das Pädagogium und baten, da eben die Schulstunden geendigt waren, um die Veranstaltung einer mathematischen Lection, um die Lehrart kennen zu lernen. Als einer der Schüler den

pythagoreischen Lehrsatz mit vieler Fertigkeit bewiesen hatte, so begleitete die Fürstin den Ausdruck ihrer Zufriedenheit mit einigen Fragen über einige andere Methoden der Beweisführung. Da diese selbst dem Lehrer fremd waren, so trat sie an die Tafel und führte sie mit großer Klarheit und Sicherheit. Man vergaß das Ungewöhnliche der Erscheinung, eine Prinzessin, die Kreide in der Hand, an der Schultafel zu sehen, und hing nur desto aufmerksamer an ihren Lippen.

„Eben so neu war es, was wir von der Erziehungsweise der Fürstin sahen. Ihr Sohn und ihre Tochter, beide damals etwa 11—12 Jahre alt [1]), trugen höchst einfache Gewänder, das Haar schlicht, die Füße unbekleidet, das Gesicht von der Luft und Sonne gebräunt, das Auge offen und hell, das Gespräch verständig, ohne Affectation. Die Mutter glaubte ihre Kinder dem Jahrhundert, worin sie lebten, entfremden zu müssen, um ihnen Gewohnheiten und Grundsätze ganz anderer Zeiten einzupflanzen, und sie auf diese Weise geschickt zu machen, einst mit Nachdruck die ersten Schritte zu einer Verbesserung des gegenwärtigen Zustandes der Menschheit zu thun. An Plutarchs Biographien und Parallelen war ihr Geist gereift. .... So sicher die Kinder mathematische Aufgaben gelöset hatten, eben so sicher sah man sie den Saalstrom beherrschen. Wir gingen an das Ufer, hoch erfreute sie die Gewandtheit unserer Halloren, die bekanntlich von Kindheit an zu den geschicktesten und kühnsten Schwimmern gebildet werden. Auf den Wink der Mutter warfen sie — die Prinzessin wie der Prinz — im Bewußtsein, es mit ihnen aufnehmen zu können, das leichte Oberkleid von sich, klimmten mit Leichtigkeit an dem Balken einer Zugbrücke hinan, stürzten sich von der Höhe in die Fluth, schwammen den Fluß, wie einheimisch in diesem Element, hinauf und hinab, und wurden, als sie an's Land kamen, von den Meistern der Kunst in ihrer Sprache mit einem lauten: Gut geschwommen! Gut geschwommen! empfangen.

„Einige Gelehrte waren zur Mittagstafel geladen. Unser Philosoph J. A. Eberhard fand besonders mit Hemsterhuys vielfache Berührung, durch die Ideenverwandtschaft sowohl über das Wesen des Moralischen als des Aesthetischen, ja selbst durch die Vorliebe beider für die französische Sprache. Es war ein wahrhaft sokratisch-platonisches

[1]) Sie waren zwei bis drei Jahre älter.

Symposion, bei dem ja auch der Geist einer — durch Religion und Sittlichkeit veredelten — Aspasia nicht vermißt wurde. .... Philosophie, Mathematik, Pädagogik, alles kam zur Sprache. In dem Minister Fürstenberg hörte man, so gehalten und gemäßigt alles war, was er sprach, doch den Mann von großen Geistesfähigkeiten, verbunden mit dem reinsten Interesse an allem, was das Heil und die Fortschritte der Menschheit betraf. Dabei war er ohne alle drückende Formen, einfach und schlicht, wie es dem wahren Weisen geziemt."

Die wichtigste Aufgabe der Fürstin blieb fortwährend, in dem Kampfe mit dem religiösen Zweifel die geahnte Wahrheit des Christenthums zu klarer und beruhigender Ueberzeugung zu bringen. Die für den Religionsunterricht reif gewordenen Kinder in den kämpfenden Zweifel mit hereinzuziehen, oder ihnen ihren Unglauben beizubringen, gestattete ihr Gewissen nicht. In dieser peinlichen Lage entschloß sie sich, den Kindern die Religion historisch vorzutragen und die Wahl des besondern Systems ihrem Gewissen zu überlassen; beim Unterricht selbst glaubte sie dann ihren eigenen Unglauben den Kindern sorgfältig verhehlen zu müssen. Diesen Plan auszuführen, fing sie mit dem ganzen Ernst ihrer Seele an, sich dem Studium der Bibel zu widmen. Ungeachtet sie im Geiste des Unglaubens dieses Studium angefangen hatte, ward sie doch innig gerührt durch das Evangelium der Liebe, welches die empfindlichsten Saiten ihres Herzens ansprach. „Es tröstete mich so oft", sagt sie, „in meinem wilden hypochondrischen Zustande, welchem nun jede Stütze entwichen war, daß ich mir vornahm, dem rührenden Rathe Christi: Wir möchten nur versuchen, seine Lehre treu zu befolgen, um es zu *erfahren*, daß seine Lehre göttlich sei (Joh. VII, 17) — wirklich zu folgen, und mir vorsetzte zu handeln, als wenn ich wirklich an Ihn glaubte; ich fing dann sogleich damit an, meine Grundsätze und Handlungen mit seinen Lehren zu vergleichen; und wie Vieles fand ich zu ändern, was ich bisher kaum als einen Fehler bemerkt hatte! Denn so lebhaft ich alles Gute und Schöne empfinde, so, und vermuthlich noch lebhafter, fiel mir jeder Fleck in meinem Nächsten auf; und dies behielt ich nicht etwa für mich, sondern ermangelte selten, mein scharfes Auge meinen Freunden mitzutheilen, und sie zur Splitterrichterei zu verführen; ich nahm mir also gleich vor, meine Bemerkungen nicht mehr ohne Noth mitzutheilen. Ich

schämte mich bei Vergleichung meiner beschränkten Liebe mit der allgemeinen hohen, edlen und dennoch besondern Liebe Christi: Es ist nicht genug, daß du den liebest, der dir wohlthut; das thun auch die Zöllner; auch deine Feinde sollst du segnen und lieben ꝛc.; wie fühlte ich mein bitteres Aufbrausen gegen meine Kinder und Freunde, wenn sie der Vollkommenheit nicht entsprachen, die ich von ihnen forderte und mit Gewalt in ihnen finden wollte, ohne ihnen selbst darin vorzugehen! Auch fiel mir nach und nach der Gegensatz meines Betragens mit der rührenden Einfalt Christi auf, die sich durchgehends in Fürstenberg zeigte. Gebetet hatte ich zwar, aber selten; nun fing ich an, öfter zu beten, und wurde so oft erhöret, daß ich an der Kraft des Gebets nicht mehr zweifelte. Manche Zweifel gegen das Christenthum löften sich nach und nach auf. Noch entdeckte ich, nach meiner schweren Krankheit, daß meine Art zu lieben der rührenden Liebe Christi sehr wenig entspräche, weil ich Liebe mehr als Zweck, nämlich als die letzte, höchste Glückseligkeit meines nach ihr bedürftigen Herzens, mehr als Genuß, als wie Mittel zu höherer Vollkommenheit nach und nach zu betrachten mich gewöhnt hatte. Dem Stolze hatte ich schon völlig, so viel es an mir war, entsagt, und mit ihm allem eitlen Studium, das nicht Verbesserung meiner und meiner Kinder zum Zweck hatte. Nun entsagte ich auch, so viel es an mir lag, der Liebe als Zweck betrachtet; ich calculirte weniger auf das, was ich empfing, als auf das, was ich gab, und ward immer ruhiger."

Nachdem die Fürstin in Kraft dieser Anregung sich unterrichtet hatte in den Heilswahrheiten der christlichen Religion, dieselben durch Meditation sich angeeignet und nach denselben ihr Inneres beurtheilt hatte, war sie am 27. August 1786, am Vorabend ihres Geburtstages, mit der Gewissenserforschung fertig. Wahrscheinlich legte sie die allgemeine Beichte an ihrem Geburtstage ab. Er fiel auf das Fest des heil. Augustinus, der ein besonderer Gegenstand ihrer Verehrung war, weil sie in seinem Leben nach seiner Bekehrung die Sinnesweise wiederzufinden glaubte, die auch die Haupttriebfeder ihres Lebens geworden war, die Liebe nämlich. Nach ihrem eigenen Geständnisse hatte sie sich nach der Beichte eine Zeit lang nicht entschließen können, zum Tisch des Herrn zu gehen. Der Kampf zwischen dem Verlangen nach ihrem Heiland und dem Gefühle ihrer Unwürdigkeit sei noch zu mächtig

in ihr gewesen. Erst nach dem Genusse des Abendmahls habe sich ihr bisheriger Trübsinn in eine so ungemeine Heiterkeit verwandelt, daß ihre Kinder und Freunde sich nicht genug darüber hätten verwundern können. — Um seinen Lesern von der erhabenen Selbstweihe einen Begriff zu geben, worin alles Empfinden, Denken und Handeln, alle angeborne und durch ununterbrochene Anstrengung entwickelte Anlagen der Fürstin durch das Christenthum sogleich verklärt wurden, theilt Katerkamp Einiges aus ihren Papieren mit, welches in der ersten Zeit nach ihrer Rückkehr zum Christenthum und zur katholischen Kirche geschrieben wurde. Alles athmet die hohe Gesinnung, wodurch sie belebt wurde: Liebe.

Von den aus den Heften der Fürstin ausgezogenen zwölf Abschnitten möge der fünfte: „Von der Eintheilung der Glückseligkeit in zeitliche und ewige", hier einen Platz finden: „Die beliebte Schuleintheilung in zeitliche und ewige Glückseligkeit hat mir nie gefallen wollen; sie veranlasset, meines Bedünkens, den großen Irrthum, als wenn man hier müßte unglücklich in lauter peinlichen Empfindungen leben, wenn man solle hoffen dürfen, dort selig zu werden. Es kann aber in Absicht auf Seligkeit keine Abtheilung in Hier und Dort stattfinden, als eine Zeit: Hier, wo sie gar nicht existirt, und eine andere: Dort, wo sie dann mit einmal anfangen soll. Seligkeit ist eine lange, immer wachsende Kette von permanenten Zuständen der Seele, deren Bewußtsein hier durch die Sinnlichkeit und durch die Einschränkung, die diese der Seele gibt, mehr oder weniger unterbrochen wird.

„Wer dort ewig selig werden will, muß nothwendig anfangen, hier in der Zeit sich selig zu verspüren.

„Der Mensch, der, um die ewige Seligkeit einst als Belohnung zu empfangen, handelt, sich kasteyet und quälet, wird so weit nicht kommen, als derjenige, der diese Seligkeit hier im Wege der Heiligung durch Gehorsam und Liebe sucht.

„Strebe hier selig zu sein, wenn du ewig selig werden willst. Wer den Keim der Seligkeit hier sprossen macht, der wird es auch erfahren, welcher Unterschied darin liegt: sich aus Liebe, oder bloß anstatt der Liebe, mortificiren, kasteyen auf alle Art. Ich bin überzeugt, daß Mangel an heller Einsicht dieses Unterschiedes die doch sonst so nütz-

lichen Abtödtungen aus der Mode gebracht habe. Menschen, die sie anstatt der Liebe üben, werden stolz darauf. Der Mensch, der sie aus Liebe übt, betrachtet sie als etwas Kleines, Unbeträchtliches, was weit unter allen Tugenden des Christen, wie Demuth, Gehorsam, Geduld, steht. Er übet sie, nicht als Stellvertreter, sondern als eine Thätigkeit seiner Liebe, die den Drang fühlt, äußerlich hervorzutreten. Wer hat je geliebt und kennt die, ich möchte fast sagen, kindische Unruhe des Herzens nicht, des immer geben, gehorchen, dienen, sich selbst verleugnen und etwas aufopfern wollens für den Geliebten, indem jeder dieser Acte, so zu sagen, seine eigene Liebe ihm gedoppelt zu genießen gibt, in sich und in Andern!"

Ferner spricht sie sich über diesen Gegenstand auf einem andern Blatte auf folgende Weise aus:

„Nach dem Gottesdienste blieben wir [sie und Overberg] bis 11 Uhr beisammen in einer interessanten Unterredung, deren Gegenstand die Frage war: Ob es gut oder vielmehr nicht gefährlich sein könnte, Kindern das ewige Leben oder den Himmel unter Bildern vorzustellen, die vom Vergänglichen und Irdischen entlehnt sind, und die also, weit entfernt, die Begierden vom Irdischen abzuziehen, selbige vielmehr daran fesseln, indem die Kinder veranlasset werden, solchen irdischen Genuß über alle Wirklichkeit hinaus in der Phantasie zu vervielfältigen, um daraus eine vermeinte Ahndung des Himmels in sich zu bilden.

„Ich weiß überall keine Spur einer solchen Ahndung aufzufinden, als in der Liebe, wohin Paulus und Johannes stets hinwiesen.

„Es scheint mir daher auch eine irrige Meinung, dieses und das künftige Leben als zwei Dinge sich zu denken.

„Leben ist Eines, und das Leben, sagt Johannes, war das Licht der Menschen. Das Leben ist eine unendliche Reihe, die (in erschaffenen Geistern) einen ersten, aber keinen letzten Terminus hat. Wer also hier — wo durch Christus der Keim des Lebens, welches mit Lieben oder glückselig sein identisch ist, zu sprossen anfangen soll — den ersten Terminus dieser Reihe nicht findet, wie will der die Reihe jemals in sich fortgesetzt zu sehen hoffen!" .....

In diesem Elemente christlicher Gnosis und Ascesis fand Hamann die Fürstin während seiner beiden letzten Lebensjahre, 1787 und 1788, in denen er zu Münster das Gastrecht und die Pflege der Gesundheit

bei Franz Buchholtz — seinem Alcibiades — genoß und auch häufig im Hause der Fürstin mit ihr und Fürstenberg und den Freunden des Hauses verkehrte. Seine tiefe und lebendige Empfindung für Christus und die christliche Religion bot dem Herzen der Fürstin so manche Berührungspuncte, daß das Band einer innigen und vertraulichen Freundschaft zwischen ihnen geschlossen wurde. Der Vorsprung an Jahren, den Hamann vor der Fürstin hatte, machte sie geneigt, ihn als ihren Vater zu verehren, und er bediente sich auch, wie sie es wünschte, des Vorrechts des höhern Alters. Im Buchholtzschen Hause, umgeben von der Fürstin und Fürstenberg, schied er am Morgen des 21. Juni sanft hinüber. Schon am Abend des Sterbetages fuhr Fürstenbergs Kutsche vor das Buchholtzsche Haus, er selbst und sein Freund Overberg stiegen aus, wickelten den Leichnam in wollene Decken, fuhren ihn nach dem Hause der Fürstin von Gallitzin, um ihn da in einen Sarg zu legen, und Fürstenberg half ihn selber auf seinen Schultern zur Gruft befördern, welche bereits an einem schattig stillen Plätzchen neben einer Laube in dem an das Wohnhaus stoßenden südlichen Gartentheil hergerichtet war. In dem von der Fürstin niedergeschriebenen Tagebuche legt diese ein sie selbst und Hamann ehrendes Denkmal nieder. In diesem sagt sie: „Ein unbeschreiblich süßer Gedanke war mir, die Asche des Seeligen, Großen — so wenig Gekannten — in meinem Garten zu bewahren, einst meinen Kindern vielleicht etwas von dem Geiste des Verstorbenen einzuhauchen — mir selbst eine beständige Erweckung! — Ich erhielt es mit Mühe, man drohte mir mit übler Nachrede, Mißvergnügen der Geistlichkeit ꝛc. Nach vielem Hin- und Herlaufen erhielt ich's durch Hofkammer-Director Heckmann gegen das Versprechen, es in die öffentlichen Papiere einfließen zu lassen, daß es nicht Intoleranz, sondern auf meine ausdrückliche Bitte geschehen sei“ [1]).

---

[1]) C. Carvacchi a. a. O. S. 62 fg. Jacobi, A. B. I, Nr. 168. Gildemeister III, 422. Der im Briefe Jacobi's an Lavater neben Buchholtz erwähnte Sickingen, bei Gildemeister Schicking genannt, heißt Schücking. — Am 31. Juli 1851, bei beabsichtigtem Umbau des Gartens zu anderen Zwecken des neuen Eigenthümers, wurden die irdischen Reste Hamanns nach dem Ueberwasser-Kirchhof vor dem Neuthor versetzt. Ein dem frühern genau nachgebildetes Monument schmückt seine Ruhestätte, in der Nähe der Ruhestätten Kistemasters, Overbergs und Fürstenbergs.

Einige Tage nach Hamanns Tode kamen der Fürst Gallitzin und Hemsterhuys zum Besuche der Fürstin nach Münster. Die Fürstin und Fürstenberg reisten mit ihnen auf mehrere Tage nach Pempelfort zu Jacobi, wohin Franz Buchholtz vor dem Tode Hamanns schon vorausgereist war. Nach der Rückkehr nach Münster fiel Hemsterhuys in eine gefährliche Krankheit, genas aber unter der sorgfältigsten Pflege der Fürstin. Im Anfange des folgenden Jahres — 1789 — entsprach Overberg dem wiederholten Antrage der Fürstin zu jener geistlichen Verbindung und Freundschaft, in welcher sie seiner Leitung bei ungetrenntem Umgange ihr Gewissen zu übergeben wünschte. Overberg wohnte von nun an bis zu ihrem Tode in ihrem Hause. „Daß durch jenes Verhältniß der Charakter der Fürstin" — sagt Katerkamp, der mehrere Jahre täglich um sie war — „auf keine Weise niedergedrückt worden sei, das können Alle bezeugen, welche vor und nach dieser Epoche ihr genahet sind, die sie unverändert in diesen verschiedenen Standpuncten des Lebens als die unvergleichlich geistreiche, hochgesinnte und liebenswürdige Frau erkannt haben, und — was vielleicht am meisten zu bewundern — die sie gekannt haben als eine Frau, welche durch ihre großen Anstrengungen und durch die männliche Bildung, die sie sich eigen gemacht, von der weiblichen Zartheit und Anmuth nichts eingebüßt hatte."

Ein empfindlicher Schicksalsschlag traf die Fürstin im Juli 1790 durch die Nachricht von dem Tode ihres vieljährigen Freundes Hemsterhuys; um so empfindlicher traf jener sie, weil ihr Freund, dessen Grundsatz des denkenden und handelnden Lebens der bloße Vernunftglaube blieb, ohne Hülfe und Trost der christlichen Religion geschieden war. —

Kehren wir nun zu Fürstenberg zurück und wenden uns zu dem Gebiete seiner Wirksamkeit, auf welchem dieser die nachhaltendste Dauer und der größte Segen zu Theil geworden ist, zu dem des Unterrichtswesens! Nicht auf Einen Zweig des öffentlichen Unterrichts beschränkte

---

Möchte doch auch der den urkundlichsten Wahrheiten widerstrebende und gehässige Gesinnungen erweckende Lügengeist, welcher in der deutschen Litteratur und Litteraturgeschichte von der Grabstätte Hamanns und dem Andenken der Fürstin seit dem Jahre 1788 bis zur Gegenwart nicht weichen will, ruhen!

sich hier seine Thätigkeit, sondern diese faßte alle Zweige desselben zusammen, so daß die zu gründenden und die zu verbessernden Institute der Nationalerziehung im Münsterland ein einziges systematisch geordnetes Ganzes ausmachen sollten, wovon alle Theile in einander greifen und sich wechselseitig voraussetzen. Daß Fürstenberg nicht einer jener Projectenmacher war, denen der sich selbst und Andern so nutzlose als lästige Difficultätenmacher auf der Ferse nachfolgt, daß sein Verfahren hier nicht von einem unreifen, unerleuchteten Bildungstriebe geleitet wurde, welcher zu seiner Zeit sich auf den Gebieten des öffentlichen Lebens in Staat und Kirche mächtig zu regen begann und das Kühnste sich zutraute, dafür sorgte seine reiche Menschenkenntniß und Welterfahrung und seine von aller Eigenliebe ungetrübte Liebe zur Menschheit und zu seinem Vaterlande. Stufenweise, mit immer nachbessernder Hand arbeitete er am Werke fort und suchte, wie sein Nachbar in Osnabrück, Möser, mit welchem er große Geistesverwandtschaft hatte, aus der einsichtsvollen Benutzung und Veredlung des zunächst Vorhandenen die allgemeinern und höhern Ziele desto vollkommener und sicherer zu erreichen. Fürstenbergs Verdienste um die Verbesserung des öffentlichen Unterrichts umfaßten das Gymnasium, die Volksschule und die Universität. Die Gymnasialbildung sollte nicht nur die Jugend zu Akademikern reifen, sondern später auch denjenigen Stand, welcher entweder unmittelbar oder mittelbar an den Volksschulen betheiligt war, befähigen, das wahre Salz der Volksbildung zu sein. Daher richtete er seine nächste Thätigkeit auf das Gymnasium in Münster, welches damals in den Händen der Jesuiten war. Kurz nach der Betrauung Fürstenbergs mit der Landesverwaltung wendete sich das Domcapitel, vielleicht von ihm veranlaßt, an den Fürstbischof und Churfürsten von Köln und bat um eine gründliche Verbesserung des Unterrichts und der Erziehung im Münsterschen Gymnasium. Alle, welche diese hochwichtige Angelegenheit nicht aus einem Parteiwinkel ansahen und beurtheilten, waren mit dieser Bitte herzlich einverstanden. Wie überhaupt der Geist des heiligen Ignatius und des Lainez nicht mehr den Orden im achtzehnten Jahrhundert beseelte, so war auch namentlich in dieser Zeit der Geist der Ratio atque institutio studiorum societatis Jesu von Aquaviva, die des Guten Vieles ent-

hielt, vielfach gewichen. Der Münstersche Stadtmagistrat hatte seit vielen Jahren häufig wiederholte Klagen wegen Ueberschreitungen der öffentlichen Ordnung und Sicherheit der Schüler im Gefolge der öffentlichen Aufzüge und des Treibens an den Abenden der Sonn- und Feiertage geführt; das städtische Archiv gab Zeugniß von lebhaften Erörterungen zwischen den Jesuiten und dem Magistrat wegen der Gerichtsbarkeit über die Schüler in Criminalfällen; mehr als einmal hatte die Pfarrgeistlichkeit von der Kanzel Klage, Tadel, Warnung erhoben [1]).

Die Mängel des Unterrichts- und Erziehungssystems, welches Fürstenberg vorfand, können an dieser Stelle eben so wenig als die lobenswerthen Seiten desselben mit einiger Vollständigkeit dargelegt werden. Auf zwei Gesichtspuncte möge hier nur zunächst hingedeutet werden. Die Erziehung war allerdings auf Religion gegründet; aber der wichtigste Theil derselben, die gründliche Erkenntniß der christlichen Heilswahrheiten, das nothwendige Fundament der Religion, besonders in den gelehrten Schulen, fand nicht seine angemessene Würdigung. Die gesammte katholische Glaubenslehre war in Fragen und Antworten gebracht: diese wurden auswendig gelernt und hergesagt, und diesem Unterricht nur am Sonnabend die erste halbe Stunde am Vormittag und die letzte halbe Stunde am Nachmittage gewidmet. Damit konnte Fürstenberg und mit dieser Methode der Mittheilung Overberg sich nicht beruhigen. Ein zweiter Fehler des Unterrichtsplanes bestand in der Vernachlässigung der vaterländischen Sprache und Litteratur. Die Jesuiten hätten sich die Benedictinerschulen Deutschlands vom neunten bis zum elften Jahrhundert, in welchem Zeitraum sie sich auf der Höhe ihres Berufes zu behaupten wußten, zum Muster und Vorbild nehmen sollen. In dieser Zeit waren die Schulen zu St. Gallen,

---

[1]) Das Vollständigere über diesen Gegenstand: 1) Geschichte des Münsterschen Gymnasiums vom Jahre 1588—1630, als Programm zum Jahresbericht des Gymnasiums zu Münster vom Jahre 1826, vom Oberlehrer Söckeland. 2) Umgestaltung des Münsterschen Gymnasiums durch den Minister Fürstenberg, als Programm zum Jahresbericht des Münsterschen Gymnasiums vom Jahre 1828, von demselben Verfasser. 3) Leben und Wirken Franz' von Fürstenberg, von Professor Dr. W. Esser. Münster 1842. 4) Cornova, die Jesuiten als Gymnasiallehrer, in freundschaftlichen Briefen an den Grafen von Lazansky, Prag 1804.

Reichenau, Hirschau, Fulda u. m. a. die Pflegestätten der deutschen Sprache und Litteratur, ohne der allgemeinen Kirchensprache und der ihr zum Grunde liegenden römischen Sprache ihren Fleiß zu entziehen. In der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts mußte jene Vernachlässigung die Wirksamkeit des Jesuitenordens um so mehr beeinträchtigen, da im protestantischen Deutschland ein neuer Geist in der Poesie und Beredtsamkeit zum Durchbruch gekommen war, den Fürstenberg kannte und dessen Einfluß unmöglich dem katholischen Deutschland fremd bleiben konnte; und wenn dort die jugendlichen Geister kühn die Schranken durchbrachen, welche die protestantischen gelehrten Schulen in ganz ähnlicher Weise, wie die Jesuitenschulen, der nationalen Bildung setzten, so wär' es ein großes Verdienst der Jesuiten gewesen, hätten sie sich entschließen wollen, die Bahn des bessern Geschmacks und des sichern Einflusses auf die deutsche Litteratur zu betreten und den Begabtern ihrer Zöglinge, welche kennen zu lernen sie Gelegenheit genug hatten, den Anstoß zu ihr zu geben. Daß auf diesem Gebiete die geistigen Anlagen nicht fehlen durften, bewies in der ersten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts der herrliche Dichter Spee und in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts der lobenswerthe Dichter Denis, welche trotz der Ordensregel und Richtung die volle Entfaltung der von Gott ihnen gegebenen Geisteskräfte durch den Gebrauch und die Veredlung ihrer Muttersprache erstrebten und es nicht verschmähten, deutsche Dichter zu sein. — Schon länger als vor einem halben Jahrhundert schrieb mit treffender Wahrheit der verdienstvolle geistliche Rath v. Westenrieder: „Die Jesuiten hatten schon lange Nachrichten vom Entstehen einer neuen Litteratur und einer von allem Gewöhnlichen abweichenden Denkungsart in Deutschland, und bei den reichen Hülfsquellen, von welchen sie einen freien Gebrauch machen, bei den Gefahren, aus dem hergebrachten Besitz ihres Ansehens gehoben zu werden, deren Kennzeichen ihnen unmöglich entgehen konnten, hätte man allerdings erwarten sollen, daß sie die Natur der Dinge nicht mißkennen, sondern daß sie vielmehr augenblicklich die einzig geeigneten Mittel vorkehren und die historischen Beispiele echt weiser Volksführer nachahmen würden, welche, wenn sie einmal bemerken, daß sich unter der Menge einzelne Männer hervorthun, welche durch Geschicklichkeit das Zutrauen dieser Menge und das Führeramt an sich ziehen wollen,

keineswegs so lange, bis es zu spät ist, müßig zusehen, sondern sogleich größere Geschicklichkeiten zeigen, und mit einem Himmel von Glanz die einzelnen Flämmlein verdunkeln. Sie hätten sich bei dem Reichthum der besten Köpfe, welche sie für sich herauswählen konnten, der schönen und höhern Litteratur bemächtigen, hätten sich durch Werke eines feinen Geschmacks und echter historischer und physikalischer Gelehrsamkeit in eine ausgezeichnete Achtung setzen, dann auf der Stelle wesentliche Verbesserungen der Schulen vornehmen und allen Wünschen und Zumuthungen zuvorkommen sollen, statt mit vornehmer, wiewohl zugleich etwas zaghafter Genügsamkeit noch länger zu hoffen und zu erwarten, daß gereifte Männer aus der Ursache, weil sie einst ihre Schüler waren, ewig ihre Schüler bleiben, und daß sie, wenn sie von ihren ehemaligen Lehrern einmal den Finger gehoben sähen, sich, taub und blind, alles Selbstprüfens und Fortschreitens enthalten würden; aber von jenem emporstrebenden, über den Gang der Dinge gebietenden, rasch und zuversichtlich handelnden Geiste wohnte den Häuptern jener Gesellschaft damals so wenig etwas bei, daß sie, sehr unklug, immer nur auf den Zustand ehemaliger Zeiten zurücksahen und jeden litterarischen Schritt vorwärts mit einer Art von Beklemmung thaten, bei der man hätte meinen sollen, daß sie sehnlichst wünschten, ihn wieder rückwärts thun zu können. Dieses Verhalten beförderte die Fortschritte und verherrlichte die Triumphe ihrer Gegner." — Der nächste Grund dieses versäumten Fortschrittes oder Aufschwungs lag wahrscheinlich in der Art und Weise, wie ihre Anstalten die alten Sprachen behandelten, welche das Hauptelement ihrer wissenschaftlichen Thätigkeit sein sollten. Die griechische Sprache ward vernachlässigt und bei dem Betreiben der römischen Sprache und Litteratur empfingen Lehrer nicht und Schüler nicht; deswegen drängte es sie auch nicht, wiederzugeben und durch Ausgabe zu empfangen. Die Todten begruben ihre Todten. Cornova, Jesuit, ein Vertheidiger seines Ordens, selbst Gymnasiallehrer, erhebt an sehr vielen Stellen seiner Briefe Tadel über die Organisation der Anstalten, über die Lehrmethode und die Leistungen derselben. Nachdem er über die Wichtigkeit der Stelle des Präfecten an den Gymnasien gesprochen, fährt er fort: „Aber wie? wenn in diesem wichtigen Amte mitunter Männer standen, die man in keinem andern glaubte brauchen zu können? oder denen man es gleichsam zum Exil angewiesen hatte? Wie?

wenn der Schulpräfect bei allen Kenntnissen und Erfahrungen, schon durch das Alter verdrießlich, nichts als Ruhe beabsichtigte? Der schlimmste Fall aber war auch zugleich der häufigste." Und die Folgen dieses Gebrauchs schildert er mit folgenden Worten: „Der Präfect sah den jungen, für das Bessere empfänglichen Lehrer für einen naseweisen Neuerer an; und der sich fühlende Lehrer, um sich das Epithet des Naseweisen ja ganz eigen zu machen, schalt den alten Präfect ziemlich laut einen unausstehlichen Pedanten. Wenn dieses wechselweise Betragen je ohne andere unangenehme Folgen blieb, so bestand wenigstens das ganze freundschaftliche Verhältniß zwischen einem Präfect und einem Professor dieser Gattung in sonst nichts, als, da es die Pflicht des Erstern war, während sich die Jugend zur Schule sammelte, im Schulgebäude auf- und abzugehen, der Zweite aber nur bei ihm vorbei in seine Schule gehen konnte, daß sie einander einen kalthöflichen guten Morgen gaben. ....." Ferner tadelt Cornova die Vernachlässigung der griechischen Sprache, er sagt u. A.: „Ernstliche Betreibung der griechischen Litteratur wäre für künftige Gymnasiallehrer unumgänglich nöthig gewesen. Freilich hatten die Repetenten einen besondern Lehrer derselben, aber dieser hatte immer noch sonst ein Amt und hielt den griechischen Unterricht für Nebensache. .... Selten war auch wahres Einverständniß zwischen dem lateinischen und griechischen Lehrer; der Erste sah gewöhnlich den Zweiten für den Dieb eines Theiles der Zeit an, die ganz ihm gehören sollte, und bemühete sich manchmal gar, seinen Schülern Abneigung gegen die griechische Sprache beizubringen. .... Bei uns war von Griechenlands Rednern und Dichtern keine Rede. Dennoch schrieben wir einen griechischen Gratulations-Brief an den Pater Provinzial zum Namenstage, von welchem der brave Mann wohl kein Wort wird verstanden haben. .... Als ich später selbst die Elemente der griechischen Sprache zu lehren hatte, war ich jedesmal nur um Eine Lection gelehrter als die Schüler. ....." — Bei Gelegenheit des Tadels über die Behandlung der lateinischen Sprache tadelt er zugleich, daß jeder Jesuit ohne Rücksicht auf seine Fähigkeiten aus dem Noviziate, sogar oft ohne die Repetition gemacht zu haben, sogleich auf den Lehrstuhl gestiegen sei. „Gab ihnen der Name philosophus absolutus", ruft er aus, „schon die Fähigkeit dazu? Ich

habe öffentlichen Disputationen dieser Philosophen beigewohnt. Wenn der von den Todten erstandene Verfasser Tusculanischer Fragen zugegen gewesen wäre, würde er gefragt haben, welche Sprache diese Zänker redeten." Ueber die gepriesenen Examina erzählt Cornova S. 74: „Zur Strafe meiner Sünden mußte ich einmal so einem Examen der Repetenten beiwohnen. Der Lehrer brachte Fragen aus einer schiefen Theorie der Rede, Epistel, Ecloge ꝛc. vor, nachdem er sich, um ja keine unerwartete Frage zu thun, jedesmal bei dem vor ihm liegenden Papier Raths erholt hatte, und die Schüler beantworteten die Fragen mit eben so viel Fertigkeit und mit nicht mehr Einsicht, als mit welcher ein Papagei ehrliche Leute Spitzbuben nennt. Die Antworten hatte der Professor während der Vorlesungen in die Feder dictirt, und die Schüler hatten, um sie von Wort zu Wort auswendig zu lernen, täglich mehrere Stunden verloren ꝛc."

Unter fürstlicher Autorität und in der Person des Ministers legte Fürstenberg den Jesuiten die Frage vor, ob sie sich zu einer andern Lehrart verstehen wollten oder nicht: im ersten Falle werde das Gymnasium in ihren Händen bleiben, im zweiten Falle müsse für den Gymnasialunterricht in Münster anderweitig gesorgt werden. Die Jesuiten blieben bei der Anstalt und ließen sich um so eher Verbesserungen gefallen, da, wie anderswo in Deutschland, auch hier die jüngern dem Bessern zugekehrt waren.

So sehr Fürstenbergs Ansichten und Grundsätze über den Gymnasialunterricht von denen, welche der bisherigen Schulordnung der Jesuiten zu Grunde lagen, verschieden waren, so wollte er doch, fern von jeder reformatorischen Uebereilung, schrittlings zu seinem Ziele gelangen. Eine der ersten Veränderungen war die Einführung des mathematischen Unterrichts in allen Klassen. Mit scharf unterscheidendem Blicke, mit dem er allenthalben die seinen Absichten dienenden Talente junger Männer zu erkennen wußte, sah er den jungen talentvollen Jesuiten Zumkley als den berufenen mathematischen Lehrer und als den vorzüglichsten Beförderer seiner weitern Pläne heraus. Er weihte ihn daher in die ganze Tiefe seiner philosophischen Grundsätze ein, unterstützte ihn durch Mittheilung gelehrter Hülfsmittel jeder Art, brachte ihn mit den berühmtesten Gelehrten und besonders mit Kästner in

Göttingen in Verbindung und hatte später die Freude, die Mühe seiner ersten mathematischen Unterweisungen so belohnt zu sehen, daß Lehrer und Schüler nach einigen Jahren die Rollen wechselten und Fürstenberg sich wiederum durch Zumkley in verschiedenen Zweigen der mathematischen Wissenschaften unterrichten ließ. Einige Jahre später machte er ihn zum Director des Gymnasiums und wurden die übrigen Gymnasien des Landes seiner Aufsicht untergeordnet. — Bisher war die lateinische Sprache der Mittelpunct und fast der einzige Gegenstand des Schulunterrichts gewesen, mit dem Zwecke, daß die Schüler in dieser Sprache sprechen und schreiben lernen sollten. Fürstenberg betrachtete das Lateinsprechen als die Quelle von vielem Unfuge und als nutzlosen Zeitvertreib und hielt das viele Lateinschreiben für überflüssig: sprechen und schreiben, meint' er, müßten die Schüler in der Muttersprache lernen, und darum trennte er vom lateinischen Unterricht denjenigen Theil, welchen die Jesuiten für den wichtigsten desselben gehalten hatten, die Beredtsamkeit, und wies diese dem deutschen Unterrichte zu. Dem lateinischen Unterrichte gab er einen andern Zweck: er sollte den Schüler durch die Vorlegung und Zergliederung einer fremden Sprache mit ihren Gesetzen und Regeln die Gesetze des menschlichen Denkens gleichsam verkörpert erblicken lassen, ihn durch die Uebungen in der Anwendung dieser Regeln, in der Vergleichung und Beurtheilung vorkommender Fälle zur Gewandtheit im Gebrauche aller Seelenkräfte bilden; der fortgeschrittene Schüler sollte überdies in den classischen Werken lateinischer Schriftsteller die ausgezeichnetsten Muster der Dichtkunst und Beredtsamkeit erkennen und studiren. Diesen Absichten gemäß wurde der Unterricht geändert, das Lateinsprechen verboten, das Lateinschreiben eingeschränkt, die Schulbücher der Jesuiten abgeschafft, und Zumkley übernahm es, den neuen Grundsätzen entsprechende Sprachlehren und Chrestomathien herauszugeben. Mitten in diese und andere allmälig eingeführte Verbesserungen fiel 1773 die Aufhebung des Ordens der Jesuiten. Die Regelung der Vermögensverhältnisse des aufgehobenen Ordens und der künftigen Einkünfte des Gymnasiums nahm nun die besondere Thätigkeit Fürstenbergs in Anspruch. Erst im Jahre 1776 waren seine Bemühungen so weit gediehen, daß er die Umgestaltung des Gymnasiums durch ein organisches Gesetz ankündigen zu dürfen glaubte. Es

erschien unter dem Titel: „Verordnung, die Lehrart in den unteren Schulen des Hochstiftes Münster betreffend, vom Jahre 1776 [1]).

Die Schulordnung ist von Fürstenberg selbst, der sie sein Kind nannte, entworfen; die letzte Feile gab ihr der Regierungsrath Matthias Sprickmann. Sie fand bald in Deutschland die allgemeinste Anerkennung und in den meisten katholischen Ländern als Richtschnur des öffentlichen Unterrichts Nachahmung. Die Aeußerlichkeiten des Unterrichts regelt sie nicht und bestimmt nicht die Zahl und das Ineinandergreifen der jedem Vortrage zu widmenden Stunden; aber den Geist der zu lehrenden Wissenschaften und die Art der Behandlung hat sie im Auge, sie gewährt über das ganze Gebiet derselben einen Ueberblick und sucht den Werth einer jeden und ihr Verhältniß zu der Glückseligkeit der Menschen zu bestimmen. Daher stellt Fürstenberg in dieser Schulverordnung nicht etwa bloß scheinbar, gleichsam zum Besten der blödsichtigen Menge, sondern in der Wirklichkeit und aus dem Drange der Ueberzeugung die Königin der Wissenschaften, die Religion und Sittenlehre, unter den Gegenständen des öffentlichen Unterrichts auf den ersten Platz. Darum heißt es in jener Verordnung in Bezug auf die Verpflichtung des Lehrers beim Religionsunterrichte unter Anderm: „..... Der Lehrer wache also über das Herz des Schülers mit der ganzen Sorgfalt seines Berufes. Es sei seine ernstliche Sorge, jede Verführung, die den Unerfahrnen umschleicht, zurückzuschrecken, alle innern Hindernisse der Tugend zu ersticken oder auszurotten, daß ihn weder die Weichlichkeit, die die Seele erschlafft, noch jener elende Geist modischer Kleinigkeiten fortreiße, der in Herzen, die er entnervt, Niederträchtigkeit, Selbstsucht, Unthätigkeit und die Keime der niedrigsten Laster ausbrütet. ..... Die Liebe zur Religion und zur Tugend muß in dem Herzen des Schülers selbst Leidenschaft werden, wenn sie seinen übrigen Leidenschaften das Gleichgewicht halten soll. Durch Vernunft und Offenbarung erhebe er ihn also bis zur Anbetung des höchsten Wesens, daß er seine Niedrigkeit, aber auch seine Würde fühlen lerne, und die Hoffnung der Gnade ihn zwar

---

[1]) Gedruckt bei Söckeland a. a. O. im Anhange, S. 1 fgg. — Bei Esser a. a. O. im Anhange, S. 73. — Vogel: Die Schulordnung des Hochstifts Münster. Leipzig 1837.

innigen heiligen Schauer, aber mehr Liebe des Kindes, als Furcht des Sclaven lehre. Er enthülle ihm seine Zukunft und zeige ihm seinen Standort in der Schöpfung, daß er jedes Wesen um sich her als Mittheil des nämlichen großen Ganzen lieben und schätzen lerne und sein Wohl in dem Wohle der ganzen fühlenden Natur verschlungen fühle. Er zeige ihm, wie die Religion ihm den Weg zur ewigen Glückseligkeit abzeichnet, und suche sein ganzes Herz für sie einzunehmen; aber er vergesse hierbei auch nicht, ihn zu lehren, daß der wahre Eifer der Religion ein Geist der Liebe ist, von Haß, Abneigung und Verfolgung weit entfernt. ....."

Wie Fürstenberg von Anfang an sehr thätigen Antheil nahm an der Heranbildung der Lehrer, so lebte er seit der Niederlegung seiner Ministerstelle mit gesteigerter Thätigkeit der Verbesserung des höhern Schulwesens. Sein Einfluß auf die Lehrer bestand theils in persönlichem Unterrichte derselben, theils in persönlichem Umgange mit ihnen. Um die Lehrer aufzumuntern und sie vor der Vernachlässigung des eigenen Fortschreitens zu bewahren, wie nicht weniger zu seiner eigenen Belehrung, unterhielt er sich häufig mit ihnen über die neuesten litterärischen Erscheinungen; er fragte sie, ob sie dieses oder jenes neue Buch gelesen hätten, und auf die verneinende Antwort versprach er, ihnen das Buch am folgenden Tage zuzusenden, mit dem gewöhnlichen Zusatze: Wenn Sie dann, mein lieber Herr Professor, mit dem Buche fertig sind, werden Sie die Gefälligkeit haben, mir darüber ein Privatissimum zu lesen." Die das Gymnasium betreffenden nöthigen Anordnungen und Veränderungen pflegte Fürstenberg mit dem Director und den Lehrern mündlich zu verhandeln. Auch den Prüfungen der Schüler, nicht allein den Ehrenprüfungen, sondern auch den sonstigen gewöhnlichen wohnte Fürstenberg häufig, ersteren regelmäßig bei; so oft es ihm einfiel, besuchte er selber die Schüler, meistens ohne alle frühere Anmeldung, so daß es dem Lehrer nicht möglich war, sich auf einen derartigen Besuch vorzubereiten. ..... Gern sah er es, wenn die Schüler nicht sogleich, sofort aus dem Gedächtnisse antworteten, sondern durch Nachdenken und mit Bedachtsamkeit die Antwort suchten und fanden. Kam er in den Prüfungen auf religiöse und sittliche Gegenstände, so verbreitete er sich darüber mit solcher Wärme und wurde selber so ergriffen, daß Lehrer und Schüler an seinem Munde

hingen und oft selbst rohere Gemüther bis zu Thränen gerührt wurden. Dazu bot die Gelegenheit desto öfter sich dar, als Fürstenberg den Religionsunterricht als die Grundlage alles Unterrichts ansah und alles Ernstes wünschte, daß täglich etwas über Religion und Moral vorgenommen würde. Als indessen die Erfahrung dieses als unzweckmäßig erwies, wurde jeden anderen Tag der Woche 3/4 Stunde für den Religionsunterricht verwendet. Dagegen zeigte in Hinsicht der Abhaltung des Gottesdienstes sich eine Veränderung gleich wohlthätig. Der Nachmittags-Gottesdienst an Sonn- und Feiertagen fand bei der Anstalt der Jesuiten in einer Abendstunde statt; nun wurde dieser in eine tageshelle Nachmittagsstunde verlegt. Die Folge war, daß die früher so häufigen blutigen Händel in den dunkeln Straßen zwischen den einzelnen Schulen oder zwischen diesen und den Handwerksgesellen von selbst aufhörten; die Schüler gingen von dem Gotteshause aus mit gottesfürchtigerer Andacht und reinerer und ungemischterer Stimmung wie früher in ihre Wohnung zurück. —

Je mehr Fürstenberg von dem hohen Berufe der Mönchsorden überzeugt war, desto tiefer schmerzte ihn die Wahrnehmung, daß diese ihrer Bestimmung vielfach uneingedenk seien. Seine gottesfürchtige, erleuchtete und kirchliche Gesinnung hieß ihn auch hier zur möglichen Abwehr des Bösen und zur Förderung des Guten thätig zu sein. Zugleich wünschte er durch diese Ergänzung seiner übrigen wissenschaftlichen und religiösen Veranstaltungen die vorhandenen zahlreichen Klöster, deren Mitglieder sich der unmittelbaren Einwirkung der öffentlichen Lehranstalten entzogen und die er als mögliche Widersacher zu fürchten hatte, zu brauchbaren Gehülfen seiner Absichten umzuschaffen. Im Jahre 1778 theilte der Minister und Generalvicar der verschiedenen Orden in Münster und im Münsterlande die Verordnung des Churfürsten Maximilian Friedrich: „Was und wie die Mönche studiren sollen“, mit. In dieser Verordnung werden die Kenntnisse deutlich und genau bestimmt, die den Ordensgeistlichen unentbehrlich sind, wenn sie in Erbauung und Aufklärung ihre Pflichten erfüllen wollen. Nachdem hier die erforderlichen theologischen Disciplinen behandelt sind, kommt die Verordnung auf die Pflege der vorbereitenden philosophischen Wissenschaften. Weiterhin wird auf den nothwendigen Fleiß bei der mündlichen und schriftlichen Beredtsamkeit hingewiesen. „Da aber“, heißt es hier u. A.,

„die Anwendung ihrer theoretischen Kenntnisse zur Auferbauung des Nebenmenschen eine der vornehmsten Pflichten und Verdienste der Ordens-Geistlichen ist, und diese eine Fähigkeit im schriftlichen sowohl als mündlichen Vortrage erfordert, so haben dieselben die Wohlredenheit und die dazu gehörigen Wissenschaften nicht zu vernachlässigen. Denn wenn wir betrachten, wie von einem großen Theile der Ordens-Geistlichen das Wort Gottes der christ-katholischen Gemeinde vorgetragen wird — wie seicht, wie unordentlich, durch Phraseologien und elende Ziereteien verdunkelt, ohne Stärke, ohne evangelische Einfalt, Würde und Geist, ohne Rücksicht auf die Verschiedenheit der Zuhörer —: so zeigt sich deutlich, daß es zur christlichen Beredtsamkeit einer ganz anderen Vorbereitung brauche, als sich bei den mehrsten derselben findet. Die Kirchenväter, die großen französischen Bischöfe und andere Prediger hätten ihnen hierin schon längst über ihre Vorurtheile die Augen öffnen sollen. Je mehr sich in einem Staate Lectüre und Geschmack ausbreiten, desto weniger darf die Beredtsamkeit auf der Kanzel oder in Schriften zurückbleiben. Der Freigeist, der Verderber der Sitten, verführt und triumphirt, weil Unsere Geistlichkeit demselben keine Werke entgegensetzt, welche diesem Uebel Einhalt thun können. Ihre Werke sind durchgehends, sowohl was das Raisonnement als den Styl angeht, zu schlecht geschrieben. ..... Möchten doch die Gottesgelehrten unserer Zeit dem heiligen Basilius und heiligen Gregorius von Nazianz nachfolgen, und nach deren Beispielen die Nothwendigkeit der schönen Wissenschaften zu ihrem Berufe einsehen lernen! .....“

Wie jene Schulordnung Fürstenbergs in ihrem ersten Abschnitt die Lehrart in den unteren Schulen oder in dem Gymnasium umfaßt, so bezieht sich der zweite Abschnitt derselben auf den Schulplan für die höheren Schulen, d. h. für den philosophischen Cursus. Diese philosophische und die theologische Lehranstalt in Münster zu einer vollkommnen, nach der Weise der übrigen Universitäten Deutschlands eingerichteten Universität zu erweitern, war ein Lieblingsgedanke Fürstenbergs, den er mit aller Kraft verfolgte und zur Ausführung zu bringen suchte. Die Mittel zur beabsichtigten Gründung der Universität konnte er nur aus geistlichen Gütern herbeischaffen. Das adelige Frauenkloster Ueberwasser zu Münster, worüber das Domcapitel das Patronat hatte, war eine reiche Stiftung zur Erziehung adeliger Töchter

und für Nonnen aus dem Ritterstande. Die Erziehung der weiblichen Jugend war ihm völlig abhanden gekommen, die Lebensart war eine jährlich die Schulden der Anstalt häufende. Fürstenberg, welcher bei allen seinen Einrichtungen die Rechte des Einzelnen wie die der Corporationen unverletzt erhalten wollte, wandte sich an das Domcapitel und an die Ritterschaft, aus deren Mitteln die Stiftung hervorgegangen und die die rechtmäßigen Verweser derselben waren. Das Capitel und die Ritterschaft suchten beim Landesherrn, dem Churfürsten, die Aufhebung des Stifts und die Verwendung seines Einkommens für die Gründung der Universität nach. Die Willfahrung des Wunsches erfolgte und später, im Jahre 1773, erfolgte die Bestätigung der Universität mit allen Rechten und Privilegien vom Papste Clemens XIV. und vom Kaiser Joseph II. — Fürstenberg vermochte bei beschränkten Mitteln nur stufenweise und mit steter Rücksicht auf die nächsten Bedürfnisse des Landes seine Schöpfung zu vollenden. Die Universität sollte im eigentlichen Sinne eine Landesuniversität sein, auf welcher junge Leute für jedes Fach sich ausbilden könnten, ohne sich den Gefahren der Lebensart verwilderter Musensöhne und des falschen Schimmers der Weltweisheit auszusetzen. Die Lehrer rief er nicht aus nahen und fernen Landen herbei; aus seinen eigenen Landsleuten suchte er die einzelnen gelehrten Fachmänner heraus, insbesondere zog er ausgezeichnete und hoffnungsvolle jüngere Talente, die er meistens vom Gymnasium kannte, an sich, schickte diese an andere Universitäten und unterstützte sie reichlich auf alle Weise, um sie später bei der Landesuniversität als Professoren in Vorschlag bringen zu können. — In den nächsten Jahrzehnten wies die Hochschule Männer in allen Facultäten auf, welche für Kirche und Staat auf das segenreichste wirkten und in dieser Wirksamkeit auch über die Gränzen des Landes hinaus rühmliche Anerkennung fanden. Unter mehreren anerkennenden Stimmen mögen wir nur den Professor Gatterer in Göttingen hören: „Oxford und Edinburg verdanken ihren Ruhm den herrlich eingerichteten Gymnasien Englands; diese und die Schulpforte in Sachsen, wo Klopstock gebildet worden, werden so lange unübertroffen bleiben, als sich hier die echte Religiösität erhalten wird; denn was diese für Wissenschaft und Kunst leistet, das scheinen unsere dermaligen Curatoren nicht deutlich genug erkannt oder, weil sie selber der Religion fremd geworden, so

weit außer Bedacht gelassen zu haben, daß sie weit mehr nach Schein und nach äußerer Ehre trachten.

„Bei solcher Glashauswärme gedeiht aber nicht der Baum lebendiger Erkenntniß, noch weniger vermag die Kunst edle Blüthen zu treiben. Denn das höchste Geistige kann nur in Demuth des Geistes empfangen und aus dem Geiste geboren werden. In diesem Sinne ist mir Fürstenberg, der Minister des kleinen Landes, so ehrwürdig, weil er allein mit mächtiger Kraft gegen den Zeitgeist im Kampfe ist, in welchem er sicher nicht unterliegen wird, da er nicht für sich, sondern für Gottes Sache streitet. Zuverlässig aber ist in dem katholischen Deutschland keine Universität so gut organisirt, keine zweckmäßiger mit dem Normal- und Gymnasial-Unterricht verbunden, als das kleine benachbarte Münster" [1]).

Professor Kästner in Göttingen pflegte zu sagen, daß er seine Vorlesungen über höhere Mathematik meistens für Solche hielte, welche früher in Münster studirt hätten. —

Nachdem nicht volle 10 Jahre verflossen waren, seitdem Fürstenberg die Universität gegründet, das Gymnasium im edelsten Sinne des Worts erneuert und verjüngt und die höheren Studien überhaupt auf eine dem Fortschritte des Zeitalters entsprechende Art geordnet hatte, da begann er seine ganze Aufmerksamkeit auf die Verbesserung der Landschulen zu richten, damit aus denselben ein gottesfürchtiges, tugendhaftes und verständiges Volk hervorgehen möge. In seinem spätern Bericht an die königlich preußische Regierung über die Lehranstalten des Münsterlandes sagt er § 6 fgg.: „Unter den beiden Zwecken, welche durch die Einrichtung des Gymnasiums erreicht werden sollten, war die Bildung der Volkslehrer und Seelsorger der nächste und bei weitem der wichtigste. Rechtsgelehrte und Aerzte, wie sie der Umfang des Territoriums und die Verfassung des Staats forderten, hätten zur Noth auf auswärtigen Universitäten gezogen werden können. Der Lehrer des Volks mußte nothwendig im Volke selbst die Anstalt seiner Bildung finden. ..... Die Erziehung solcher Schullehrer forderte ein eigenes Institut, fortgesetzte Prüfungen, Belohnungen und scharfe

---

[1]) Siehe Adam Müller: Deutsche Staatsanzeiger, Jahrgang 1818, Januar und Februar, S. 196.

Aufsicht. Der Churfürst Maximilian Friedrich errichtete daher die Nationalanstalt der Normalschule und übertrug den Lehrstuhl derselben dem verdienstvollen und für dieses Fach geschaffenen Overberg."

Welches fortgesetztes ernstes, mit Thätigkeit verbundenes Nachdenken Fürstenberg, der deutsche Mann, dem Volksunterricht gewidmet, beurkundet sein handschriftlicher umständlicher Aufsatz: „Ueber den Volksunterricht nach allen seinen Theilen und Erfordernissen so wie seine Methode, insbesondere über den Lehrer und den Seelsorger und die Bildung des Seelsorgers". Schon im Jahre 1782 und 1788 waren ausführliche Verordnungen, nach welchen das Elementarschulwesen regulirt werden sollte, erlassen. Sie waren aus Fürstenbergs Geiste hervorgegangen und bezeichneten die Richtung, welche das Schulwesen nehmen sollte, und nach welcher es auch bis jetzt behandelt worden ist. Uebrigens waren jene Verordnungen nur als Provisional-Schulverordnungen angekündigt und als solche sanctionirt. Fürstenberg wollte seine, obgleich wohlüberdachten und vielseitig erwogenen, Ansichten nicht zu Gesetzen machen, ehe sie durch die Erfahrung nicht allein im Allgemeinen bewährt, sondern auch gerade in diesem Lande auf alle Localverhältnisse anwendbar befunden wären. Die Schulverordnungen sollten in Ausübung gebracht, das gesammte Landschulwesen sollte nach denselben organisirt werden, und hierbei sollte es sich erst zeigen, welche Bestimmungen abgeändert, erläutert oder vervollständigt werden müßten. Mit der Gesetzgebung hielt also die Organisation des Schulwesens naturgemäß gleichen Schritt. — Endlich kam mit der Organisation des Schulwesens zugleich die Schulverordnung zu Stande, welche im Jahre 1801 die gesetzliche Sanction erhielt. Diese Schulverordnung behauptet unter allen, welche bis dahin erschienen waren, einen vorzüglichen Platz. Von Overbergs Mitwirkung sagt Fürstenberg in dem vorhergegangenen Bericht an den Churfürsten: „Sein Eifer, seine Einsicht, seine Schul- und Localkenntniß haben sehr viel beigetragen, Ew. Churfürstlichen Durchlaucht Absichten zu erreichen." So reihen sich in der neuern Geschichte des Münsterlandes an den Namen und an die Verdienste Fürstenbergs der Name und die Verdienste Overbergs, so wie beide edle Männer im Leben des Grafen Fr. Leop. Stolberg als dessen innige Freunde neben einander stehen.

Bernhard Overberg [1754—1826] [1]) gedachte schon als Knabe sich künftig dem geistlichen Stande zu widmen und erwarb sich unter schwierigen Umständen die zum Eintritt in ein Gymnasium nothwendigen Vorkenntnisse. Nach zurückgelegtem 16. Jahre ward er von seinen Eltern nach Rheine im Hochstift Münster auf das Gymnasium der Franziskaner geschickt. Der Strebsame wußte sich bald von den letzten Plätzen der Klasse zu den ersten emporzuarbeiten. Im Herbste 1774 begann er zu Münster seine philosophischen und theologischen Studien. Im Herbste 1780 trat er nach Empfang der priesterlichen Weihe als Pfarrgehülfe in Everswinkel, 3 Stunden von Münster gelegen, ein. So hatte er das Ziel erreicht, das schon der Knabe als das höchste des menschlichen Berufes in der Seele getragen hatte: als Landgeistlicher Wohlthäter der Menschen für Zeit und Ewigkeit zu werden. In seinem unermüdlichen Streben, den Segen seines Wirkens zu verbreiten, glaubt' er diesen nur dann gesichert, wenn er der Veredlung der Jugend eine besondere Aufmerksamkeit zuwende. Was ihm früher ein belehrender Wink im engern Kreise gewesen, das benutzte sein Seeleneifer nun, um eine volle Bahn zu brechen. Die herrschende Unterrichtsweise, bei der bloß auswendig gelernt und das Auswendiggelernte abgefragt wurde, genügte ihm nicht, sie mußte der Katechetik weichen. Es waren noch keine 3 Jahre verflossen, daß der Ruf von ihr Fürstenberg bewog, den jungen Katecheten zur Ausführung seiner wichtigen, die Wohlfahrt und sittliche Bildung des Hochstifts befördernden Veranstaltungen zu verwenden und ihn als Lehrer der Normalschule nach Münster zu berufen. Zuvor aber wollte Fürstenberg ihn selbst hören und aus Erfahrung überzeugt sein. Er bestellte sich deswegen an einem Sonntage, da Overberg um 2 Uhr Nachmittags die Christenlehre halten mußte, Extrapost und gab dem Postillon den gemessenen Befehl, ihn nicht früher und nicht später als

---

[1]) Vergl. des geistlichen- und Schulraths Krabbe vortreffliche Lebensbeschreibung Overbergs. Als dieses Werk im Anfange des Jahres 1831 zu Münster erschien, nahm der Freiherr von Stein, welcher sich damals zum letzten Male in Münster aufhielt und welcher Overberg hoch verehrt hatte, eine bedeutende Anzahl von Exemplaren mit nach Nassau, um hier den Pfarrern ringsum Overbergs Leben als Vorbild anzuempfehlen.

unmittelbar nach 2 Uhr nach Everswinkel zu bringen. Der Befehl wurde pünctlich vollzogen. Fürstenberg hörte, Overberg unbewußt, dem Unterricht voll Verwunderung zu und fand das Gerücht weit übertroffen. Er machte ihm sogleich den Antrag zu der Stelle eines Normallehrers. Ungeachtet der Verkehr mit dem Landvolke Overbergs christlicher Einfalt und Demuth mehr zusagte, folgte er doch im Geiste des Gehorsams — Fürstenberg war auch Generalvicar — der Aufforderung des Obern. Indessen behielt er es sich vor, nach Verlauf einer bestimmten Zeit, wenn er zur Errichtung einer Normalschule seine Kräfte versucht haben würde, einem Andern die Stelle überlassen zu dürfen, um wieder zu dem Landvolke zurückzukehren.

Der Grund aller seiner Bestrebungen für die Verbesserung des Unterrichts und der Erziehung war wahre Menschenliebe. Der bessere Geist, der unter Fürstenberg die höhern Bildungsanstalten schon durchdrungen hatte, war geeignet, die Idee einer bessern Volksbildung in ihm zu erwecken. Statt daß früher in Gymnasien, wie in Volksschulen, der ganze Unterricht nur das Gedächtniß in Anspruch zu nehmen schien, war unter Fürstenberg schon auf gründliche Entwicklung aller Seelenkräfte, vorzugsweise aber des Verstandes ernstlich hingearbeitet. Overberg hatte in den auf diese Weise verbesserten philosophischen und theologischen Studien sich ausgezeichnet. Gründliches Denken, deutliche Begriffe, Folgerichtigkeit im Urtheilen und Schließen waren ihm zum Bedürfniß geworden. — Overberg richtete seine Bemühungen zunächst auf das Wichtigste alles Unterrichts, auf die Religionslehre. Bloßes Auswendiglernen des Katechismus konnte ihm nicht genügen. Klarheit und Deutlichkeit der Begriffe, gründliche Ueberzeugung hielt er für unerläßlich und bestrebte sich, soviel möglich, dieselben im Volksunterrichte zu erreichen. Als Mittel hierzu diente ihm vorzüglich die sokratische Methode. Bis zu welcher Fertigkeit und Gewandtheit, bis zu welcher Popularität und wahrhaft sokratischen Anmuth er sich diese Unterrichtskunst angeeignet habe, wissen nur diejenigen, welche ihn gehört haben; dieses läßt sich nicht beschreiben. Der Umgang mit Hemsterhuys im Hause der Fürstin Gallitzin mag wohl zu seiner Bildung hierin Vieles beigetragen haben. Fleißiges Studium der Gespräche des Plato empfahl er den jungen Geistlichen.

Overberg gehörte nicht zu denjenigen, die Alles katechetisch behandeln wollten, auch das, was sich für diese Lehrweise gar nicht eignet. Dieser Mißbrauch hat der Methode in späterer Zeit gewiß den Vorwurf zugezogen, daß sie den Kindern Kenntnisse abfragen wolle, die gar nicht in ihnen sein können, daß sie ohne positive und reale Grundlage nur mit hohlen, inhaltsleeren Begriffen spiele, den Geist in dürrer, unfruchtbarer Wüste umherführe und insbesondere das Gemüth ganz leer ausgehen lasse.

Dieser Vorwurf traf Overberg nicht; er mußte nach seiner Eigenthümlichkeit vor diesem Abwege bewahrt bleiben und bedurfte dazu keiner Warnung von Außen. Sein pädagogisches Streben und Wirken war aus dem einzig wahren und richtigen Beweggrunde, aus der Liebe, aus inniger und warmer Gottes- und Menschenliebe, hervorgegangen; und so wie aus reiner Quelle nichts Unreines fließen kann, so bewahrte ihn die Reinheit seines Beweggrundes und die Einfachheit seiner Absicht vor jedem Abwege in der Methode. Der heiße Wunsch, durch wahre Aufklärung, insbesondere durch gründlichen und vollständigen Religionsunterricht die Menschen zur Gottseligkeit und Tugend zu führen, war ihm immer gegenwärtig, erfüllte seine ganze Seele und leitete ihn in allen seinen Bestrebungen. Darum war seine Katechese kein Silbenspalten, kein Zerlegen hohler Begriffe und Formeln, kein zweckloses und unnützes Geschwätz; sie hatte jederzeit eine positive und reale Grundlage. Der erste Unterricht des kleinen Kindes schloß sich fest an seine Anschauungen und Erfahrungen an. Hierauf wurden die ersten Religionskenntnisse gebauet. Im Fortgange des Unterrichts war die Glaubens- und Sittenlehre der katholischen Kirche der feste Haltpunct für denselben. Diese Lehren den Kindern einzuprägen, alle Anforderungen des Geistes und des Herzens damit in Einklang zu bringen, das Gefühl dafür zu beleben und die Anwendung derselben im Leben und Thun nicht bloß zu zeigen, sondern zu verwirklichen, war sein stetes Bemühen.

Man hat den wissenschaftlichen und besonders auch den pädagogischen Bestrebungen des vorigen Jahrhunderts nicht mit Unrecht den Vorwurf gemacht, daß einseitige Cultur des Verstandes gar zu sehr darin vorherrsche. Overberg gab sich viele Mühe, den Verstand aufzuklären, ihn trifft aber jener Vorwurf nicht; er suchte alle Seelenkräfte harmonisch zu bilden; am allerwenigsten kann von ihm gesagt werden,

daß er das Gemüth habe leer ausgehen lassen. Die Liebe, welche ihn antrieb, die Menschen zu lehren, und welche sein ganzes Herz erfüllte, strömte über und wirkte mit unwiderstehlicher Kraft auf die Gemüther Anderer. — Tausende seiner Zöglinge legten mit Freuden hiervon Zeugniß ab; — unbeschreiblich ist der Einfluß, den dieser Mann auf die Herzen der Menschen und dadurch auf ihre Gesinnung und ihren Wandel ausübte, und hier ist die Quelle des Segens, den er nach allen Seiten hin verbreitete.

Wenn Overberg den größten Fleiß auf den Religionsunterricht wendete, so folgte er darin nicht bloß dem Drange seines frommen Gemüthes; er sah mit der klarsten Ueberzeugung, wie die Religion die Grundlage aller wahren menschlichen Bildung und der Mittelpunct derselben, die Quelle der Tugend und des Glücks, der Ehre und Würde eines ganzen Volkes, so wie jedes Einzelnen ist. Er betrachtete jederzeit den Menschen in seiner ganzen Beziehung zum gegenwärtigen und zukünftigen Leben, als Bürger der Erde und des Himmels. Seine ganze Erziehungsweisheit ruhete auf dem Glauben. Andere Unterrichtsgegenstände sind leichter zu behandeln und ziehen mehr an, weil der Erfolg glänzender in die Augen fällt. Der Unterricht in der Religion ist, so wie der wichtigste, auch der schwierigste. Der Grund dieser Schwierigkeit liegt sowohl in der Erhabenheit und Uebersinnlichkeit des Gegenstandes, als darin, daß alle Seelenkräfte, der Verstand und die Vernunft sowohl als das Gedächtniß und bei allem diesem das Gefühl und der Wille, in Anspruch genommen und die gewöhnlichen Anregungsmittel, Ehrgeiz und Wetteifer, beseitigt werden müssen. Die Kunst, den Religionsunterricht zu ertheilen und durch denselben den Verstand, das Gemüth und den Charakter der Kinder zu bilden, hatte Overberg zur Vollkommenheit gebracht; auch hat er es verstanden, diese Kunst den von ihm gebildeten Lehrern und Lehrerinnen mitzutheilen, so daß die religiöse Bildung in vielen Schulen Münsterlands nichts zu wünschen übrig ließ. — Wie Overberg beim Religionsunterricht nicht allein die Mittheilung von positiven Kenntnissen, sondern vorzüglich die Bildung der Geistesfähigkeiten bezweckte, so benutzte er auch alle andern Unterrichtsgegenstände der Elementarschule zur Entwicklung der Seelenvermögen, wie aus seiner „Anweisung zum zweckmäßigen Schulunterrichte“ zu ersehen ist.

Overberg trat mit dem 1. März 1783 in sein neues Amt als Lehrer der Normalschule zu Münster ein. Die ihm gestellte Aufgabe war: in einem Lehrcursus, welcher jährlich während der Herbstferien vom 21. August bis Anfang November gehalten werden sollte, den Schullehrern eine Anleitung zum Schulunterrichte zu geben, ihnen die nöthigen Sachkenntnisse beizubringen und bei der Mittheilung derselben die Methode des Unterrichts zu veranschaulichen. Er nahm zuerst das Gemüth seiner Zuhörer in Anspruch, indem er ihnen vom Standpuncte der Religion die hohe Würde des Lehramts, seinen über die Ewigkeit sich verbreitenden Einfluß, und die unendliche Wichtigkeit der damit verbundenen Pflichten vor Augen stellte. Overberg hat seine Gedanken hierüber in seiner „Anweisung zum zweckmäßigen Schulunterrichte“ niedergelegt; sie ergreifen den Leser, aber der Eindruck ist nicht mit dem zu vergleichen, den sein mündlicher Vortrag hervorbrachte. Er selbst sah das Amt des Seelsorgers und des Jugendlehrers als das Höchste auf Erden an; seine ganze Seele war, so lange er lebte, von diesem Gedanken ergriffen; was er darüber redete, war nur der Ausguß seines vollen Herzens und wirkte mit unwiderstehlicher Kraft auf die Gemüther seiner Zuhörer. Die Fülle seiner Seele sprach sich in Ton, Miene und Geberde aus. Seine außerordentliche Darstellungsgabe vollendete den Eindruck. Jünglinge und Jungfrauen, die in jugendlichem Leichtsinne ganz den Genüssen des Lebens hingegeben schienen und nicht die mindeste Neigung für das ernste Schulamt in Overbergs Sinne zeigten, wurden durch seinen Vortrag, dem sie anfangs nur aus Neugierde zuhörten, so hingerissen, daß sie Allem entsagten und ihr ganzes Leben dem Schulamte widmeten, von der Wichtigkeit des hohen Berufes und der damit verbundenen Verantwortlichkeit aber so ergriffen waren, daß sie es nicht wagten, eine Schulstelle anzutreten, und nur durch Overbergs Ansehen dazu vermocht werden konnten.

Der religiöse Eifer, den er beim Beginnen des Unterrichts zu erwecken und beim Fortgange desselben stets zu unterhalten wußte, spannte die Aufmerksamkeit seiner Zöglinge und öffnete ihnen den Sinn für die Belehrung, die er ihnen zu geben hatte. Er fing nun an, ihnen die Grundsätze des Unterrichts und der Erziehung aus der Seelenlehre zu entwickeln, und zwar so, daß Alles auch dem ungebildetsten Verstande faßlich war und deshalb um so leichter behalten wurde. Wo

es nothwendig war, wurde die Lehre mit Gleichnissen und Beispielen belegt und erläutert. Diese waren mit der größten Sorgfalt gewählt, die Beispiele niemals weit hergeholt, immer aus seiner und seiner Zuhörer nächsten Bekanntschaft, meistens aus seiner eigenen Erfahrung. Sie wurden in Erzählungen gekleidet. Welcher Reiz, welcher Zauber in seinen Erzählungen lag, läßt sich nicht beschreiben. Wenn er die Mißgriffe der gewöhnlichen Schulerziehung darstellte, war seine Schilderung oft in hohem Grade komisch, aber das Lachen wurde durch die Anmuth des Vortrages, durch das Vergnügen, welches seine Darstellung gewährte, zurückgehalten; Alle hingen nur an seinem Munde. Leute, denen das Schulwesen ganz fremd war, wohnten seinem Unterrichte bei, bloß um ihn reden zu hören.

Der Unterricht in der Pädagogik füllte die erste Hälfte des Normalcursus aus; die zweite Hälfte war dem Unterrichte in der Religion und besonders der Methodik dieses Unterrichts gewidmet. Bei Ertheilung desselben bediente er sich da, wo der Gegenstand es erlaubte, der sokratischen Methode, er veranschaulichte diese dadurch den Schullehrern und zeigte darin eine Gewandtheit, die alle Sachkundigen in Bewunderung setzte. Am andern Morgen mußte einer der Candidaten die am vorigen Tage vorgetragene Lehre wieder durchkatechisiren, wobei die andern die Schüler vorstellten. Bei diesen Uebungen zeigte Overberg die Anwendung der katechetischen Regeln und machte auf die Fehler aufmerksam. Ein anderer Candidat mußte darauf über denselben Gegenstand ein Examen anstellen. Bei diesen Uebungen zeigte sich am meisten, wie wenig Vorbildung viele Schulamtspräparanden zur Normalschule mitbrachten, und welche Geduld Overberg bei ihnen nothwendig hatte. Nichts konnte die Geduld dieses Mannes ermüden, nichts seine liebevolle Freundlichkeit stören, die Unwissenheit, die Rohheit und der Stumpfsinn seiner Zöglinge gaben ihm nur Gelegenheit, seine liebevolle Sorgfalt mehr an den Tag zu legen. Die Liebe, mit welcher er dies that, rührte die besser Unterrichteten sehr und war auch für sie belehrend, indem ihnen dadurch auf das anschaulichste vor Augen gestellt wurde, mit welcher Geduld ein Lehrer sich des Unterrichts der Kinder, kleiner und großer, fähiger und unfähiger, annehmen müsse. Die Deutlichkeit und Popularität, welche er bei solchen Gelegenheiten in seinem Vortrage zeigte, war für die besser begabten Lehrer ein nicht

minder nützliches und nothwendiges Muster, woran sie lernten, wie auch sie das Brod des Lebens den Unmündigen brechen sollten. Die hohe Würde, welche bei der kindlichsten Einfalt und herzlichsten Freundlichkeit sein ganzes Wesen verklärte, flößte Allen Ehrfurcht und Liebe ein. Wenn man ihn zwischen den Lehrern sitzen sah, so meinte man sich vorstellen zu können, wie Christus zwischen seinen Aposteln gesessen haben mochte. Beim Anfange des Unterrichts wurde gebetet. Welchen Eindruck machte es schon, wenn Overberg hereintrat und stehend das schwarze Käppchen, welches sein Haupt bedeckte, herunternahm und das „Komm heiliger Geist“ betete! — Alles war bei ihm höchst einfach, sein etwas gebückter Gang, seine kindlich-fromme Miene, seine lange schwarze Kleidung; von seinem Vortrage war aller fremdartige Schmuck und aller Schein von Gelehrtheit weit entfernt. Der Normalunterricht wurde jedesmal mit einem Kirchenliede beschlossen. Er selbst konnte nicht singen, liebte und förderte aber den Gesang und erbaute sich sichtbar daran. Noch in seinen letzten Jahren war er an einem Sonntag-Nachmittage in einer Dorfkirche von einer deutschen Litanei, die von einem Sängerchor gesungen wurde, sehr erbaut. „Wenn ich Pastor wäre“, sagte er zu dem Pfarrer, „so würde ich auch statt einer lateinischen Vesper eine solche Litanei singen lassen. Wie mächtig das Erbarme dich unser die Seele ergreift!“ Overberg hat sich jederzeit für den deutschen Kirchengesang ausgesprochen, doch konnte zur Bildung der Schullehrer hierin nicht viel geschehen, weil die Zeit zu kurz war.

Overberg war nicht bloß der Lehrer der Schullehrer, er war ihr liebevollster Freund, ihr Rathgeber, ihr Tröster, ihr Vater. Sie besuchten ihn oft, waren ihm gewiß manchmal lästig, verdienten häufig das Zutrauen und die Liebe nicht, welche er ihnen schenkte; seine Freunde murrten darüber, und Andere lächelten, er aber ließ sich nicht stören; er dachte wohl, daß sein Umgang ihnen nützlich sei, und glaubte ihnen Alles schuldig zu sein, was in seinen Kräften stand. Er hatte nicht Unrecht; denn Niemand konnte ihn auch nur sehen, ohne erbaut zu werden. — Es fehlte in Münster an aller Gelegenheit, Jungfrauen, die zu Lehrerinnen sich bestimmten, eine angemessene Ausbildung zu verschaffen. Overbergs Normalunterricht war auch für künftige Lehrerinnen vollkommen geeignet, und der Erfolg hat gezeigt, daß er im

Allgemeinen bei diesen noch wirksamer als bei den Lehrern gewesen ist. Er hat aus demjenigen Geschlechte, welches von der Natur zum Lehramte nicht bestimmt zu sein scheint und in andern Ländern fast gänzlich davon ausgeschlossen ist, einen zahlreichen Lehrstand gebildet, dessen ausgezeichnete segenvolle Wirksamkeit von Fremden und Einheimischen allgemein anerkannt ist.

Es mußte Overberg noch in seinen letzten Lebensjahren erfreuen, daß der gute Erfolg dieser Wirksamkeit sich als ein dauernder bewährt habe und daß die Behörden ein öffentliches Zeugniß darüber ablegten. In Beckedorf's Jahrbüchern des preußischen Volksschulwesens ward ein Bericht des königl. Consistoriums zu Münster mitgetheilt, worin über die Lehrerinnen Folgendes gesagt wird: „In Hinsicht der Wirksamkeit und Amtsführung der Lehrerinnen hat die Erfahrung gelehrt, daß im Durchschnitte die Schulen der Mädchen, denen eine Lehrerin vorsteht, in einem bessern Zustande sich befinden, als die Schulen der Lehrer. Man nimmt darin mehr Lebendigkeit, ein frischeres Wesen, bessere Fortschritte und mehr Anhänglichkeit und Zutraulichkeit wahr. Wenn hiervon auch Manches in der höhern Empfänglichkeit, in der frühern Entwicklung und in dem zartern Sinne der weiblichen Jugend seinen Grund haben mag, so ist es doch auf der andern Seite auch nicht zu verkennen, daß in der Regel die Lehrerinnen durch mehr Fleiß, Amtstreue und Folgsamkeit, so wie durch mehr Gewandtheit in der Behandlung der Jugend vor den männlichen Lehrern sich auszeichnen.“ —

Overbergs pädagogische Schriften hatten schon früher in der litterärischen Welt große Anerkennung gefunden. Im J. 1793 gab er seine „Anweisung zum zweckmäßigen Schulunterrichte“ heraus. Er war von dem Churfürsten und den Landständen ausdrücklich dazu aufgefordert worden. Er strebte hier vor Allem nach jener Popularität des schriftlichen Vortrages, welche den mündlichen auszeichnet. Ihr opferte er allen Schmuck des Styls, oft auch die Reinheit der Sprache auf, indem es ihm nur darum zu thun war, daß er nützen möge. Sein einziges Bestreben war, das Brod des Lebens den Unmündigen zu brechen, richtige Gotteserkenntniß, wahre Tugend und nützliche Aufklärung bis in die niedrigsten Hütten zu verbreiten; deshalb bemühete er sich in Rücksicht auf Sprache nur darum, möglichst einfach, schlicht und natürlich zu reden

und zu schreiben. Einfachheit in der Sprache und Darstellung empfahl er bei jeder Gelegenheit mit Hinweisung auf das Beispiel der heiligen Schrift auch den künftigen Religionslehrern. — Seine später herausgegebene „biblische Geschichte“ wurde in christlichen Familien als beliebtes Hausbuch häufig gebraucht. In vielen Schulen Norddeutschlands, evangelischen sowohl als katholischen, ist dieses Werk als Lesebuch und als Leitfaden beim Unterricht in der biblischen Geschichte eingeführt worden. —

Overberg verband mit dem Normalunterricht zugleich die Katechese in der Töchterschule der Congregation der lotharingschen Chorjunfern, gewöhnlich das französische Kloster genannt. An Sonntagen gab er in einem öffentlichen Vortrage, den er in der Klosterkirche abhielt, eine Uebersicht des in der Woche Vorgetragenen. Dieser Unterricht wurde mit der größten Theilnahme von allen Ständen besucht; aber vorzüglich drängten die Studiosen der Theologie zu diesem Vortrage sich hin. Diese vermißten nichts für die Gründlichkeit des Katheders über Dogmatik und Moral, sondern fanden hier, was kein Katheder giebt, einen unerschöpflichen Reichthum an passenden Bildern und Gleichnissen, an Beziehungen auf das tägliche Leben, wodurch die Religionslehre Kindern und gemeinen Leuten auf eine Weise faßlich und anwendbar wird, die auch selbst für den Gebildeten ein hohes Interesse behält; und diese Klarheit war mit einer himmlischen Salbung begleitet, wodurch sie dem Herzen nahe gelegt wurde. — Der Graf Stolberg, welcher während seines dreitägigen Verweilens in Münster diese Schule besuchte, schrieb bald darauf: „Ich werde nie vergessen, wie ich Overberg, von etlichen hundert kleinen Mädchen umgeben, fragen und erzählen sah; nie vergessen, wie lehrreich und lebendig sein Unterricht war, wie er die frohe Aufmerksamkeit der Kinder zu fesseln, wie er durch Ordnung und Wendung der Fragen ihnen die Antworten in den Mund zu legen wußte.“

Nachdem Overberg 1789 in das Haus der Fürstin Gallitzin gezogen war, nahm er an den glücklichen und unglücklichen Ereignissen im Leben derselben Antheil, wie an seinen eigenen; er theilte ihre Studien und Erholungen, so wie ihre Andachtsübungen; er begleitete sie auf mehreren Reisen in Deutschland und den Niederlanden und genoß zu Hause des Umgangs ihrer gelehrten und geistreichen Freunde. Die

Fürstin aber gewann jenen Einen und festen Standpunct des christlichen Glaubens, auf welchem, gefahrlos gegen mystische Verirrungen, der Reichthum innerer Anschauungen und Geistesbewegungen sich in der Tiefe ihres Gemüthes entfalten durfte und auf dem zugleich ihr männlicher, in der Liebe zu unserm Erlöser und dem Werke seiner Erlösung wiedergeborner Verstand in den mit aller Schärfe und Bestimmtheit des Denkens erkannten Mitteln und Wegen zum erkennenden Glauben seine völlige Befriedigung fand. Wußte sie sich auf jenem Standpuncte Eins mit ihrer Kirche, verkehrte sie mit ihr im Sinne dieser Gemeinschaftlichkeit in den mannigfaltigsten Bezügen des Daseins: mit Overberg und Fürstenberg war der Austausch des Denkens und Empfindens der zum Ausgeben und Empfangen so reichen Fürstin, wie auf dem Gebiete des geistigen Lebens überhaupt, so besonders auf dem des religiösen der häufigste und inhaltreichste.

In diesen Kreis traten der Graf und die Gräfin Stolberg am 7. Juli zu Münster zum ersten Male ein. Im Begriffe, sich bei der Fürstin melden zu lassen, kam ihnen ihre Einladung zuvor. Dritthalb Tage verweilten die Reisenden in Münster im Hause der Fürstin, ganz in der Nähe des Grabes Hamanns. „Im Garten der Fürstin", schreibt er, „liegt Hamann begraben. Inschrift und Urne bezeichnen die Ruhestätte des tiefen Denkers, dessen Geist sich oft auf Adlerschwingen poetischer Kraft erhob und in Gewölken sich verlor, wohin nur der schärfste Blick, und auch der nicht immer, ihm nachsieht. Mit einem Manne von seinem Geiste, von seinem Herzen, mußte die Gallitzin sympathisiren. Beider kindliche Einfalt, im echt evangelischen Sinne, heiligte ihre Freundschaft und hob den protestantischen Weisen sowohl als die eifrige Katholikin über die ängstliche Bedenklichkeit ihres verschiedenen Bekenntnisses."

---

# Sechster Abschnitt.

## Pempelfort und Fr. Heinrich Jacobi. Weitere Reise durch Deutschland und die Schweiz.

„Mit Empfindungen“, schreibt Stolberg, „welche nur die besten Menschen erregen können, verließen wir Münster.“ Und in der That mußten die durchlebten Stunden des Verkehrs desto sicherer den vorhandenen Reichthum der Gedanken und Lebensanschauungen im gegenseitigen Austausch mehren und die gegenseitige Hochachtung begründen, je fester ihnen der gemeinschaftliche Urboden stand, auf welchem jener sich in der wichtigsten Angelegenheit der Menschheit ohne Zweifel öfters bewegte. — Der Reise nächstes Ziel war Pempelfort, wo Stolberg zum ersten Mal seinen lieben Jacobi sah und sich gleichwie daheim bei ihm fühlte. Ueber Pempelfort, bei dessen Bewohner schon manche Musensöhne und Gelehrte heitere Tage der Gastfreundschaft zugebracht hatten, berichtet Stolberg: „Ein großer churfürstlicher Garten trennet diesen Ort von der Stadt Düsseldorf. Jacobi's Haus ist geräumig und bequem, für den wahren Genuß eines Weisen eingerichtet, welcher durch Unbequemlichkeit nicht gestört werden, durch Prunk nicht glänzen will. Den schönen Garten im englischen Geschmack hat er mit eigener Empfindung angelegt. Bäume, bald einzeln, bald in Gruppen, stehen auf frischem Rasen. Mitten durch schlängelt sich die Düssel und bildet einen rauschenden Wasserfall. — Hohe Pappeln, ein Ulmenhain, ein Teich, mit schönen Thränenweiden geziert, viele fremde Gewächse, die sich an unsern Himmel gewöhnen, und eine gewählte Orangerie, welche vor den Zimmern duftet, geben diesem Garten die anmuthigste Mannigfaltigkeit.

„Hier heitert sich die glühende Stirne des tiefen Denkers zur liebenswürdigsten Geselligkeit auf. Hier dachte, hier schrieb er, zum Theil unter Bäumen, die er pflegte, seinen Woldemar, seinen Allwill, wenn die dichterische Muse freundlich ihn besuchte. Hier lebte er so glücklich mit seiner Betty, hier beweinte er sie! Ihre reine himmlische Seele — o, wer könnte daran zweifeln! — umschwebet ihn hier, und segnet seine guten Schwestern, deren Geist und Herz ihm Quellen des Trostes öffnete, deren Umgang ihm so wohlthätig, so unentbehrlich ist. Hier

sang sein Bruder, der zart empfindenden Muse Liebling, einige seiner herrlichsten Lieder." —

Seit dem Sommer 1788 war zunächst durch Claudius' Vermittlung Stolberg mit Jacobi in einen Briefwechsel eingetreten, als es galt, die Sache des Christenthums gegen die Nikolaitischen Widersacher litterärisch zu vertreten [1]), und nun jährte es sich, daß er im fortgesetzten Briefwechsel Jacobi um Rath und That für die Gewinnung eines Hauslehrers bat, welcher nun in der Person des jungen Nicolovius als Jacobi's und Stolbergs Freund in dem ihm schon früher lieb gewordenen Pempelfort erschien und auf welchen Jacobi in dieser Zeit den vom Vater Hamann erhaltenen Jonathans-Namen übertrug. — Jacobi's Philosophie hat manchen Tadel, wie in der ersten Zeit seines Auftretens, so vorzüglich in den letzten Jahren seines Lebens erfahren; aber selbst seine Tadler haben ihm einräumen müssen, daß er mächtiger als irgend ein Anderer seiner Zeit den Keim tiefer geistiger Selbstthätigkeit in den schlummernden Gemüthern und vorzüglich in jenen Kreisen erweckt hat, denen die Männer des formalen Systems und des Katheders eben so wenig sich zu nähern geeignet waren, als jene diesen einen herrschenden Einfluß auf ihr geistiges Leben mit größerm oder geringerm Rechte einzuräumen geneigt waren. Der Werth seines persönlichen Charakters und die Bedeutung seiner äußern Lebensstellung haben mit ihrer Gunst bei Vielen eben so gewiß die Würdigung des reichbegabten Schriftstellers und die Macht seines Einflusses unterstützt und erhöht, als bei Manchen der kriechende Neid sich auf die Wagschale der Würdigung des Schriftstellers und seiner Schriften geschlichen hat. —

Friedrich Heinrich Jacobi war im Jahr 1743, zwei Jahre nach seinem Bruder Johann Georg, zu Düsseldorf geboren. Im Jahre 1759 als Handlungslehrling nach Genf geschickt, erwachte hier durch den Unterricht des Mathematikers Le Sage und durch den Umgang mit begabten Freunden sein Geist. Neunzehn Jahre alt kehrte er in das väterliche Haus zurück und übernahm nach des Vaters Wunsch die Handlung. Bald darauf verband er sich mit Betty von Clermont, der Tochter eines reichen Kaufmanns in Vaels bei Aachen, die der

---

[1]) Jacobi's A. B. I, Nr. 164 und II, Nr. 189.

Stern seines Lebens ward. Allein die Arbeit auf dem Comptoir sagte seinem strebenden Geiste nicht zu. Mit Le Sage in Genf ward fortwährend ein wissenschaftlicher Briefwechsel geführt und schon damals erstrebte er eine Verbindung der Welterfahrung und des erscheinenden Lebens mit einer Tiefe der Forschung, welche der Philosophie in Deutschland bis dahin völlig unbekannt schien. Im Jahre 1772 entsagte er dem Kaufmannsstande und wurde vom Churfürsten Karl Theodor zum Rathe bei der Hofkammer zu Düsseldorf und im Jahr 1779 zum Jülich-Bergischen Geheimen Rath und Ministerialreferenten über das gesammte Zoll- und Commerzwesen ernannt. — Auf seines Bruders Veranlassung war er bereits mit Wieland und seinem Mercur, in welchem die Anfänge vom Allwill und Woldemar erschienen, in Verbindung getreten, als die Reise Goethe's nach dem Unterrhein im Sommer 1774 ein Zusammentreffen mit diesem und eine rasch grünende Freundschaft herbeiführte. „Was Goethe" — schreibt er bald nach dessen Abreise von Pempelfort an Wieland — „und ich einander sein sollten, sein mußten [1]), war, sobald wir vom Himmel herunter neben einander hingefallen waren, im Nu entschieden. Jeder glaubte von dem Andern mehr zu empfangen, als er ihm geben könne; Mangel und Reichthum auf beiden Seiten umarmten sich einander; so ward Liebe unter uns. Sie kann's ausdauern, seine Seele, — zeugte in sich der Eine vom Andern, — die ganze Glut der meinigen; nie werden sie einander verzehren." — Beide irrten sich. Die Freundschaft war hier bald verflackerndes Strohfeuer, kein gründlicher Brand. Das gegenseitig anerkannte Verständniß und Zusammenschmelzen der Geisteskräfte und Strebungen waren ohne Dauer: Goethe löste in den folgenden Jahrzehnten mit wechselnder Laune das Band der innigen Freundschaft auf, bald knüpfte er es wieder an. Als Jacobi im Sommer 1780 seine beiden ältesten Söhne, welche er seit zwei Jahren

---

[1]) Vgl. oben S. 58; Jacobi's auserlesene B. I, S. 179; Professor Ferd. Deycks, Jacobi im Verhältniß zu seinen Zeitgenossen, vorzüglich zu Goethe; Goethe's S. W. XXVI, 279. Die Frau Jacobi's war geeignet, Goethe völlig einzunehmen, — sie, ohne eine Spur von Sentimentalität richtig fühlend, sich munter ausdrückend, eine herrliche Niederländerin, die ohne Ausdruck von Sinnlichkeit durch ihr tüchtiges Wesen an die Rubensschen Frauen erinnerte.

der Erziehung des Claudius übergeben hatte, von Wandsbeck abholte, erweiterte sich der Umkreis seiner persönlichen Bekanntschaften.

In Münster besuchte er den seit einigen Jahren ihm persönlich bekannten Minister Fürstenberg und lernte die Fürstin Gallitzin kennen. Ueber Fürstenberg, dem der kurz vorher erfahrene Undank der Welt nichts anhaben konnte, schrieb er im September: „Ich fand ihn sehr heiter und mit noch einem Grade von Munterkeit mehr als gewöhnlich, kurz, voll jener herrlichen Ruhe, welche demjenigen eigen ist, bei dem jene alte Philosophie, daß die Glückseligkeit eine Eigenschaft der Person und nicht eine Folge äußerlicher Umstände sei, daß sie nicht davon abhange, wie sich das Schicksal gegen uns, sondern wie wir uns gegen das Schicksal verhalten, System des Herzens ist“ [1]).

Von da war das nächste Ziel des Verweilens Wolfenbüttel, wo ihn Lessing und Spinoza's Gespräche mehrere Tage fesselten. Erst am 15. Juli hielt der Wagen des schon früher Erwarteten vor Claudius' Thür. „Der Wandsbecker Bote“, schreibt er, „hat in jeder Rücksicht meine Erwartung übertroffen. Er ist ein wahrer Bote Gottes, sein Glaube nicht blos höchste und tiefste Philosophie, sondern etwas darüber noch hinaus. Uebrigens erscheint er im Leben ganz so, wie in seinen Schriften, erhaben nur insgeheim, voll Scherz und Schalkheit im öffentlichen Umgange. Doch unterläßt er nicht, auch ernste Worte fallen zu lassen, treffende, tief ergreifende, wenn Geist und Herz ihm sagen, es sei die Zeit und der Ort.“ — Klopstock fand er als den schon früher Erkannten wieder, nur noch freundschaftlicher und wärmer. Von Claudius begleitet durchreiste er einen Theil von Holstein. — Der Graf Fr. L. Stolberg war damals in Kopenhagen. — In Lübeck gaben ihnen Gerstenberg und die Ostsee zwei schöne Tage. Auf der Heimkehr sprach er wieder bei Lessing ein, welcher ihn auf einige Tage nach Halberstadt zum Vater Gleim führte. — Im Beginne des folgenden Frühjahrs 1781 waren die Fürstin Gallitzin und Hemsterhuys Jacobi's Gäste eine Woche hindurch in Pempelfort, welches er in diesen Jahren durch erweiterte Anlagen und geschmackvolle Anpflan-

---

[1]) Forsters S. Schr. VII, 96. — Jacobi's S. W. IV, III, 22. A. B. I, 301. Nr. 109. Die Bekanntschaft Jacobi's mit der Fürstin fällt auf jeden Fall in dieses Jahr.

zungen zu einem Landsitze verschönerte, welcher vom Frühjahr bis zum Spätherbst ihm, seiner Familie und zahlreichen Freunden aus der Nähe und Ferne heitern Lebensgenuß darbot. Aber die, welche jegliche Freude des Daseins mit ihm theilte und dadurch erhöhte, seine Betty, war ihm im Anfange des Jahres 1784 von seiner Seite genommen. „Unsere Heilige", schrieb er an seinen verwandten Freund in Vaels, „ist an ihrem Orte. Ich bete zu ihr, und sie hilft mir. Ihr Geist hat mich nicht verlassen, und er heißt mich, Sie zu trösten. Gehorchen Sie diesem seligen Geiste, wie ich selbst ihm zu gehorchen suche. — Betty lebt! O, daß ich es aussprechen könnte, wie es in meiner Seele tönt: Sie lebt! ....." [1]).

Seine Schwestern Lene und Charlotte mußten jetzt die Mutter und Hausfrau ersetzen; mit treuer Geschwisterliebe und pflegender Sorge begleiteten sie den Bruder durch das fernere Leben und den Wechsel seiner Schicksale. Das verdunkelte Leben wieder zu erhellen und die geschwächte Gesundheit wieder zu stärken, machte er im August dieses Jahres die oben angeführte Reise nach dem Bade Hofgeismar und nach Weimar. — Vom 14. Juni bis zum 10. August des Jahres 1786 finden wir Jacobi von Pempelfort abwesend auf einer Reise nach England. Hier sah er zum ersten Male den wackern Schönborn, den deutschen Biedermann, besuchte den schon früher gesehenen Grafen Friedr. Reventlow, den damaligen dänischen Gesandten in London, und lernte seine Gemahlin, die Gräfin Julie, kennen, mit welcher ein fernerer Austausch der Gedanken und Empfindungen durch Briefe fortgesetzt ward. Jacobi ahndete damals so wenig als im Jahre 1791 bei der Anwesenheit Stolbergs in Pempelfort, daß Holstein ihm und den Seinen eine Reihe von Jahren die zweite Heimath und seine bedeutendsten Persönlichkeiten Trost und Ersatz für die Verlorene sein würden. So befriedigt er auch nach Pempelfort wieder zurückkehrte, so schlugen ihn doch der Anblick des in seinen Kräften gesunkenen Freundes Wizenmann und die vereitelte Hoffnung, noch in diesem Jahre den Vater Hamann in Pempelfort zu sehen, nieder. Das folgende Jahr brachte die endliche Erfüllung dieser Hoffnung, aber nach einem noch nicht vollendeten Jahre mischte er seine Thränen über den

[1]) A. B. I, S. 367.

Verlornen mit denen der Gallitzin, Fürstenbergs, Buchholtz' und vieler Anderen. — Stolbergs Hoffnung, seinen noch nicht gesehenen Freund Jacobi im Sommer 1789 auf seiner Reise nach Holstein, welches er abermals von Wandsbeck aus mit Claudius durchreiste, und wo Emkendorf und die von England zurückgekehrte Reventlowsche Familie der Reise vorzüglichstes Ziel waren, zu sehen, scheiterte an der Verzögerung der Beurlaubung des Gesandten von seinem Posten. Er schrieb dem wieder zurückgekehrten Freunde von Berlin: „Wofern ich noch leben soll, so drücke ich Sie gewiß noch an mein Herz. Sollte uns hienieden, in diesem kleinen labyrinthischen Erdthale, diese Freude nicht vergönnt werden, o so sehen wir ja doch beide schon das Licht aus der Höhe und den Glanz der Gefilde, die uns vereinigen werden." Jene Freude bot nun die glückliche Gegenwart in Pempelfort dar. —

Wenn Goethe in den letzten Jahren seines Lebens von Jacobi sagt, zum Poeten und Philosophen habe ihm etwas gefehlt, um beides zu sein, so deutet er ohne Zweifel auf das von ihm verfehlte Ziel, beides sein zu wollen, hin. Aber diesem gewollten Ziele steht Jacobi gewiß eben so nahe, als Goethe dem nicht gewollten, und wenn dem Philosophen Jacobi die Philosophie nichts Anderes war, als der in Begriffe und Worte gebrachte Geist des individuellen Lebens, so berührt' er die gemeinschaftliche Quelle, woraus der Philosoph — d. h. der Philosoph dem Charakter nach, wie Jacobi es war, nicht der Profession nach — und der wahre Dichter schöpft, und er möchte namentlich, auch ohne die Zuthat der äußern poetischen Gestaltung, in den philosophischen Romanen Allwill und Woldemar, in die er seine eigene Natur und Aufgabe vielfach verkleidet, in eben dem Maaße als Dichter erscheinen, als Goethe in seinen reichhaltigsten Gedichten die Pfade des Philosophen betritt, der selbst der Philosophie der Schule oft als ausgezeichnete Autorität gilt. Faßte Goethe [1]) sein Verhältniß zu Jacobi in dem Satze zusammen: „Jacobi hatte den Geist im Sinne, ich die Natur; uns trennte, was uns hätte vereinigen sollen": so war diese Trennung wohl nicht im gesuchten Geiste des Einen und in der darzustellenden Natur des Anderen begründet, als vielmehr — und das war allerdings ein hochwichtiger Grund — in dem Glauben an die beide ver-

---

[1]) S. W. LX, 274 fg.

bindende höhere Macht. — Wie Jacobi sich zur Natur stellte, darüber spricht er sich auf eine so bestimmte Weise aus, daß hier jegliche Schärfe des Gegensatzes der ihn und Goethe zwistenden Ansicht sich abstumpft. „Nach meinem Gefühle hat die Kunst nichts Anderes zum Zweck, als das Leben der Natur, welches überall aus ihr hervorquillt und der schöpfenden Hand so leicht entrinnt, — welche auch nicht genug davon aufnehmen kann, — in Gefäße zu sammeln. Leben strömt durch alle Dinge; in jedwedem wohnt ein Geist, der sich mit dem unsrigen zu vermischen strebt; es kommt nur darauf an, ob wir mächtig zum Genusse sind" [1]).

Ueber das Endziel seiner Philosophie hat Jacobi an mehreren Stellen seiner Schriften bestimmte Rechenschaft zu geben sich veranlaßt gefunden. Von jeher war sein philosophisches Nachdenken nicht absichtlos, sondern hatte ein bestimmtes Ziel vor Augen. Er wollte über die ihm eingeborene Andacht zu einem unbekannten Gott und über das Bedürfniß: Gott als den ersten Grund aller Wissenschaft zu entdecken und überall wieder zu finden, zu Verstande kommen. „Wohl giebt es Wissenschaften [2]), die bloß im Sinnlichen verweilen, und Mittel zur bessern Befriedigung desselben suchen; aber der höchsten Wissenschaft Interesse ist auf das Uebersinnliche gerichtet. ..... Gleichwie Religion den Menschen zum Menschen macht, und ihn über das Thier erhebt, so macht sie ihn auch zum Philosophen. Strebt die Religiösität mit andächtigem Vorsatz den Willen Gottes zu erfüllen, so strebt die Religionseinsicht stets sicherer von Gott zu wissen und den Verborgenen zu erkennen. Um diese Religion, den Mittelpunct alles geistigen Lebens, war es meiner Philosophie zu thun, nicht um Erwerbung anderer wissenschaftlicher Erkenntnisse, welche auch ohne Philosophie zu haben sind. Der Umgang mit der Natur sollte mir zum Umgang mit Gott verhelfen. Ewig in der Natur bleiben und in ihr Gott entbehren und vergessen lernen, wollte ich nicht. ..... Naturdienst ist die Religion des Heidenthums, Gottesdienst die Religion des Christenthums. Die Tugend ist mit der letztern unzertrennlich Eins. Wir erfahren, daß ein Gott ist, so oft sich in uns das Ge-

---

[1]) A. B. I, 233.

[2]) S. W. IV, I, 16 fgg.

wissen — unvertilgbar die freie Persönlichkeit bezeugend — übermächtig regt; durch ein göttliches Leben wird der Mensch Gottes inne. Von dieser Seite ist der Weg zur Erkenntniß des Uebersinnlichen ein practischer, kein theoretischer, bloß wissenschaftlicher, und darum sagt Christus: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben.“ ..... Jene Wissenschaft, die nichts über sich anerkennen, die Alles in Allem sein und hervorbringen, die wie Gott sein will, — sie erscheint, weil sie als Werk der Reflexion, des Verstandes sich vollendet, als festes geschlossenes System, und muß alle diejenigen Lügen strafen, welche ein höheres, ursprüngliches Wissen voraussetzen, auf die Wahrnehmuug desselben alle Bedeutsamkeit der Reflexion und der Systeme zurückführen, hierin das Interesse der Vernunft finden, und die Gewalt des Verstandes nur als eine abgeleitete, für sich unselbstständige darstellen. ..... — Dieses Hindurchsehen durch Nebel und Finsterniß ist die Macht des Glaubens, er ist deshalb ein Urlicht der Vernunft, welches der wahre Rationalismus als das seinige anerkennt. Vertilge den ursprünglichen Glauben, und alle Wissenschaft wird hohl und leer, kann wohl sausen, aber nicht reden und antworten. Er ist eine feste Zuversicht zu dem, was man nicht sieht. Wir sehen nie das Absolute, wir glauben es. Das Nichtabsolute, das Bedingte, sehen wir, und nennen dieses Sehen ein Wissen. In dieser Sphaire herrschet die Wissenschaft. Die Zuversicht zu dem, was wir nicht sehen, ist größer und gewaltiger, als die Zuversicht zu dem, was wir sehen. Widerspricht dieses jenem, so nennen wir die Zuversicht im Wissen Wahn, oder der Glaube unterwirft sich Sinne und Vernunft, insofern man unter dieser das Vermögen der Wissenschaft versteht. Die wahre Wissenschaft ist der von sich selbst und von Gott zeugende Geist. .....“ —

Obgleich der Glaube, dessen Nothwendigkeit Niemand beredter und scharfsinniger als Jacobi bewies, ihm als die Quelle der religiösen Gewißheit, und die Liebe als die Seele des sittlichen Lebens galt, und er für die Verkündigung dieser im Christenthum wurzelnden Ideen im Gegensatze gegen den sinnlichen Unglauben, wie gegen den kalten Verstandes-Glauben stand, so ist er doch nie zum geschichtlichen und kirchlichen Christenthum in ein ganz zusagendes Verhältniß getreten. Er blieb hier ein Suchender, Fragender, Ahnender. „Die christliche Religion“, schreibt er an Stolberg im Jahre 1794, „ist über

alle Vergleichung mit anderen Religionen durch die Lehre eines fortdauernden Wunders, welches von jedem erfahren werden kann — Wiedergeburt durch höhere Kraft — erhaben. Wer die Wirklichkeit dieses fortdauernden neutestamentalischen Wunders der Geistesausgießung glaubt, mag auf alle Philosophien mit Gleichgültigkeit herabsehen, und wer auch von der Wirklichkeit dieses Wunders nicht überzeugt ist, sollte wenigstens alle diejenigen Philosophen verachten, die einen übernatürlichen Beistand nicht vermissen. ..... Nur der Wunderthätige ist Gott; alles andere ist Natur" [1]). — Stolberg setzt in dem folgenden Briefe seine Ansicht vom historischen Christenthum auseinander und fügt sein Urtheil über den Woldemar hinzu, in welchem es u. A. heißt: „Nach dem Gesagten kannst Du Dir leicht vorstellen, was ich in Deinem an herrlichen Stellen so reichen Woldemar vermisse: warmen, belebenden Hauch des Christenthums." Noch im Jahre 1817 schrieb Jacobi an Reinhold [2]): „Du siehst, daß ich noch immer derselbe bin; durchaus ein Heide mit dem Verstande, mit dem ganzen Gemüthe ein Christ, schwimme ich zwischen zwei Wassern, die sich mir nicht vereinigen wollen, so daß sie gemeinschaftlich mich trügen, sondern wie das eine mich unaufhörlich hebt, so versenkt zugleich auch unaufhörlich mich das andere." — Mit treffender Wahrheit und mit Kürze zeichnet Deycks [3]) das Verhältniß der Religion und Philosophie Jacobi's: „Man erkennt das Bedürfniß der Religion, des Glaubens in Allem, was von Jacobi ausgeht. Daß er nicht, wie seine Freunde Hamann, Lavater, Stolberg, Claudius und Andere zu dem Kinderglauben an die christliche Offenbarung fest und dauernd sich hinwendete, das erklärt sich eines Theils aus der Gesammtentwickelung seines Geistes, der Richtung seiner Zeit, dann aber auch aus der fortgesetzten Arbeit auf dem Felde der Philosophie, das der Waffen der Vernunft noch mehr bedarf, als des Schildes des Glaubens. Ruhmes genug für eine so verstandesmächtige Natur, wie Jacobi, wenn sie zugleich der Schranken menschlicher Erkenntniß sich bewußt wird, und dem übermüthigen Verstande den Spiegel herzhaft darreicht, damit er selbst erkenne, wie wenig

[1]) A. B. II, Nr. 226, S. 146.

[2]) A. B. II, Nr. 362, S. 478.

[3]) A. a. O. S. 130.

im Grunde dasjenige sei, was er wirklich erkannt. Hier liegt im Bedürfniß zugleich der Weg zur Befriedigung. Wer Gott redlich sucht, der wird ihn finden." —

Jacobi führte seine Gäste in die an Kunst- und Naturschönheiten reiche nähere und entferntere Umgebung von Pempelfort. In der Mitte der Zeit ihrer Anwesenheit wurden diese und der edle Wirth durch die Erscheinung Fürstenbergs, der Fürstin von Gallitzin und Overbergs überrascht. Drei heitere Tage des Zusammenseins spannen die frischen und die schon längst angeknüpften Fäden der Freundschaft und Geistesverbindung weiter fort. Die Tage des Aufenthalts Stolbergs bei Jacobi, anfänglich auf 8 festgesetzt, hatten sich zu 19 Tagen gedehnt. Erst am 30. Juli trennte er sich von Pempelforts Bewohnern, doch nicht ganz. Jacobi gewährte seiner und der Seinigen Bitte die Gesellschaft seines zweiten Sohnes Georg Arnold, welcher ihnen die schöne Reise noch angenehmer machte [1]).

Erfüllt von dem Genusse jener Herrlichkeiten, welche von Bonn aus der Rhein hinauf und seine Ufer darbieten, näherten sich die Reisenden dem Städtchen Remagen, als ihnen auf hohem, schmalem Ufer, am Fuße höherer Berge ein feierlicher Umgang begegnete, welcher zur Ehre des heiligen Apollinaris gehalten wurde. Die ganze Schaar folgte singend dem Priester und der rothen Heiligenfahne. Unten im Strome glitten Nachen, deren jeder mit einer Fahne prangte, und aus welchen derselbige Gesang erscholl. „Wir lächelten", sagt Stolberg, „als wir erfuhren, daß diese guten Leute zu den Gebeinen des Heiligen, welche auf einem Berge begraben sein sollen, wallfahrteten, denn vor etwa 14 Tagen hatten wir eben dieses Heiligen Ueberbleibsel in einer zierlichen Lade, begleitet von feierlichem Umgang, in Düsseldorf tragen gesehen. Mögen doch wohl die beiden Gemeinen sich besser um die Ehre, den Heiligen zu besitzen, vertragen, als neulich zwei Municipalitäten in Frankreich, welche blutigen Krieg um Voltaire's Ueber-

[1]) Dieser, geboren 1768, einige Jahre bei Claudius und in Münster bei der Fürstin Gallitzin erzogen und unterrichtet, hatte seit dem Jahre 1787 in Göttingen die Rechte und Cameralia studirt und war später in's väterliche Haus zurückgekehrt. Er gab im Jahre 1796 und 1797 »Briefe aus der Schweiz und Italien in das väterliche Haus nach Düsseldorf«, ein Stolberg gewidmetes Werk in zwei Bänden, heraus.

bleibsel würden geführt haben, wenn nicht die eine seinen Leib, die andere sein Herz — Voltaire's Herz! — davon getragen hätte. O ihr, die ihr hohnlachen würdet über die Einfalt der rheinischen Landleute, wenn sie mit geselliger Andacht Lieder zum Andenken eines frommen Mannes singen, ihr verstehet es, Mücken zu seigen und Kameele zu verschlucken, wenn ihr nur der mißleiteten Andacht spottet, und keine Hohnlache für den Fanatismus des Köhlerunglaubens habt, keine für die Versammlung von Gesetzgebern, welche den Mann durch ein Decret, durch eine Stelle im neuen Tempel aller Götter apotheosirt, den, als er lebte, ein Land nach dem andern ausspie, dem weder Religion noch Sitte heilig war, der im Candide die Vorsehung Gottes lästerte, dem jede Tugend ein Gespött war!" Eine halbe Stunde vor Coblenz fuhren die Reisenden am Schloß Schönbornlust vorbei, wo sich die beiden Brüder des Königs von Frankreich als Flüchtlinge aufhielten, und langten in Coblenz an. Die Stadt sahen sie voll von flüchtigen Franzosen, oder vielmehr schien ihnen dieselbe von ihnen voll zu sein: sie kräuselten sich mit so vielem Getöse umher, liefen, fuhren, ritten so oft durch die Gassen, daß sie statt 800 8000 zu sein schienen. Kurz war der Aufenthalt in Mainz. Sittliches Anstandsgefühl verbot Stolberg, mit den Seinigen da lange zu weilen, wo von Favorite aus eine ungesunde Hofluft sich verbreitete, wo der Erzbischof, der erste der drei geistlichen Churfürsten, der Primas und Erzkanzler des heiligen römischen Reiches deutscher Nation — die Sache fordert ihren Ausdruck — mit unzüchtiger Wirthschaft den Stuhl des heiligen Bonifacius und des Willigis entweihte. Dagegen ließen sie sich an einem schönen Abend an die Ingelheimer Au rudern. „Ich besuchte diese Insel", schreibt Stolberg, „aus Dankbarkeit für einige angenehme Stunden, die ich vor 16 Jahren in meines Bruders, Goethe's, Haugwitzens und Klingers Gesellschaft dort zubrachte." Von Frankfurt aus schrieb er den 5. August an Jacobi mit Hinweisung auf die nächst vergangenen Tage zu Pempelfort und auf die Zukunft u. A.: ..... „Unsere Herzen schlugen hoch in Wellen und vereinigten sich wie zwei Ströme, die nun mit vereinten Wassern dem herrlichen Ocean zueilen. Lieber Bruder, mir wird jedesmal so innig wohl bei dem Gedanken an unsern Bund. Wahre Kraft hienieden ist nur in Vereinigung der Guten; sie ist der Bündel Pfeile in der Hand des Starken; alle

Kräfte des Widersachers sind nur einzeln, so viele ihrer auch sein mögen." Die berühmte sieben Meilen lange Bergstraße führte die Reisenden nach Heidelberg. Während der Ansicht der Merkwürdigkeiten der Stadt fiel ein steinernes Marienbild mit dem Jesuskinde in die Augen. Von mehreren lateinischen Inschriften gefiel nur die eine deutsche:

„Noch Stein, noch Bild, noch Säulen hier,
Das Kind und Mutter ehren wir."

Die Tage der Anwesenheit in Karlsruhe wurden fast ganz im Schlosserschen Hause zugebracht. Stolberg hatte auf seiner Reise nach der Schweiz Schlossern sehr kurze Zeit gesehen, als er noch Oberamtmann in Emmendingen war. Bei ihm fand er jetzt den Dichter J. Georg Jacobi, Professor in Freiburg, welcher die Zeit der Ferien bei seinem Freunde zuzubringen pflegte. — J. Georg Schlosser war 1739 zu Frankfurt a. M. geboren. Nachdem er die Rechte zu Gießen, Jena und Altdorf studirt hatte, trat er als Geheimsecretär in die Dienste des Herzogs Ludwig von Württemberg, kehrte aber nach drei Jahren nach Frankfurt zurück, wurde hier mit dem jüngern Goethe befreundet und seit dem Jahre 1773 durch die Vermählung mit dessen Schwester Cornelia sein Schwager. In die Dienste des Markgrafen von Baden tretend, lebte er als Oberamtmann in Emmendingen, wo ihm nach vier Jahren die Gattin, eine Tochter, Louise, hinterlassend, starb. Im Jahre 1787 wurde er als Geheimer Hofrath nach Karlsruhe versetzt und daselbst 1790 wirklicher Geheimrath und Hofgerichtsdirector. Wie nahe er seinen jetzigen Gästen im Kreislaufe weniger Jahre und wichtiger Weltbegebenheiten in Holstein treten werde, ahnten diese so wenig als er. — Joh. Georg Jacobi, älterer Bruder Fr. Heinrichs, war 1740 zu Düsseldorf geboren. Als Professor Klotz im Jahre 1765 von Göttingen nach Halle berufen wurde, folgte er seinem Freunde dorthin, wo dem jungen Dichter durch Klotzens Einfluß ein unbesoldetes Lehramt der Philosophie und der schönen Wissenschaften an der Universität übertragen ward. In den nächsten Jahren mit Gleim bekannt geworden, wurde er in den Kreis der Halberstädter Anakreontiker gezogen; Gleim verschaffte ihm 1769 ein Canonicat in Halberstadt. Im Verein mit seinem Bruder unterstützte er die Anfänge des „deutschen Mercur" von Wieland, dessen Dienst der Grazien und

heitere und elegante Philosophie des Lebens damals seiner Richtung ganz entsprachen. Im Jahre 1774 kehrte er von Halberstadt nach Düsseldorf zurück, um von hier die Vierteljahrschrift „Iris“ als Götterbotin dem „Mercur“ zur Begleitung zu geben. Im Jahre 1784 wurde er von Joseph II. als Professor der schönen Wissenschaften an die Universität Freiburg im Breisgau berufen. Der rasche Umschwung in der deutschen Litteratur, das reifere Alter und der freundschaftliche Verkehr mit J. Georg Schlosser, dem damals badenschen Amtmann im zwei Stunden von Freiburg entfernten Emmendingen, hatten ihn allmälig dem eitlen Tand des Musendienstes entzogen und in diesem die Quelle tieferer und wahrerer Empfindungen geöffnet. Bei dieser veränderten Richtung seines Geschmacks hatten die Zartheit seines Gefühls, die Leichtigkeit und Anmuth, womit sich seine Gedanken zu einem schönen Ganzen vereinten, nichts eingebüßt. Während seiner Anwesenheit bei Schlosser und Stolberg vereinte er sich mit dem letztern zu einem gemeinschaftlichen Liede. Jacobi fragt in dem ersten Theile desselben nach dem das Leben der Natur beherrschenden Geiste. Stolberg weist zur Antwort auf die Nähe des Herrn der Natur, der diese beherrscht und belebt, hin. Die Freundschaft dieser beiden Männer rechnete Stolberg zu den schönen Blumen, welche ihm die Hand Gottes nicht sparsam in den Kranz des Lebens gewunden. Schlossers Schriften und gemeinschaftliche Freunde hatten schon in Stolberg den Wunsch, ihn wiederzusehen, hervorgebracht, genährt, belebt. „Je origineller, je lebendiger“, schreibt er, „die Schriften eines Mannes sind, je lautrer sie aus der Tiefe eignes Denkens und eignes Empfindens hervorströmen, desto sicherer können wir sein, daß der Mann noch über seine Schriften sei. — Was zur zweiten Klasse — sei es Philosoph oder Dichter — gehört, das weiß sich ganz auszuleeren in seinen Schriften. Da sie zu wenigem Eignen viel Fremdes hinzuthun, enthält ihr Geschriebnes oft mehr als sie selbst. Auch wenn ich in jenem etwas Schätzbares finde, suche ich die Bekanntschaft der Verfasser nicht. Verweilt man auch einen Augenblick bei dem Springbrunnen, der durch Druckwerk hervorgebracht wird, so hat man doch wenig Freude am Delphin oder am Meerweibe, durch deren Organe die Wasserkünste hervorspritzen. Dem lebendigen Strome gehe ich gern bis zur Quelle nach, und labe mich da in der Felsen-

umschattung an der Kühle, die er wohlthätig und stärkend um sich her verbreitet. ....

„Du wirst Dir meine Freude, Schlosser und bei ihm den Dichter Jacobi zu sehen, nach dessen Bekanntschaft ich mich seit zwanzig Jahren sehnte, leicht vorstellen. Sich so gleich an heißer Liebe für das Wahre und Schöne, sind sie dennoch so verschieden. Der unbefangene freie Philosoph, der bald mit der Fackel des Geistes die Blendlaternen der Philosophaster zerschmeißt, bald mit eben dieser Fackel ihnen in ihre Schlupfwinkelchen nachgeht, und mit attischer Ironie ihre Gaukeleien beleuchtet; der biedre Mann, welcher als Bürger seinen Gang gerade fort geht, und die gordischen Knoten verstrickender Verhältnisse mit dem Schwerte zu lösen weiß; — dieser Mann und der zart empfindende, liebliche Dichter, dessen Originalgeist im Umgang mit der jüngsten, freundlichsten und jungfräulichsten Muse, seiner ihm eigenthümlichen Muse, so früh gebildet ward, konnten sich nicht kennen lernen, ohne durch Sympathie und Bedürfniß, diese großen Bande der Menschheit, sich unentbehrlich zu werden. Ein allgemeines und heiliges Naturgesetz verbindet das Starke mit dem Zarten, mit dem Kühnen das Liebliche. Ist es nicht dasselbige Gesetz, welchem das Menschengeschlecht seine Erhaltung verdankt, und seine süßesten Freuden?“ —

In Stuttgart besuchte Stolberg die Militärakademie, welcher der Kaiser Joseph II. die Rechte einer Universität verliehen hatte. „Wir sahen 275 Knaben und Jünglinge in einem schönen Saale essen“, schreibt Stolberg — und diejenigen Schriftgelehrten, welchen der Glaube an seinen Adelsstolz ein feststehender Glaubensartikel geworden, mögen sich diese Stelle merken. — „Warum sind die Adligen von den Bürgerlichen durch die Tische getrennt? Es ist nicht weise, die Jugend auf Ungleichheit der Stände aufmerksam zu machen, ehe sie einsehen lernen, daß eben aus dieser Ungleichheit eine Harmonie des Ganzen, zum Vortheil Aller, entspringt. Der auf solche Art ausgezeichnete Junker geräth leicht auf die böse Vorstellung, daß er *besser* sei als andere, weil er *vornehmer* ist.

„Vier Prinzchen aßen an einem besondern Tische. Acht Knaben, welche ihrer guten Aufführung und ihres Fleißes wegen belohnt werden sollten, aßen, ohne Unterschied des Standes, an einem besondern Tische. Muß nicht sowohl diese Ausnahme als die Regel in den Adligen den

Geburtsstolz nähren? Nährt sie nicht in den Bürgerlichen diese Abneigung, diese Erbitterung gegen den Adel, welche gewiß die Herzen nicht weniger verderbt, als jener Geburtsstolz? Und dann die Orden, welche die acht Ausgezeichneten trugen! Wehe der Erziehung, welche das als verlangenswürdig vorstellt, was wahre Philosophie und Edelmuth gering schätzen lehren!" —

Im schönen Neckarthale bei Eßlingen zwischen Stuttgart und Ulm sang unser Dichter das Lied:

„Wo ich als ein Pilger walle,
Säumet gern und oft mein Fuß,
Denn in der Erinnrung Halle
Trag' ich fliehenden Genuß" [1]). ....

Den Tag seines Aufenthalts in Ulm brachte Stolberg in der Gesellschaft seines Göttinger Bundesfreundes, Martin Miller, damals Professor am Gymnasium zu Ulm und Prediger am Münster, zu, den er auch vor 16 Jahren mit seinem Bruder Christian auf der Rückkehr aus der Schweiz begrüßt hatte. Bald nach seinem Abgange von Göttingen hatte Miller nur zu sehr seine lyrische Muse vernachlässigt und — worüber er seines Freundes Voß strengen Tadel vernehmen mußte — sich in die Gattung jener empfindsamen Romane geworfen, die aus der herrschenden Stimmung, welche Goethe's „Werther" erweckte, hervorgingen und die einige Jahre die Modekrankheit einer sanft schwärmerischen und andächtelnden Gefühlsweise im deutschen Publicum bezeichneten. Millers Siegwart fand fast noch mehr Leser als Werther. In die heitern Erinnerungen ehemaliger Bundestage mischte Stolberg zugleich seinen Schmerz über des gemeinsamen Freundes Voß herbes Verfahren wider ihn. Miller schrieb später an Voß: „Ich habe in Stolberg noch ganz den alten, treuen Bundesbruder gefunden; auch fand ich ihn voll Liebe für Dich. Nur das Einzige klagte er mir, daß Du gegen positive Religion und Offenbarung eine Art von Bitterkeit äußerst. Das machte Dich vielleicht zuweilen etwas intolerant, oder doch hart im Ausdruck. Er würde nicht er sein, wenn ihn das nicht bis zum Aufbrausen schmerzte. Nimm ihn also

[1]) G. W. II, 92 fg. VI, 67 fg.

um Gottes willen, wie er ist, und sei gegen ihn, der soviel Gutes und Großes an sich hat, tolerant und schonend. Er wird es gewiß auch sein."

Wenn Stolberg von Millers Liedern verkündet: „Enkelinnen werden die edle Einfalt seiner Lieder und in ihnen das schöne Herz des Dichters lieben. Meine Enkelinnen werden ihren Gespielinnen einst sagen, daß sie von seinem Freunde abstammen", so hat die Nachwelt dieses Lob bestätigt. Manche seiner Lieder leben noch unter uns, wie u. a. das Lied: „Was frag' ich viel nach Geld und Gut" und das Klagelied: „Das ganze Dorf versammelt sich" [1]. — Nach einer Fahrt auf den Gewässern des Bodensee's und längs seiner schönsten Ufer setzten die Reisenden über nach Constanz, besuchten von hier aus wieder seine Ufer, fuhren später nach Schaffhausen und sahen in dessen Nähe bei dem Schlosse Laufen den Wasserfall des Rheines, sahen die mit Eile des Blitzes heruntergeschmetterten Fluthen hoch aufspritzen. Ein Nebel, dick und weiß wie der Rauch aus Schmelzhütten, verhüllte die Gegend; weit umher bebten und träufelten alle Büsche der felsigen Ufer. Bei Sonnenschein spielten Farben des Regenbogens im Schaum und im aufsteigenden Nebel.

„Kein Schauspiel der Natur hat mich je so ergriffen", schrieb Stolberg, welcher zum zweiten Male in seinem Leben ihm nun nahe trat. „Meiner Sophie wankten die Kniee, und sie erblaßte. Mein achtjähriger Knabe schaute still und unverwandt hin nach dem Strome, welcher auch dadurch, daß er die andern Gegenstände in aufspritzende Nebel hüllet, der einzige Gegenstand des Auges wird. Grauenvolles, doch seliges Staunen hielt uns wie bezaubert. Es war mir, als fühlte ich unmittelbar die gegenwärtig wirkende Gottheit. Mit dem Gedanken an die geoffenbarte Macht und die Herrlichkeit Gottes wandelte mich die Empfindung seiner Allbarmherzigkeit und Liebe an. Es war mir, als ginge die Herrlichkeit des Herrn vor mir vorüber, als müßte ich hinsinken auf's Angesicht, und ausrufen: Herr, Herr Gott, barmherzig und gnädig!" —

---

[1]) Stolbergs G. W. VI, 63, 64. I, 46. Voß' Briefe II, 107, 108 u. 122 fgg. Millers Gedichte 33, 226, 314, 316, 330, 389.

Ehe die Weiterwandernden es erwarteten, sahen sie im fruchtbaren Thale die anmuthige Stadt Zürich vor sich liegen, den Strom der Limmat und den Zürcher See. Stolberg führte bald nach seiner Ankunft in Zürich die Seinigen den ihm wohlbekannten Seinigen zu, unter welchen ihm Lavater der erste war. Dieser war am Ende des Jahres 1786, nachdem er den ehrenvollen Ruf als Prediger in Bremen nicht angenommen, zum Pfarrer an der St. Peterskirche in Zürich gewählt worden. Dem gefühlten Lebensberufe, der Verkündigung der guten Botschaft, blieb er in gewohnter Weise treu, treu als Gewissensrath und auf der Kanzel, in Versen und in Prosa, schriftlich und mündlich, auf alle Weise, und suchte vor Allem der Lehre Wahrheit durch seinen reinen, unbescholtenen Lebenswandel die nothwendige Bestätigung zu geben. Hatten auch in dem Wechsel der Zeit manche große Geister sich von ihm abgewendet, er blieb, der er war, weil er das, was ihn beseelte, für ein Unvergängliches hielt, dessen Aussaat immer noch segensvoll auf empfängliche Gemüther fallen werde. Stolberg schrieb den 2. September von Zürich: „Nach einer Trennung von 16 Jahren sehe ich nun unsere Freunde, Lavater, Heß, Pfenninger! finde sie ganz so, wie sie waren! Nein, nicht ganz so! Näher seiner Mündung wird der Strom größer und mächtiger; kräftiger und milder wird edler Wein von Jahr zu Jahr; gute Menschen werden besser mit jedem Jahre des Lebens. Die Zeit, Gedanken und Empfindungen haben ihre Furchen auf dem Gesichte unsers Lavater gezogen. Im Jahr 1775 sah er jünger aus, als er war; jetzt sollte man ihm etliche Sechzig geben. Ob er auf etwas steht, was auch Andere tragen kann? Der heilige Boden, auf dem er steht, kann und will Alle tragen; aber wenn Gott ihn nicht hielte und halten müßte, so fiele er von dem Gerüste, das er sich auf diesem Boden erbaut hat, und bräche den Hals. Er strengt seine innere Sehe fürchterlich an, um in unserer Mondschein-Nacht andere als reflectirte Sonnenstrahlen zu sehen. Das ist's, was ihm das Gesicht so durchfurcht. Aber die ewige Jugend seines Geistes und Herzens, scherzliche Freundlichkeit, seine Laune, seine Heiterkeit sind noch dieselben. Die Neckereien seiner Feinde haben ihn nicht angefochten, haben nicht den festen und frohen Glauben an reine Menschheit bei ihm geschwächt, welcher immer einer

seiner eigenthümlichsten Characterzüge war“ [1]). Nicolovius, welcher in diesen Tagen von Jacobi in Pempelfort neben seinem natürlichen Sohne G. Arnold als sein vom Vater Hamann dem Geiste nach erzeugter Jonathansohn dem Freunde Lavater angekündigt und empfohlen war, schrieb über Lavater an einen Freund: „Seine Traulichkeit, Ruhe und Unbefangenheit ist unbeschreiblich. Oft, wenn er in süßem Geschwätz bei uns sitzt, mit uns spazieren geht oder auf dem See fährt, ergreift und erschüttert mich der Gedanke, daß dies der Mann ist, an dem Hunderte zerren, und der Mann, der Hunderten Quelle der Freude, der Erbauung ist, und mich dünkt dann, ich säße neben einem Heiligen. Du kannst Dir den ununterbrochenen Strom von Fröhlichkeit, Witz und Laune kaum in Lavater denken, und dann wieder, sobald er schweigt, die Züge tiefen Leidens und Glaubens im Gesicht!“ — Kleine Seefahrten wurden wiederholt gemacht und die den See einfassenden rebenreichen Hügel und Höhen besucht; von hier ward auch in der Nähe aufgesucht der redliche Bauer Jochen Berly, in dessen Hause Stolberg vor 16 Jahren mit seinem Bruder und Haugwitz einige sehr glückliche Wochen gelebt hatte. Er war auf dem Felde. Einer seiner Söhne holte ihn, ohne doch zu sagen, wer der Fremdling wäre, der ihn besuche. Stolberg erzählt: „Er erkannte mich gleich, sprang vor Freude, als er mich sah, drückte mir, meiner Frau und meinem Sohne mit schweizerischer Herzlichkeit die Hand, fragte mit lebhaftem Antheil nach meinen ehemaligen Reisegenossen und nach meiner Schwester, die ihn vor 7 Jahren auch besuchte. Dann führte er mich hin an das Ufer der Siehl, sich meiner Lieblingsstellen wohl erinnernd. Ich erkannte so manches Plätzchen, wo ich, in Tagen feuriger Jugend, bald mit Freunden gewandelt hatte, bald einsam; ja ich erkannte einen Stein am abhängigen Ufer des Flusses, auf dem ich, von Stauden umlaubt, welche nun Bäume geworden, manchen Gesang im Homer gelesen hatte.“ In Zürich lernten die Reisenden Pestalozzi kennen, den Verfasser des trefflichen Volksbuchs „Lienhard und Gertrud“. Er war ein Zürcher Bürger, bewohnte aber seine kleine ländliche Besitzung Neuenhof im Canton Bern. „Einfalt, Kraft und bescheidenes Selbst-

---

[1]) Stolbergs S. W. VI, 88. Jacobi's A. B. II, Nr. 203.

gefühl", sagt Stolberg, „bezeichnen diesen merkwürdigen Mann, welcher, in ernster Erfahrung Schule reifend, das Recht erhielt, neue Wege der Volksbildung zu zeigen. Nicolovius hat ihn auf seinem Landgute besucht, hat durch Aug' und Ohr sich noch fester, als er schon war, davon überzeugt, daß Arbeiten und Leiden diesen von der Natur zu seinem edlen Berufe ausgerüsteten Mann zum Lehrer und Wohlthäter des Volks eingeweiht." — Von Luzern aus wurden des See's Ufer, die Urcantone und ihre erinnerungsreichen Ortschaften besucht, dann die Reise über Thun nach Bern fortgesetzt. Hier entwirft Stolberg eine Uebersicht der Geschichte der Eidgenossenschaft, hebt die Tage ihrer Freiheitskämpfe, aber auch die ihrer unrühmlichen innern Zwiste hervor und sagt am Schlusse: „Allen ist diese mit dem Blute der Väter erworbene Freiheit heilig und theuer, und keine äußere Macht wird sie ihnen rauben, so lange sie ihrer werth bleiben. Alpen können erstiegen werden, aber Eintracht bei einfältiger Sitte, keusche Zucht, auf Religion gegründete Tugend und durch Tugend gestählte Tapferkeit, diese ziehen eine feurige Mauer um ein glückliches Volk, und ersticken im Nachbar die Lust, eine Nation anzugreifen, welche man beneiden, aber nicht bekriegen kann." — Aus Bern verreisend kamen sie, nicht reisend, sondern lustwandelnd, an den Bieler See, setzten hinüber nach der in ihm gelegenen Petersinsel und besuchten auf ihr die Wohnung und das Zimmer J. Jacques Rousseau's, des sonderbaren Mannes, welcher nach so vielen Stürmen des Lebens, nach manchen eingebildeten und nach manchen wahren Verfolgungen hier eine Zeit lang die Ruhe fand, deren seine glühende Seele noch fähig war. „Als wir die Insel verließen", schreibt Stolberg, „empfanden wir dem armen J. Jacques lebhaft nach, mit welchem Gefühle er auch diese Zuflucht verlassen mußte, auf welche gebannt zu werden er mit Sehnsucht gewünscht hatte. Armer J. Jacques! Ich bin weit davon entfernt, dich nur bewundernswerth zu finden. Mich jammerten oft die verwahrloseten Anlagen, die großen Schwächen deiner seltnen Seele, das seltsame Gemisch deiner traulichen Hingebung und deiner finstern Misanthropie, deiner Würde und deiner Kleinheit! Die Erde sei dir leicht!" — Von Lausanne aus fuhren sie am Ende Septembers über den Genfer See nach dem Ufer von Savoyen, zu dem Dörfchen Meillerie mit seinen fast senk-

recht am See sich erhebenden Felsen. Weder Gefahr noch Mühe schreckten Stolberg, Nicolovius und Jacobi ab, die Felsen zu erklettern, welche Rousseau mit Recht zur Einsiedelei eines Liebenden auserkor. Die unaussprechlich herrliche Aussicht lohnte. Am Nachmittage schifften sie von Meillerie hinüber nach dem rebenreichen Vevay, wo Stolberg auf seiner ersten Reise die Tage der Weinlese zugebracht hatte. In Lausanne sah Stolberg Gibbon am dritten Orte. „Ich liebe zu wenig den Geist des Mannes“, schrieb er an Fr. Jacobi, „als daß ich ihn hätte aufsuchen wollen. Sein Wesen gefiel mir nicht. Er hat une aisance empruntée; ihm wird wohl im Zirkel einer Gesellschaft, die mir sehr unbedeutend schien, und von deren weiblichem Theil die Mylady Montagne sehr richtig, meiner Meinung nach, urtheilte: ce sont des duchesses sur des degrés de poules.“ — Stolberg näherte sich Genf und freute sich, eine Stadt und Gegend, die er ehrte und liebte, wiederzusehen. „Es scheint mir fast“, sagt er, „daß man, wenn man die Jahre der Jugend lange schon hinter sich verschwinden sah, mit mehrerem Interesse das Gesehene wieder sehe, als nach dem Anblick des Neuen verlange. Sehnet man sich nach dem Neuen mit Inbrunst, so spannet der Geist größere Segel, welche „Lüfte wie diese, die die Erd' umathmen,“ weder wölben sollen, noch zu wölben vermögen. Und schwellen nicht auch oft die Hauche derer, welche vor uns von hinnen schieden, unsere Segel dann?“ — Während Nicolovius und Jacobi von Genf aus eine Wanderschaft nach Chamouny in Savoyen, einem der romantischsten Thäler Europa's, unternahmen, hatte Stolberg Necker in Copet besucht; mit den Zurückgekehrten wiederholte er diesen Besuch. Von der Kälte seines Wesens, von der Kälte, mit welcher Necker Besuch empfange, war Stolberg Manches mitgetheilt. „Aber Anschein von Kälte“, schreibt Stolberg, „in einem Manne, dessen Herz von solchen Empfindungen glühte, dessen Geist so mittheilend und solches Licht strahlte, wird mich nie einen Augenblick täuschen. Ich ging zu ihm mit dem vollen Vertrauen, welches mir große Männer einflößen können. Sein erster Anblick erfüllte mich mit einer sanften, aber auch durchdringenden Rührung, deren sichtbarer Ausdruck ihm nicht entging. Seine Kälte ist nicht der unproductiven eines nordischen Klima's, sondern der Kälte hoher Berge

gleich, welche mit starker Vegetation der Gedanken und Empfindungen gar wohl bestehen kann. Die Vorstellung seines großen innern Werthes half mir gleich die Eiskruste einzutreten, und ich konnte gar gemächlich auf festem Boden mit ihm fußen. Mit Würde, mit sanfter Mäßigung, aber ohne den Schatten affectirter Schonung ließ er einige treffende Worte über seine Feinde fallen. Eine sanfte Röthe stieg, kaum sichtbar, ihm mehr als einmal in die Wangen. Es war ein Strahl von der edlen Lebenswärme, welche den Schriften des großen Mannes, seinem Ruhme, der Schmach seiner Feinde, Unsterblichkeit giebt." — J. Jos. Mounier, welcher im Jahre 1795 mit seiner Familie nach Deutschland wanderte, auf dem vom Herzog von Weimar ihm eingeräumten Lustschloß Belvedere bei Weimar mehrere Jahre eine Erziehungs- und Unterrichtsanstalt für junge Leute aus den höhern Ständen leitete, diesen sah Stolberg zweimal in einer Gesellschaft. Von ihm schrieb Stolberg: „Er spricht nicht ohne Verstand, aber mit vieler Geschwätzigkeit, sehr entscheidend, mit zu vieler Leidenschaft, um gerecht sein zu können. Immerhin war es mir interessant, den Mann zu sehen, der mit Nachdruck auf die Eintheilung der National-Versammlung in zwei Kammern drang, und der die Gräuel des 5. und 6. October 1789 enthüllte.... Von Mirabeau sagte er, er sei nie Leiter, sondern immer Geleiteter gewesen...." Den kranken Bonnet besuchte Stolberg auf seinem Landhause in Genthod, eine Stunde von Genf. Von ihm erzählt der Reisende: „Mit der Fackel der Erfahrung ging er sicherer als viele der gerühmtesten Weltweisen unserer Zeit, weihete seine Stunden und seinen Geist der Wahrheit und huldigte mit reiner, heller und warmer Opferflamme der Religion. Licht und Wärme beleben seine Blicke und seine Worte...."

# Siebenter Abschnitt.

**Fortsetzung der Reise nach Italien und Sicilien. Stolberg der Betrachter und Beurtheiler der schönen Künste in Italien. Die Natur und der Aufenthalt im Thale von Sorrento und auf der Insel Ischia.**

Den 18. October fuhren gemiethete Vetturini unsere Reisegesellschaft von Genf nach Turin zu. Derjenige Vetturino, welcher die Chaise Stolbergs fuhr, war ein Neapolitaner aus Lena in der Landschaft D'Otranto, der — das wahre Ideal eines Fuhrmanns — außer seinem Vaterlande ganz Deutschland, Polen und Ungarn bereist, selbst Riga und Calais mit seinem Fuhrwerk besucht hatte. Immer gut aufgeräumt, immer gleich lang- und gleichmüthig stimmte sein Wesen mit dem unwandelbaren Schritt seiner Maulthiere und dem einförmigen Klange der Schellen, womit ihr Geschirr behangen war. Stolberg war mit ihm so zufrieden, daß er ihn auf der ganzen Reise durch Italien zu behalten hoffte. Der Vetturino bewährte diese Hoffnung. Er brachte Stolberg nach Rom und Neapel. Es war für Stolberg und seine Gefährten ein großer Anblick, Savoyens Alpen hinter sich zu sehen, und erhebend für ihn die Hoffnung, bald am Gestade des Mittelländischen Meeres zu stehen, dessen Wogen Italien und Sicilien, die Trümmer von Carthago, Griechenlands Vesten in Europa und Asien, wo jeder Strom und jedes Vorgebirge durch Fabel und Geschichte berühmt ward, seine besungenen Inseln, das mystische Aegypten und Israels geweihtes Erbe anspülen, wo die durch lange Morgenröthe ihrer Geschichte und durch das Hahnengeschrei der Propheten angekündigte Sonne der Wahrheit und der Liebe aufging, welche bald über Alpen und Meere, vom Ganges bis zum Eisgestade strahlend, die Völker leuchtend erwärmte, zwar durch aufsteigende Erddünste oft verdunkelt wird, aber an ihrem Himmel auch am Ende der Tage nicht untergehen soll!

„Mit solchen Gedanken", schreibt Stolberg, „sah ich hinter mir die blendende Alpenreihe, in welcher hoch über die andern der Rochemelon sein ragendes Haupt erhebt." — In Turin ward Stolberg dem Könige und dem ganzen königlichen Hause vorgestellt; in Pavia machte

er Bekanntschaft mit dem berühmten Anatomen Scarpa, mit Volta und Spalanzani, den glänzenden Zierden der Universität; der Landsmann Frank, ein eben so rechtschaffener Mann als großer Arzt, führte die Reisenden in's Museum und ließ sie Zeugen sein seines Unterrichts der akademischen Zuhörer und der Behandlung der Kranken. Ueber Mailand und Parma ward die Reise fortgesetzt nach Bologna. Hier wurde Stolberg 9 Tage länger, als er früher beabsichtigte, wegen eines eingetretenen Flußfiebers zurückgehalten und kam selbst mit diesem, da es nicht weichen wollte, nach Florenz. Am 24. December traten die Reisenden durch das ehemalige Flaminische Thor in Rom ein. „Die Vorstellung von Roms ehemaliger Größe", schrieb Stolberg, „ergreift einen, wenn man hineinfährt, und lebhaft ward mir Horazens Empfindung, mit welcher er sang:

Alme Sol, curru nitido diem qui
Promis et celas aliusque et idem
Nasceris, possis nihil urbe Roma
Visere maius!

„Ich kam an und fand viele Briefe von meinen Geschwistern und Freunden, erwünschte Nachrichten von meinen Kindern. Ihre zarten Bilder umschwebten mich lebhaft und verdrängten die Schatten der Scipionen, der Catonen und Brutusse, große Schatten, deren schauervolle Gegenwart noch eben meinen innern Sinn umrauschet hatte" [1]).

Der zweite Tag der Anwesenheit Stolbergs in Rom war ein für die gesammte Christenheit eben so ernst erhabener als freudiger Tag: es war die Feier des Tages, von dem der Dichter zwei Jahre später singt [2]):

Strophe VI. „Christus ward euch heut geboren,
Euer Heiland, euer Herr!
Davids Stadt hat Er erkoren,
Und in Windeln lieget Er!
In der Krippe liegt der Herr!

---

[1]) S. W. VII, 85.
[2]) S. W. II, 134.

Jedem Volk ward Er geboren,
Hochgelobet in der Zeit!
Hochgelobt in Ewigkeit!"
VII. Spricht's, und Gottes Strahlenheere
Stehen plötzlich sichtbar da,
Und es rauschet, laut wie Meere,
Amen und Hallelujah!
Dann erschallet fern und nah':
„In der Höhe sei Gott Ehre,
Friede sei der Erde Theil,
Und den Menschen Gnad' und Heil!" ......

Stolberg besuchte am Christtage mit den Seinigen den größten und herrlichsten Tempel der Erde, die Peterskirche. „Niemals ergriff mich ein Werk, von Menschenhand gemacht, wie dieses. Staunen und Freude faßte mich, als ich den Platz vor mir sah, Ehrfurcht und Freude, als ich in den Tempel trat." Er sah den Papst, einen Greis von 74 Jahren, im Hochamte das heilige Meßopfer mit vieler Würde darbringen, und die Vornehmen Roms in einem Kreise um den Altar. An demselben Tage besuchten die Reisenden die Landsmännin Angelika Kaufmann, welche früher in London zum Mitgliede der königlichen Akademie der Künste aufgenommen war. „Diese große und bescheidene Malerin verbindet die Einfalt eines großen Mannes mit weiblicher Liebenswürdigkeit. Güte und Adel des Herzens strahlen aus ihrem Blick, welcher alles das bestätiget, was meine Schwester und gemeinschaftliche Freunde mir von ihr erzählt hatten." Von da gingen sie zu dem Königsberger Reifenstein, dem vertrauten Freunde von Winckelmann, welcher mit Eifer dem Studium des Alterthums oblag und mit Enthusiasmus die schönen Künste liebte und übte. Dieser und Hirt, welcher später ordentliches Mitglied der königlichen Akademie der Wissenschaften und Professor der Archäologie an der Universität zu Berlin ward, waren in den nächsten Wochen Rath und Aufklärung gebende Führer in der römischen Kunstwelt alter und neuer Zeit. Neben diesen Landsleuten war ein gefälliger und nützlicher Cicerone der Abbate Puccini, einer der geistreichsten und feurigsten Männer, die Stolberg gesehen hatte, welcher, ein großer Kenner und lebhafter

Empfinder der dichterischen Schönheiten und der Kunst der Alten und Neuen, sein Feuer nicht mit Stoppeln, wie so viele seiner Landsleute, sondern mit wohlriechendem Cedernholz nährte. — In den wiederholt besuchten glänzenden Conversationen — den Zusammenkünften des Adels — hatte Stolberg besondere Gelegenheit, die Lebhaftigkeit der Italiener in ihrem vollen Lichte zu sehen. Nach ihrer Stimme, Geberde und Gesticulation zu urtheilen, würde man oft glauben, daß sie von den wichtigsten Dingen sprächen; man geht hinzu und begreift nicht, daß ein kleiner Gegenstand sie so beleben konnte. „Man muß jedoch“, sagt der beobachtende Reisende, „den Italienern die Gerechtigkeit widerfahren lassen, zu gestehen, daß sie nicht bloß wetterleuchtende Lebhaftigkeit, sondern auch im Allgemeinen viel mehr wahres Feuer haben, als man gewöhnlich bei andern Nationen findet. Und wenn, wie bei Vielen der Fall ist, das Wahre und Schöne sie entflammt, so strömet ihre Rede wie ein Feuerstrom. Die stärksten und schönsten Ausdrücke drängen sich, Gleichnisse und Bilder steigen schnell nach einander empor, und oft verliert die schnelle Argumentation nichts von der bündigsten Richtigkeit.“ Stolberg fand einige Männer in seinem römischen Verkehr, welche neben dieser nationalen Lebhaftigkeit vielen Verstand und ausgebreitete Kenntnisse besaßen. „.... Du siehst“, schreibt er, „daß auch hier unter den Vornehmen sehr interessante Männer sind. Freilich sind es rari nantes in gurgite vasto. Die meisten Principi, Marchesi und Grafen sind hier unwissend, und haben den Hochmuth, welcher sich auf Unwissenheit wie auf einen nicht zu erschütternden Klotz lehnet; aber finden wir ihres Gleichen nicht auch bei uns? Ich weiß sehr wohl, daß in Deutschland eine gewisse Aufklärung ausgebreiteter sei als in Italien; aber würde sie es nicht noch mehr sein, wenn wir, da wir sonst mehr als irgend ein Volk geneigt sind, andern Völkern Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, auch unsere Vorurtheile gegen diese Nation aufgäben, Vorurtheile, deren viele auf unsern Wahn allein gegründet sind? [1]) Es bleiben genug Gegen-

[1]) Stolberg hat hier, wie an spätern Stellen, wohl vor Allem J. W. v. Archenholz und sein Werk: »England und Italien« im Sinne, welcher, Anglicismus affectirend, um sich gegen Italien in Opposition zu setzen, sich großentheils ganz rohen und unverschämten Verunglimpfungen Italiens hingab, die zu gereizt klingen,

stände des Tadels hier übrig, ernste Gegenstände eines gerechten Tadels, und mich seiner zu enthalten, erlaubt mir die Liebe zur Wahrheit nicht. Die Erziehung der vornehmen Töchter ist erbärmlich. Daher das häusliche Glück so selten, dieses häusliche Glück, welches ein Quell der Ruhe, der Freude, eine Schutzwehr gegen das Laster, und in unserm Vaterlande vielleicht einheimischer als in irgend einem Lande auf Erden geblieben ist. Mit inniger Rührung und Freude sage ich dem guten, alten Minnesänger Walter von der Vogelweide nach:

„Und das ist meiner Reisen Frucht,
Daß mir gefällt die deutsche Zucht!“

„So wie die häusliche Tugend durch die schlechte Erziehung der Weiber und mit ihr das Glück der vornehmern Stände leidet, verbreitet sich das Gift verderbter Sitten auch unter dem Volke, dessen Leidenschaften ohnedies wüthend sind. Das Volk von Rom ist mehr verwildert und verwahrloset, als ursprünglich von so böser Gemüthsart, wie einige uns wollen glauben machen. Wo das Clima die Leidenschaften entflammt, die Erziehung ihnen keine Richtung giebt, und die Polizei selten ihre Ausbrüche bestraft, da müssen sie höher und verderblicher auflodern, als in andern Ländern. Es ist fürchterlich zu hören, daß in Rom, dessen jetzige Bevölkerung auf 168 tausend Menschen geschätzt wird, jährlich ohngefähr 500 Menschen ermordet werden. ..... Die Rache, diese dem, der sie nicht in seinem Herzen findet, unbegreifliche, diese verabscheuungswürdigste der Leidenschaften, schien den Alten oft eine Tugend, und wüthet noch in den Herzen vieler Südländer. Beim Moraspiel, welches das Gesetz umsonst strenge verboten hat, erzürnen sich die Römer leicht, und wenn sie ihre Wuth aufschieben müssen, üben sie späte Rache. Die Eifersucht treibt viele zum Morde an, viele die eingebildete Pflicht, ihres Weibes, ihrer

---

um sie ganz für Unwissenheit und Verblendung zu halten. Der Bibliothekar Jagemann, ein gründlicher Kenner dieses Landes, ließ in das deutsche Museum 1786 seine »Ehrenrettung Italiens gegen Archenholz« einrücken, worin er dessen allgemeine Beschuldigungen gegen dieses Land und dessen Einwohner siegreich widerlegte. Stolbergs Tadel wird immer vom moralischen Ernst eingegeben und ist nicht von witzelndem Spotte begleitet, der wohl bei thörichten, nicht aber bei moralischen Verirrungen einer Nationalität eine Stätte finden mag.

Tochter, ihrer Schwester Schmach am Verführer rächen zu müssen. Mißverstandene Begriffe der katholischen Religion, in welcher sie sehr schlecht unterrichtet sind, verleiten sie, sich durch Ausübungen leichter Pflichten und durch aufgelegte Büßungen zu beruhigen, wenn sie auch mit Blutschuld beladen sind." — Man sieht in dem letzten Satze der angezogenen Stelle, daß dem Grafen Stolberg die Hauptquelle des sittlichen Verderbens der römischen Bevölkerung nicht unbekannt geblieben war; man sieht den Tadel ausgesprochen, daß die Geistlichen den Laien den Weg des Himmelreichs zu breit und zu leicht machen. Was frommt der kirchliche Gottesdienst? was der auch in den schönsten Kunstformen die heilige Lehre einschließende Cultus? wie ist die sacramentalische Wirksamkeit der Gnadenmittel gesichert, wenn nicht die Erkenntniß der Lehre Christi jenem gottesdienstlichen Cultus vorausgegangen ist und zur Seite geht? Mögen neben dem Haufen unnützer Gaffer, Horcher und Thuer Manche sich erbaut fühlen, aber diese Erbauung hat das Schicksal mancher geistlichen Reden, welche nicht das heilige Wort vertreten und den überzeugenden Gedanken, sondern nur hinweisen auf die glänzende Gabe des Schönredners; jene ist die Geburt einer bald verfliegenden Stimmung, welche sich nicht dem Geiste verinwendigt und nichts enthält, was eine harmonische Stimmung des handelnden Lebens hervorrufen könnte. Groß ist die Zahl der Welt- und Ordenspriester in Rom, aber gering der Eifer für die heiligste ihrer Amtspflichten, für die erziehende Zucht der Jugend durch Unterricht und christliche Belehrung, hier bei den Gräbern der ersten Verkündiger der Lehre des Evangeliums, bei den Gräbern der Apostel Petrus und Paulus, neben dem Stuhle des ersten Bischofs der katholischen Christenheit, welcher als Nachfolger des Apostels Petrus berufen ist, Wächter zu sein über die Einheit und Reinheit des von der apostolischen Zeit ab überkommenen Glaubens der Kirche [1]). — So

[1]) Wie reich die römischen frommen Stiftungen für christliche Erziehungs- und Unterrichtsanstalten sind, hat Gaume mit großem Fleiße nachgewiesen; aber hier sind noch wichtiger und entscheidender der Geist, in welchem die gute Absicht der Stifter zur Ausführung gebracht wird, und die zu Tage kommenden Früchte. Welche segensreiche Aussaat schon im 17. Jahrhundert in und um Rom und zwischen Rom und Neapel, nicht von lauen Miethlingen, wohl aber von gottbegeisterten Männern bestellt werden konnte, weisen die Früchte der Arbeiten der hierher vom

gerechten Tadel auch Stolberg nach mehreren Seiten hin über Sitte, Gesinnung und das Leben der Römer erhebt, so gesteht er doch, daß, wenn er sein Leben außer dem deutschen Vaterlande zubringen sollte, und er dazu verdammt wäre, in einer großen Stadt zu leben, er vielleicht keine Stadt Rom vorziehen würde, weil nirgends wie hier die große Welt so frei sei von allem Zwange.

Den ersten Tag des Jahres 1792 besuchte Stolberg das Capitol und fand hier im eigentlichen Sitze der altrömischen Weltbeherrschung nichts als Spuren des hohen Alterthums. Den 2. und 3. Januar lebte er mit den neuen Römern [1]). „Heute Vormittag", schrieb er am 3. Januar, „hatte ich eine Audienz beim Pabste. Dieser Greis, welcher mit so feierlicher Würde seines Amtes pfleget, ist sehr angenehm und freundlich in der persönlichen Unterredung. — Ich fand ihn sitzend an seinem Arbeitstische, er ließ mich gleich neben sich sitzen und sprach mit Lebhaftigkeit und Verstand über verschiedene Gegenstände. Pius der Sechste arbeitet selber im Cabinette, stehet im Winter immer bei Licht auf und entscheidet die wichtigen Angelegenheiten des päbstlichen Stuhles mit Kenntniß der Sache und mit Festigkeit des Willens.

„Mit vieler Klugheit hat er die Streitigkeit mit dem Könige von Neapel beigelegt, seine Rechte ruhen, er hat ihnen nicht entsagt. Mit so vieler Weisheit als Würde beträgt er sich in Absicht auf die französischen Angelegenheiten und entgeht allen Schlingen, welche die Nationalversammlung ihm öffentlich und heimlich legt, um ihn zu einem Schritte zu verleiten, welcher ihren raubsüchtigen Absichten einen Schein des Rechts geben könnte."

Die Stellung und Haltung des Papstes gegen die constituirende und gesetzgebende französische Nationalversammlung mußte die Achtung Stolbergs für den Greis erhöhen, dem seines hohen Amtes Pflichten Wege des Handelns vorzeichneten, welche, wenn sie auch zunächst dem Grafen Stolberg zur Seite liegende practische Ziele hatten, doch in ihren all-

---

heiligen Vincentius von Paula entsandten Missionspriester nach. — Stolbergs Leben des heiligen Vincentius von Paula, S. 196 fgg. Vergl. Reumont's römische Briefe II, Brief 25.

[1]) S. W. VII, 142 fg.

gemein menschlichen, politischen — und wir können hinzufügen christlichen Ausgangs- und Endpuncten den Ueberzeugungen und Wünschen desselben völlig entsprachen. Am 11. Januar schrieb er an einen lebhaften Fürsprecher der französischen Revolution, an seinen Freund v. Halem: „..... Ihre Gallier, oder, wie andere sie gern nennen, Westfranken, sind und bleiben mir Franzosen. Rühmen Sie mir nicht die Ruhe eines Volkes, über dessen Himmel sich schwarze Wetter, langsam, desto furchtbarer, zusammenziehen. Der Bankerott, wiewohl man die letzte Ressource erschöpft hat, scheint unvermeidlich. Assignate zu einem Livre! — Wenn aber auch das Land zu blühen schiene, so würde ich doch nie einer Verfassung trauen, deren Legislatoren Religion und Sitten mit Füßen treten. Und ist es nicht sonderbar, daß bei dieser Gährung zwar einige wohlredende Leute, aber noch kein Mann aufgestanden, dessen Geist oder Character Ehrfurcht gebieten könnte? Wie verstummen die Zeisige ihres Parnasses! Wie schallt doch so kein Laut herüber aus den verlassenen Hallen ihrer Philosophie! Ein Fauchet, Abschaum der Menschen, wird als Legislator gehört! — Nein, Lieber, ich werde nie glauben, daß die Pyramide auf der Spitze stehen könne. Geschichte, Philosophie und Nachdenken haben mich gelehrt, daß nur verständige und tugendhafte Völker Freiheit behalten konnten. Erringen ist schwerer als behalten. Freiheit muß auf Gesetzen ruhen, Gesetze auf Sitten, Sitten auf Religion. Wenn die Tiber von Abend gegen Morgen hinaufströmen wird, so werde ich auch an französische Freiheit glauben; aber zugleich möchte ich dann ganz Europa bitten, auf seiner Hut gegen einen Staat zu sein, der aus Atheisten bestände. Dieser Warnung wird es aber gegen das anarchische Land nicht bedürfen. — Ich appellire auf das künftige, auf das Ende, auf die Mitte dieses Jahres! Bis dahin halten Sie mich nur für einen ominösen Raben." — In demselben Briefe berichtet Stolberg über sein Leben in Rom: „Was habe ich nicht schon hier gesehen! Wie beleben sich unter den großen Trümmern Roms die Geschichtschreiber! Wie lebendig fliegen, gleich dem Phönix, hier die alten Dichter aus ihrer Asche empor! Virgil und Horaz, Catull, Ovid, Properz, der zart empfindende Tibull reden einem hier viel vernehmlicher und tönender, wenn man mit dem Klima, den Gegenden, dem Lokal überhaupt bekannt wird. Alle Vormittage irren wir, oder vielmehr werden wir von Hirt, einem sehr

alterthumskundigen Cicerone, geleitet, zwischen den Ruinen in und vor der Stadt, in die Museen, in die Gallerien. Da sind Meisterstücke der Kunst von so vielen Zeiten und Völkern. ..... Hic ver assiduum atque alienis mensibus aestas .....“

Stolberg fuhr fort, im Verlaufe des Monats Januar zwischen den Ruinen gesunkener Größe der Weltherrscher zu wandeln, und lernte kennen und genießen die Kunstwerke der alten und der christlichen Welt. In den Reisebriefen [1]) schreibt er: „Rom, diese alte Königin der Städte, versammelt in ihrem Schooße die Kunstwerke vieler Länder, vieler Jahrhunderte. Sie schmückt sich mit alten und neuen Arbeiten ihrer Söhne, mit Egyptens mystischen Obelisken und mit der Blüthe griechischer Kunst. Viele Jahrhunderte vor ihrer Gründung arbeitete für sie der Steinmetz am Nil, für sie bildeten, ehe man den Namen der jungen Stadt außer den Gränzen des kleinen Latiums kannte, die Künstler in Kleinasien, in Korinth, Sicyon und Athen. Aus dem Staube und der Asche, mit welcher Gothen und Vandalen sie bedeckt hatten, blühten, wie nach langem Winter, die verjüngten Künste gesellig auf, und scheinen seitdem, wie die Pflanzen Italiens, sich eines ewigen Frühlings zu erfreuen. Die aus unserm Vaterlande hierher verpflanzte Angelika windet junge nicht verduftende Blumen in den alten nie verblühenden Kranz der unsterblichen Rom.“ — Den Grafen Stolberg auf seiner Reise beim Zutritt zu den Werken der bildenden Kunst zu begleiten, um hier seine Empfindung und sein Urtheil über die Schwesterkünste der Poesie zu vernehmen, gebietet das Interesse an der ganzen Persönlichkeit des Reisenden, zu deren Würdigung auch von dieser Seite her ein Beitrag gewährt wird. Wir wissen, wie warm die Natur ihm am Herzen lag, und wie er als Dichter oft zu ihr hingezogen ward; hierdurch wird dieses Interesse bedeutend erhöht. Ist doch jede Kunst die durch den Geist des Menschen wiedergeborne Natur, indem der lebendige Organismus dieser, befreit von den störenden Zufälligkeiten und ihrem unwirksamen Zubehör und herausgehoben aus der Trübung der Elemente der Wirklichkeit, durch den Künstler der ähnlichen Organisation des menschlichen Geistes einverleibt wird, um durch eine zweite Schöpfung vergeistigt und verklärter

[1]) S. W. VII, 269.

zur Erscheinung gebracht zu werden. — Es liegt in dem verschiedenen Grade der Verwandtschaft der drei Hauptgattungen der Plastik — die Mimik und Orchestik kommen hier nicht in Betrachtung — zur Poesie und in der vorherrschenden Richtung des Geistes und in den Bedürfnissen des Herzens Stolbergs begründet, daß diejenige Kunst, welche nach der Poesie das geistige Gesammtleben der Welt am meisten zur Darstellung zu bringen vermag, daß die Malerei Stolberg mehr als die Sculptur, welche sich auf das Leben des natürlichen Organismus beschränkt, anzog, um desto mehr anzog, je reichhaltiger hier und tiefer die christliche Begeisterung von der Kunst verherrlicht ward, eine Verherrlichung, welche die dem Christenthum gewidmete Sculptur und Architectur in einer geringern Zahl der Denkmale und mit den von den Mitteln der Darstellung gebotenen Schranken vollzogen hatten. Stolberg war zu sehr mit den geistigen Schöpfungen des Alterthums befreundet und vertraut, als daß der Wandel in den hesperischen Gärten der antiken Kunstwelt ihm nicht erhöhten Freudegenuß sollte dargeboten haben; aber er wußte beide Welten, die antike und die moderne, zu unterscheiden; daher blieb ihm die Gefahr fern, welcher am Ende des fünfzehnten und im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts manche Kunstfreunde und ihre Gönner, selbst hohe Würdeträger der Kirche, erlagen, die, von dem verführerischen Glanze der Erscheinung geblendet, mit dem neuen Reichthum der Kunst der alten Welt ihr des Christenthums leeres Innere erfüllten. Der Reisende unterwirft zwei Bemerkungen der Prüfung des Reisenden, deren eine die Ausleger derselben, die andere diese Kunstwerke selbst betrifft, und von denen jene eben so gewiß Beifall als diese nicht einhelliges Urtheil finden wird [1]). „Viele Ursachen abgerechnet, welche die Ausleger der Alterthümer oft mißleiten, als z. B. Eitelkeit, Sucht der Neuheit, blindes Vertrauen in angenommene Meinungen gewisser Männer, oder die dieser Schwäche entgegengesetzte Thorheit der Paradoxenjagd, irren sie auch darum oft, weil sie glauben, daß jede Vorstellung der alten Kunst durch alte Schriftsteller müsse erklärt werden können. Sie vergessen, daß so viele alte Schriftsteller, ja ohne Vergleichung die größte Anzahl derselben, verloren gegangen. Statt so mancher schiefen Er-

[1]) S. W. VII, 309 fg.

klärung wäre das aufrichtige und bescheidene Bekenntniß der Unwissenheit unterrichtender für die zu Belehrenden und ehrenvoller für die Lehrer gewesen." — In Beziehung auf die Werke selbst glaubt er an den meisten Köpfen der alten Statuen, sowohl der Götter als der Menschen, einen gewissen Charakter von Härte und trüber Melancholie, welche an Zorn gränzt, ausgedrückt zu finden; selbst auf den Gesichtszügen der ewigen Götterjugend schwebe, wie eine schwarze Wolke, der Gedanke des Todes. Die Vorstellung der Vergänglichkeit des menschlichen Daseins habe auf die Phantasie des Künstlers gewirkt und diese aus dem Herzen durch den Arm und Meißel in den Marmor hineingewirkt. Zu einer solchen Annahme geben Stellen aus der redenden Kunst der Griechen, die Transscendenz des Plato, einzelne Ahndungen einer eingebüßten Heimath und der Ausdruck der Sehnsucht zu ihrer Wiedergewinnung, wie diese beim Pindar und Sophokles gleichsam mit göttlichen Strahlen durch die Nacht des Heidenthums wetterleuchtend dahinfuhren, einen bestätigenden Beitrag. Spätere Jahre haben Stolbergs Urtheil über die griechische Kunst nicht umgestimmt, sondern dasselbe vielmehr bekräftigt. Er schreibt im Jahre 1808 [1]): „Hoch getriebene, von einigen feinern Seelen verfeinte Sinnlichkeit und üppige Phantasie gab dem Meißel des Bildners und dem Pinsel des Malers einen hinreißenden Zauber; man würde aber diesen Meisterwerken und eben so auch vielen geistvollen Schriften der Alten nicht Gerechtigkeit widerfahren lassen, wenn man ein höheres Princip dunkler Ahndung und Sehnsucht nach dem ewigen und göttlichen in den edelsten Werken des heidnischen Alterthums verkennte. Die Ursage der wichtigsten Wahrheiten war nicht ganz verschollen; wir finden herrliche Spuren von ihnen bei Homer, Pindar und Sophokles, bei den sokratischen Jüngern und in verschiedenen Meisterwerken der Kunst.

„Bei den erhabensten Kunstwerken der Griechen finden wir aber oft einen unverkennbaren Charakter stiller, ernster, tiefer Melancholie, untheilnehmenden, verschlossenen Sinns, nicht nur in den Zügen der abgebildeten Menschen, wo er, je edler deren Natur, beim Mangel sichrer Hoffnung desto natürlicher war, sondern auch in den Zügen der

---

[1]) Geschichte der Religion Jesu Christi III, 565 fg.

ewigen, immer „seeligen Götter". Ich berufe mich kühn auf alle, welche die schönsten Ueberbleibsel der alten Kunst gesehen haben.

„Die Zauber der Kunst gingen so aus dem Innersten des Künstlers hervor, daher selbst in Abbildungen der Unsterblichen, wo in jedem Muskel des ganzen Leibes kräftiges Leben sich zu regen scheint, dennoch eine Wolke geahndeter Vergänglichkeit auf der Götterstirn! ....." Auf eine übereinstimmende Weise urtheilt einer der feinsten und geistreichsten Kunstkenner der neuesten Zeit über die größten Werke der griechischen bildenden Kunst, Schnaase, dessen Urtheil hier zuzufügen wir uns nicht enthalten mögen [1]). „..... Die Ahnung des flüchtigen, einer höhern Macht unterworfenen Daseins war auch den edlen Griechen stets gegenwärtig, wie ein dunkler Schatten lag sie auf der Heiterkeit des Lebens. ..... Auch in der bildenden Kunst ist dieses schmerzliche Gefühl dem feinern Auge sichtbar. An den frühern Werken erscheint es in der starren, strengen Ruhe der Resignation, an den spätern, selbst bei solchen Gestalten, in denen nur Genuß und Kraft zu leben scheinen, weht es uns aus den stillen, schönen Zügen wie ein Hauch der Klage an, wie leise Wehmuth oder gebändigte Leidenschaft. Wohl stehen diese Götter in seliger Ruhe da, mit dem Gefühle voller Befriedigung und Bedürfnißlosigkeit; aber wir fühlen einen Anklang der Sehnsucht, der auch uns mitten in diesem Vollgenusse des Lebens befällt, der Sehnsucht nach etwas Höherem. Und grade dieser Zug geheimer Klage gewährt diesen Werken eine höhere Weihe, ohne welche ihre anmuthigen Formen blos den Character schmeichlerischer Sinnlichkeit tragen würden; es lebt darin eine tiefere Frömmigkeit als in den Mythen jener Götterwelt, ein sehnsüchtiges Aufblicken aus dieser schönen, aber vergänglichen Welt zu einem höhern Dasein, eine Ahnung, daß ihrem reichbegabten Leben noch eine höhere Weihe fehle. ....." — Mit diesen Ansichten ist das von Andern ausgesprochene höchste Kunstgesetz der Griechen nicht vereinbar. In der bildenden Kunst der Griechen, heißt es bei diesen, herrscht die volle Selbstgenüge mit der heitern Gegenwart und ein durch die bewußte Einheit und harmonische Wirksamkeit aller Kräfte erhöhtes Lebensgefühl. — Stolbergs allgemeine

---

[1]) Geschichte der bildenden Künste II, 354. Ueber die religiöse und moralische Bedeutung jedes wahrhaften Kunstwerkes I, 24 fgg.

Urtheile über die Kunst, namentlich über die Malerei, sind nicht von dem Anspruch auf genauere Kennerschaft derselben umwunden, wir sollen in jenen mehr den Menschen und den empfindenden Dichter als den mit der Kunsttechnik vertrauten Beurtheiler sehen. Nach dem Besuche der Düsseldorfer Bildergallerie erklärt er[1]: „Ich bin kein Kenner, und kann nicht bei einem Gemälde mit dem Auge verweilen, wenn es meiner Empfindung nichts sagt. Die täuschendste Nachahmung desjenigen, was keine lebendige Darstellung verdiente, läßt mich beim Gemälde und in der Poesie kalt, so sehr ich auch das Talent bewundere, oder vielmehr so sehr ich mich über das Talent verwundre. Auch scheint mir eine solche Nachahmung nur von Talent, nicht von Genie zu zeugen.“ Und später bei der Beurtheilung der venetianischen Schule[2]) heißt es wiederum: „Ich bin kein Kenner, und wem die Kunst Hauptsache ist, der wird meine Stimme für nichts gelten lassen.“ Er erwähnt[3]) die Gefahren, welche Uebung des Scharfsinns beim Errathen der allegorischen Vorstellungen der Empfindung bringe, und fährt dann fort: „Ansprüche auf Gelehrsamkeit und Kennerei ersticken mehr als irgend etwas die reine Empfindung, welche Dichter und Künstler hervorbringen wollen. Das eitle Geschwätz solcher, welche bei Betrachtung der schönsten Kunstwerke die Aufmerksamkeit auf sich selbst, auf ihre Kenntnisse, oder auf die eingeheizte Flamme ihres nicht natürlichen Gefühls lenken wollten, hat mich mehr als irgend etwas in meiner Empfindung gestört. Ich sehe lieber einen Mylord, der mit seiner kalten Lady ungerührt vor einem Rafael vorbeigeht, als den französischen Abbé, der, eben so wenig empfindend, als jener, die Rolle des entzückten Dilettanten oder des scharfsinnigen Kenners spielt, oder als jene Dame, welche sich erst zeigen läßt, was im Rafael schön sei, es in die Schreibtafel einträgt, und den Augenblick nachher das fremde Urtheil, die fremde Empfindung, diese Findlinge, als Kinder ihres Geistes und Herzens der Gesellschaft vorzeigt. Alle diese sind lächerlich. Aber ärgerlich und ekelhaft ist mir jenes Weib, welches den eitlen Ansprüchen der Dilettantelei die Schaamhaftigkeit aufopfert, und

---

[1]) S. W. VI, 9.

[2]) S. W. IX, 448.

[3]) S. W. VII, 283.

vor dem nackten Apollon in gelehrte Entzückung geräth, bei den weiblichen Reizen einer Venus oder einer Danae mit Männern verweilt und, des Erröthens ihres dienstbaren Mannes nicht achtend, mit geübtem Finger den muskulösen Schenkel des Herkules betastet." — Mit anspruchloser Bescheidenheit bietet der Reisende die Mittheilung seiner Empfindung dar [1]): „Ich wandle in den Gärten hesperischer Kunst, deren Pflanzer Rafael, Correggio, Titiano, Caracci, Guido, Michel Angelo und so viele große Männer waren. Siehe meine dürftigen Erwähnungen ihrer Meisterstücke als Blumen an, die ich in Paradiesen pflückte, aber als Blumen, die, vom Stengel gerissen, dahin welken in meiner Hand." — So anhängig Stolberg dem Genusse der Kunstgemälde war und nicht dem einseitigen Geschmacke des großen Winckelmann huldigte, welcher die Naturmalerei, selbst den Genuß der schönen und erhabenen Naturerscheinungen, gering schätzte und der gothischen Baukunst Feind war, so galt ihm der freien Natur Genuß als ein höherer und dauernder. „Wenn man", schreibt er nach dem Besuche der Bildersäle in Genua [2]), „ermüdet von den vielen Gemälden, deren Wirkung durch zu schnelle Uebersicht sich selber zerstört, nach Luft und Freiheit zu lechzen anfängt, so ist ein Blick auf die große Natur wahre Stärkung. — Sie ermüdet uns nie; von den Werken der Kunst kehrt man, wie ein Kind von Puppen, zu den Armen und in den Schooß der allmilden Mutter zurück." — Beim Besuche der so schönen als großen Sammlung in der Villa des Prinzen Borghese erregte eine schöne Vase, auf welcher Ariadne auf der Leier dem Bacchus, tanzenden Faunen und Bacchantinnen vorspielt, Stolbergs besondere Aufmerksamkeit [3]). „Die trunkene Begeisterung einer Bacchantin ist in der Stellung des ganzen Leibes, im rückwärts gebogenen Kopf, im schwellenden Halse, in den fliegenden Haaren, vortrefflich ausgedrückt. Der alte Silen wird von Faunen fortgeschleppt. Nicht nur dieser passive Zustand, auch eine Handlung, welche des getrunkenen Weines Uebermaaß noch sinnlicher anzeigt, verräth den alten Schwelger." Dann geht er zu Lessing über, um in ähnlicher Weise, wie Herder

---

[1]) S. W. VII, 39.

[2]) S. W. VI, 364.

[3]) S. W. VII, 249 fg.

in den kritischen Wäldern, die im Anfange seines Laokoon für das Gebiet der griechischen Kunst gezogenen Schranken zu erweitern, Schranken, welche Lessing später in der Schnur seiner im Laokoon aneinander gereihten Abhandlungen — Abhandlung XXIV — selbst wieder in's Weitere zog, und behauptet: „Hätte dieser mehr Werke der alten Kunst gesehen, so würde er nie behauptet haben, daß die Griechen nur das Schöne dargestellt hätten. Zwar kann auch vielleicht eine Furie ihre schreckliche Schönheit haben, so wie auch Grazien vielleicht sich mit Furchtbarkeit rüsten können. Sie hatten auch fürchterliche Grazien, ein großer Gedanke! Aber manche ihrer Furien sind mit scheußlicher Schrecklichkeit gerüstet. Solche Furien, der trunkne Silen in einer ekelhaften Handlung, einer Handlung, welche in der Natur vorübergehend ist, und durch die Vorstellung in Marmor Dauer erhält, der Marsyas, wenn er geschunden wird, und andre Bilder dieser Art beweisen, daß die Alten, wiewohl selten, doch auch manchesmal das Widrige scheußlich darstellten." — Hatte Lessing die Furien aus der künstlerischen Welt der Griechen, welche Stolberg ihr erhalten wollte, verbannt, um seine Ansicht über den nicht schreienden Laokoon, um sein Schönheitsprincip, welches ihn in seinem Laokoon zuerst von dem strengen Natürlichkeitsprincip zum Idealen der Kunst erhob, und seine Theorie des Unterschiedes der bildenden und redenden Kunst zu begründen: so war es Stolberg hier sehr nahe gelegt, den einige Tage später stattfindenden Besuch der Laokoons-Gruppe im Belvedere des Vaticans mit dem aus der Borghesischen Villa mitgebrachten Urtheil in eine nähere Verbindung zu bringen. Ueber das, was Winckelmanns Laokoon schied von dem des Lessing und die Poesie von der Malerei, eingehende Urtheile von dem Reisenden zu vernehmen, wäre gewiß von hohem Interesse gewesen. „Altgriechisch, wie irgend ein Werk des bildenden Genius, ist der Laokoon", urtheilt er. ..... „Welcher Genius konnte dem Agesandros die Stellung zeigen, in der er den Laokoon darstellt? Nur tödtlicher Schmerz, nur das Ringen mit dem Tode, nur der Anblick seiner Söhne, deren einer in dem Augenblick von der Schlange, die sich um ihn windet, gebissen wird, konnte die krampfhafte Verzuckung hervorbringen, deren vollkommene Harmonie, von dem sträubenden Haar an bis zu des Fußes schwellenden Adern, von der Wahrheit der Darstellung überzeugt. Treue Nachahmung einer der

Imagination vorschwebenden Natur, so wahr vorschwebenden, daß jedes Auge sieht, jeder Mund bekennt: Ja, so müßte Laokoon ausgesehen, so mit dem Tode gerungen haben! so müßten, im Momente der letzten ohnmächtigen und gewaltigen Anstrengung, sich noch Züge empfundner Vaterliebe durch die Hülle des fürchterlichsten Schmerzes zeigen: das war Agesandros' Zweck, diesen erreichte er. Diese Palme errangen Agesandros und seine Söhne" [1]). — Ob hier im Kunstwerk des Agesandros ein Originalwerk sich darbiete, oder die gelungene Copie eines vortrefflichern Originals, das etwa, wie einige Kunstkritiker in der neuern Zeit anzunehmen geneigt waren, dem Athener Skopas, dem Zeitgenossen und Nebenbuhler des Praxiteles, angehöre, dem auch der in Wien befindliche Marmorkopf des Laokoon zuzusprechen sei, dessen Ausdruck noch wahrer, wie dessen technische Ausarbeitung freier, edler und großartiger erscheint, dieses ist bei dem unbedingten Werthe des in Rede stehenden Gegenstandes für die Beurtheilung von unerheblicher Bedeutung.

Hatte Stolberg jener — Seite 249 — das künstlerische Dasein der Furien gegen Lessing behauptenden Stelle seinen allgemeinen Gesichtspunct für die Anforderung an ein Kunstwerk hinzugefügt, dem gemäß „das unverbrüchliche Hauptgesetz der Kunst für die Vorzeit und Gegenwart sei, nach der festesten Ergreifung der Wahrheit mit Inbegriff der poetischen Wahrheit zu streben", so würde selbst die durch den zweiten Theil des Satzes erweiterte Begränzung des Begriffes trotz der einbiegenden Zustimmung Lessings Schönheitsbegriff überhaupt und namentlich in seiner Anwendung auf die Laokoons-Gruppe nicht befriedigt haben. Hatte Winckelmann das allgemeine vorzügliche Kennzeichen der griechischen Meisterstücke in der Malerei und Bildhauerkunst in eine edle Einfalt und stille Größe, sowohl in der Stellung als im Ausdrucke, gesetzt, so wollte Lessing festsetzen, daß bei den Alten die Schönheit das höchste Gesetz der bildenden Künste gewesen sei. Gegen Lessings Versuch, in der Beschreibung und Zergliederung des genannten Bildwerks seine Theorie von dem Schönheitsprincip der antiken Kunst darzulegen, hat Ans. Feuerbach im „Vatikanischen Apollo", einem Werke, welches sich der Lessingschen Arbeit würdig zur Seite

[1]) S. W. VII, 286.

stellt, mit siegreichen Gründen nachgewiesen, daß, wie überhaupt Leben, Handlung und Bewegung immer entschiedener den Charakter der griechischen Kunst bei der Entfaltung ihrer nationalen Eigenthümlichkeit ausgemacht hatten, so auch an der Laokoons-Gruppe nicht so sehr die schöne Form, als vielmehr der charakteristische Ausdruck und die lebendige Wahrheit das höchste Kunstgesetz der Griechen bekunden und das Kunstgefühl in Anspruch nehmen.

Stolberg fuhr fort, die Tage seines Aufenthalts in Rom vorzüglich der Betrachtung der Kunstwerke zu widmen. Mit dem fortschreitenden ästhetischen Genuß mehrte sich auch die Einsicht in das Wesen der Kunst, und er mochte bedauern, daß der vorhergegangene Aufenthalt in Florenz nur geringe Ausbeute in dieser Hinsicht gewährt hatte. Hier hatte er die berühmte Gallerie unter seiner Erwartung und, gewöhnt an den kraft- und lebensvollen Ausdruck der Bolognesischen Meister, die Arbeiten der Florentinischen Schule matt und leblos gefunden. Aber die bedeutendsten Gemälde aus dieser Schule hat er nicht gesehen, wenigstens nicht gewürdigt. Des Giotto, der die Kunst aus sich selbst geschaffen und deswegen mit Recht der Zögling der Natur genannt wurde und dessen innere Welt um so rein geistiger hervortritt, je weiter der sinnliche Theil der Kunst nachsteht, dessen geschieht keine Erwähnung, keine Erwähnung des spätern Angelico da Fisole, des durch Demuth, Frömmigkeit und Unschuld verehrungswürdigen Dominicaners, welcher an malerischer Ausbildung Giotto weit übertrifft und seine Kunst nannte sein Umgehen mit dem Heilande [1]).

Stolberg war während der Tage seines Aufenthalts in Florenz unwohl und muthlos, daher ihm der Blick für das Kunstschöne getrübt und beengt, die Sehkraft der Seele gelähmt, welche, wenn sie auch nicht allenthalben von kunstgerechten Maximen geleitet wurde, immer ein richtiges Gefühl und einen fein gebildeten Geschmack bewährte. Das allgemein wegwerfende Urtheil Niebuhrs über Stolbergs Kunsturtheile in Italien hat viel mehr seine Quelle in der Befangenheit des Beurtheilers als im Unvermögen des Beurtheilten. In den Jahren seines römischen Aufenthalts lag auf dem großen Manne zu

---

[1]) Vergl. Quandts Streifereien im Gebiete der Kunst III, 120 fgg. Staudemeiers »Geist des Christenthums« I, 296 fgg.

Vieles und zu Weniges, um in heiterer Harmonie seiner gesammten Wirksamkeit eine für die Kunstanschauung und Kunstbeurtheilung glückliche Stimmung zu gewinnen. Daher sind seine sonst so belehrenden Briefe aus Rom fast leere Blätter für die Kunst und Kunstgeschichte, wie es die früheren Circularbriefe aus Holland gewiß nicht waren; daher auch wohl die einseitige, übertriebene Härte, mit welcher er auf diesem Gebiete selbst über seine Freunde Gericht hält, wie über Goethe, so auch über Stolberg. — Als dieser zum ersten Male die Gemälde Rafaels im Vatican gesehen hatte, sowohl diejenigen, welche al fresco in einem offenen Hallengang gemalt sind, als die größern Gemälde dieses unsterblichen Mannes in den Zimmern des Vaticans, ward er von dem ersten Eindrucke des Ganzen so überwältigt, daß er von der stummen Poesie der Malerei, wenn auch nicht zur redenden Malerei im Sinne des spitzfindelnden Griechen Simonides, doch dahin gerissen ward, im lyrischen Schwunge der Dichtung den Genius des Musenlieblings zu feiern [1]).

Der dritte Besuch der Rafaelischen Stanzen des Vaticans geschah in der Begleitung des geistvollen Puccini, welcher den Rafael vielleicht mehr als je ein Maler sich verinnert hatte. „Welche Schönheiten, welche Gedanken hat er mir in diesen Wundern des Pinsels gezeigt! welche Tiefen in diesem Ocean des Schönen! Kein Maler hatte wohl je den Reichthum und zugleich die weise Sparsamkeit wie Rafael. In der Natur ist die lebendigste Fülle, und nichts ist umsonst. So in Rafaels Gemälden. Je länger man sie sieht, desto mehr entdeckt man. Jedes ist ein Gedicht! O ihr Dichter, hütet euch, zu sehr Maler sein zu wollen! Lernet die Würde der Poesie! Rafael, welcher alle Maler so weit hinter sich zurückläßt, war so groß, so unerreichbar groß, weil er in seinen Gemälden Philosoph und Dichter war. Ich zweifle, daß er Einen Vers gemacht habe, aber gedichtet haben wenig Dichter wie er“ [2]). — Michel Angelo hatte Stolberg bereits als Bildhauer und Architekt bewundern gelernt, als die Sixtinische Capelle des Vaticans, in der seine größten Werke sind, ihm den Zauber und die

---

[1]) S. W. VII, 217 fgg.

[2]) S. W. VII, 257—258. Vergl. 242 fg.

Wunder des großen Malers zeigte. Der Beurtheilung folgte hier [1]) der lyrische Erguß, in welchem er den wegen seiner frühern Vernachlässigung zürnenden Genius des Michel Angelo zu besänftigen sucht. — Der ästhetische Eindruck, welchen Stolberg beim Besuche der Werke der hervorragenden Künstler empfing, ist nicht so sehr für die Würdigung des Gegenstandes von Bedeutung, als vielmehr die hinzugefügten allgemeinen Urtheile für die Gesammtcharakteristik des Beurtheilers von besonderm Werthe sind. Bei der Beurtheilung eines Gemäldes von Dominichino, in welchem ein Heiliger vorgestellt wird, der einen besessenen Knaben zu heilen im Begriffe ist [2]), heißt es am Ende: „Wiewohl auf allen andern Gesichtern die lebhaftesten Affecten ausgedrückt sind, herrschet in allen die weise Mäßigung des großen Malers. Der Stärke seines Pinsels sich immer bewußt, sicher, die reine Wahrheit zu treffen, bleibt Dominichino ruhig wie der Heilige. Nirgends die mindeste Uebertreibung. Nirgends von wilder Stellung entlehntes Leben, überall sanfte Lebenswärme der Natur und charakteristische Darstellung. Nur einem Besessenen giebt ein solcher Maler Stellungen, wie sie viele der neuern, vorzüglich die französischen Maler, dem Affect geben. Uebertreibung ist die Larve der Schwäche, im Künstler wie im Mann.“ — Die Schlacht von Salvator Rosa veranlaßte die Bestätigung dieser Grundansicht: „Fürchterliches Schlachtgetümmel ohne Verwirrung! So wilde Phantasie und doch so reine Ordnung; so viel Feuer und so viel Vollendung! Salvator Rosa arbeitete mit Begeisterung. Eines unbegeisterten Malers affectirte Wildheit, sein geheiztes Feuer sind unerträglicher als Mattigkeit und Kälte und sind unwahr. Die Begeisterung mißleitet nie, sie vergegenwärtigt dem Maler den Gegenstand und mit der Wahrheit der Natur stellt er dar. Aber diese Begeisterung ist nicht Ofengluth. Sie durchwärmet sanfter bald, bald feuriger, wie Sonnenschein, und erleuchtet zugleich. Dieses Schlachtgemälde ist voll Harmonie. Der Himmel ist, wie manchesmal von Gewittern, gelb; blaue lang hinschweifende Wolken fliegen umher, und Adler schweben, ihrer Beute harrend, über den Kämpfenden.“ — Die Land-

---

[1]) S. W. VII, 294 fgg.

[2]) S. W. IX, 360 und 362 fgg.

schaften von Gaspard Poussin rufen folgendes Urtheil hervor: „In manchen seiner Landschaften ist er unnatürlich hell, unnatürlich dunkel in andern. Offenbar affectirte er Manier, um Eignes zu haben. Ein trauriges Eigenthum, welches immer Armuth beweiset! Nicht nur sind die Franzosen fast nie ohne Manier; sie halten es für groß, eine Manier zu haben, so sehr auch solche bei ihnen oft Unmanier wird. Claude Lorrain, welcher frei von aller Manier war, muß nicht als eine Ausnahme angesehen werden. Als er lebte, war sein Vaterland noch keine Provinz von Frankreich. Er war ein Deutscher.“ — Schon in Genf hatte La Rive, der größte Schauspieler in Paris, welchen Stolberg die Rolle des Tancred spielen sah, ihm die Aeußerung über die französische Kunst und Litteratur überhaupt abgenöthigt[1]): „..... Nach französischer Art und Kunst ist er gewiß ein großer Spieler; aber Du weißt, wie mir französische Art und Kunst anekelt, wie entfernt von der Natur sie mir scheinet. — Unglückliches Volk, welches durch seine Philosophen, Dichter und Schauspieler nach Regeln kalter Verabredung immer von der Wahrheit abgeleitet ward! unter welchen selbst Racine's zart empfindende Seele so oft sich verstimmen ließ!“ —

Das von Stolberg beklagte Sinken der von Rafael auf den höchsten Gipfel der Kunst gebrachten römischen Schule führt ihn auf den Fehler der folgenden Kunstjünger dieser Schule, aus der viele Nachahmer, wenige Nacheiferer aufgestanden seien. „Nur in Correggio war das glühende Gefühl anch' io sono pittore in vollem Leben kräftig geblieben. Die Maler seiner Zeit blieben ängstlich auf dem Wege, den sie für den einzigen hielten, sie ahmten Rafael nach, da doch der Nachahmer gewiß einem großen Urbilde nie nahekommen kann, eben weil er Nachahmer ist. Das Genie hat Flügel, und nur das Genie. Wer einem Genius nahe kommt, der begegnet ihm, weil beide geflügelt sind. Was hilft es dem Fußgänger, daß er die Richtung nimmt, nach welcher der Geflügelte sich ihm entschwang?“ — Dagegen wird an der Schule zu Bologna die große Eigenschaft gerühmt und nachgewiesen, daß Jeder, der sich aus ihr zu einer gewissen Größe erhoben, freies Original geblieben sei, daß jene Schönheiten mannigfaltiger Art

[1]) S. W. VI, 297.

vereinige. Hier lesen wir u. A.[1]): „Niemals war vielleicht ein Pinsel kühner, als in der Hand dieses Hannibal Caracci; aber er war kühn, nicht keck, wie manche neuere, welche uns durch zwecklos wild hingeworfene Züge, durch halbe Vollendung dessen, was sie nicht vollenden konnten, wollen glauben machen, daß sie über Gesetze, welche die Natur selber giebt, sich hinaussetzen dürfen, weil sie solche zu erfüllen nicht vermögen. Mit sicherm Gefühl den Kreis des wahren Schönen finden, weder durch zaghafte Einbeugung, noch durch vermessene Ausschweifung die Harmonie der freien idealischen Rundung stören, das ist weise, das ist große, das ist wahre Kühnheit.

Merke sich das der Bescheidneren Tadler:
Keck ist der Käfer und kühn ist der Adler!

„Kühn war auch Guido Reni, vielleicht nicht so allwagend kühn wie Hannibal Caracci, aber unnachahmlich, lieblich und voll Grazie. Er bleibt bis zur Entzückung täuschend, selbst in seinen schwebenden Figuren, die wohl nie ein Maler mit so leichter Hand erhob.“ ... — Den Malern der venetianischen Schule räumt Stolberg später[2]) mit Einschränkung anerkennendes Lob ein: „Ich würde von vielen verketzert werden, wenn ich ihnen meine Meinung über die Maler der venetianischen Schule sagte. Titiano, Paul Veronese, Tintoretto, Bassano ꝛc. sind für die Kunst große Namen. Kein Maler hat wohl Titiano an täuschendem Leben des Colorits, an Weichheit des Fleisches erreicht. An Kunst hat gewiß die venetianische Schule großes Verdienst, und junge Maler werden immer noch mehr von ihr lernen können, je länger sie hier verweilen. Und selbst die Kunst in der Malerei ist von so flüchtiger, schwer zu erhaschender Natur, daß viele Kunst auch Talent, sie zu ergreifen, beweiset. Aber ich gestehe, daß die Gemälde dieser venetianischen Meister, welche ich schon an vielen Orten Italiens zerstreut gesehen, mich kalt gelassen hatten, auch wenn ich sie bewunderte. Ich hatte gefunden täuschende Darstellung des lebenähnlichen Fleisches, aber weder Guido's Lieblichkeit, noch die Laune der niederländischen Maler, noch der Caracci Kühnheit, noch die Stärke des Guercino.

---

[1]) S. W. VII, 36 fg.
[2]) S. W. IX, 447 fg., 461 fg.

Und selbst diese Maler aus der Bolognesischen Schule, wie tief scheinen sie mir zu stehen unter Correggio, Dominichino, Leonardo da Vinci, Michel Angelo, unter dem einzigen Rafael! — Die venetianischen Maler scheinen mir an Kunst den höchsten Grad erreichet und die höchste Stufe des Talents erstiegen zu haben, aber diesseits der Gränze des Genie's geblieben zu sein." .... —

Virtuosenlaune sagte dem Geschmacke Stolbergs nicht zu. „Verbunden mit dem liebenswürdigen Talent scheint sie manchen liebenswürdig. Ich liebe sie nicht. Sie scheint mir Disharmonie im Charakter zu beweisen. Rafael hatte weder Virtuosenlaune noch Virtuosenmiene. Ein Mann, wie Rafael, konnte sie nicht haben. Ohne reine, erhabene Harmonie des Charakters hätte Rafael nicht Rafael sein können. Oft rührt diese übermüthige Laune vom Selbstgefühl des Mannes her, der sich in seinem Werke spiegelt. Der erhabene Künstler, den Liebe zur Kunst mehr als Ehrgeiz entflammt, fühlt immer weniger, wie viel er that, als wie tief er unter seinem Ideal blieb." —

Gegen das Ende des ersten Aufenthalts und seiner Kunstwanderungen in und um Rom berichtet Stolberg: „Auf unserer Rückreise im Herbst werden wir uns vermuthlich nur kurze Zeit hier aufhalten und eine kleine Nachlese halten können. Ich meine indessen, daß wir das Sehenswürdigste in jeder Art nicht unbesehen ließen, und werde nie bereuen, von diesem manches oft gesehen und ihm Gegenstände aufgeopfert zu haben, die mich zwar auch, doch aber weniger interessirt hätten. Eher möchte ich vielleicht dereinst bereuen, so vieles gesehen und mich nicht in jeder Art auf das vollkommenste eingeschränkt zu haben, nicht nur, um um dieses desto öfter, sondern auch, um es mit reinerem Auge zu sehen. Das Zuviel schwächt immer den Eindruck. Der Genius des Erhabenen und vollkommen Schönen ist ein eifernder Geist und enthüllet sich demjenigen nur halb, der dem minder Schönen auch huldiget!"

In dieselbe Zeit fällt die von der Begeisterung für Freiheit und Menschenglück eingegebene Ode an den schon als Jüngling schwer geprüften Kronprinzen und seit 1784 Mitregenten von Dänemark, den nachherigen König Friedrich VI., dessen hochherziger Regierung als Staatsmann, wenn auch nur den Zeitraum zweier Jahre, angehört zu haben, Stolberg eine dauernd freudige Erinnerung geblieben war. Der Dichter sang in den ersten Strophen:

„Noch nie erscholl ein Name der Mächtigen
Zu meiner Leyer, Jüngling! ich weihte sie
Den Freunden nur und Gott, und süßem
Häuslichen Glück, und der Liebe Thränen,

Und Dir, Natur, im Hain und am Meergestad',
Und Dir, o Freiheit! Freiheit, Du Hochgefühl
Der reinen Seelen! Deinen Becher
Kränzt' ich mit Blumen des kühnen Liedes,

Und werd' ihn kränzen, weil eine Nerve mir
Noch zucket! werd' ihn kosten mit zitternder
Und blauer Lippe, wenn des Todes
Hand mir ihn reichet in hehrer Stunde.

Nun wind' ich junge Blumen im Kranze Dir,
O Jüngling, weil Du früh es nicht achtetest,
Zu herrschen über Sclaven, weil Du
Forschetest, hörtest, beschlossest, thatest!

Das Joch des Landmanns drückte Jahrhunderte;
Du brachst es! Hör' es, heiliger Schatte Du
Von meinem Vater, der das Beispiel
Diesseit der Eider und dann am Sund gab." .... [1])

Am 2. Februar, nach einem Aufenthalt von 5 Wochen und einigen Tagen, verließ Stolberg mit den Seinen Rom. Der Weg nach Neapel führte zunächst durch Gegenden, welche von ihnen schon von Rom aus waren besucht worden. Am folgenden Tage wurden sie gegen das Ende der Fahrt durch die Pomptinischen Sümpfe durch den Anblick von Terracina auf die angenehmste Art überrascht. „Hier fangen die Paradiese des südlichen Italiens an. Theils auf Felsen, theils an sie gelehnt und vom Meere gebadet, steht in die Länge gebaut, zwischen Pomeranzen- und Citronengärten, die einen Wald zu bilden scheinen, das feine Städtchen da, welches minder einer Stadt, als einer Reihe von Landhäusern ähnlich ist. Wer nur unsere Pomeranzenbäume kennt, der kann sich keinen Begriff von der Schönheit solcher machen, die, schwellend

[1]) S. W. II, 103 fgg.

von Lebenssaft und bedeckt mit goldnen Früchten, sich frei in befreundenden Lüften erheben. Zwischen ihnen stehen hie und da edle Palmbäume." .... Hier kaum angelangt, ergötzten sie sich wandelnd am Gestade des Meeres an seiner Herrlichkeit und an der Aussicht seiner Ufer und Inseln, wurden dann von einigen wohlerzogenen und freundlichen Franciscanermönchen eingeladen, die Sonne aus ihres Klosters Garten untergehen zu sehen. In dem Garten selbst sahen sie die Fülle der Gaben, welche die Natur in den Schooß dieses glücklichen Landes schüttet, sahen, wie der blüthenumkränzte Lenz und der obstreiche Herbst sich die Hand reichen; denn die freundlichen Horen schütten aus ihrem Füllhorn Blumen und Früchte zu jeder Jahreszeit, aber sie wollen, daß der Fleiß um ihre Gunst buhle, wiewohl sie nicht, wie unter kälterm Himmel, strengen Frohn verlangen. Einige Tage nach der Ankunft in Neapel berichtet Stolberg über den öffentlichen Zustand und über die Staatsverwaltung der beiden Königreiche, Neapels und Siciliens: „Beide Länder fangen an, sich zu erholen, doch bluten sie noch an den Wunden, welche die spanische Herrschaft ihnen schlug. Aber fruchtbarer als irgend ein Land in Europa, zum Handel gelegen wie wenige, von Himmel, Erde und Meer begünstiget, bedürfen sie nur einiger Zeit und weiser Ermunterung, welche ja nichts zu früh erzwingen, lieber begünstigen wolle, um die Blüthe des Wohlstandes zu erlangen, den die milde Natur ihnen bestimmt hat. Vor allen Dingen müßte der Tyrannei des hohen Adels gewehrt, der Mittelstand gehoben, die Handlung nicht gegängelt, sondern durch Freiheit belebt, der verwilderte, einfältige Landmann liebkosend humanisirt werden, um eine Nation zu heben, welche seit der Normannen Zeit gedrückt ward, eine Nation, die schnell an Begriff, von feuriger Empfindung und gewiß keiner bösen Gemüthsart ist." — Ueber die bekannte Lebensart des Neapolitaners äußert der Reisende: „In Speise und Trank ist der gemeine Neapolitaner — wie überhaupt alle Italiener — sehr mäßig; nur der Mangel oder die Theuerung des Gefrornen würde das Volk in Wuth setzen. Er entbehrt lieber aller Bequemlichkeit des Lebens, ehe er solche durch Arbeit erwirbt. Und das scheint mir sehr natürlich. Welche Bequemlichkeit ist in einem heißen Lande der Ruhe im Schatten vorzuziehen? Die bis zum Ekel wiederholte Verwunderung über die Trägheit dieses Volkes beweiset einen flüchtigen oder übel ge-

sinnten Beobachter. Daß die Folgen des Müßiggangs verderblich sind, ist gewiß sehr wahr. Daß aber der Mensch, welcher, einige erkünstelte Bequemlichkeiten des Lebens mehr zu haben, einige Stunden mehr arbeitet, demjenigen vorzuziehen sei, der die natürlichste aller Bequemlichkeiten, Ruhe in der Hitze, vorzieht, kann ich nicht einsehen.“ .... [1].

Wenn den Grafen Stolberg in Rom und seinen Umgebungen die Kunst und die historischen Denkmale der Größe der alten Weltstadt, weniger die Natur, beschäftigten, so mußte Neapel mit seinen Umgebungen vor Allem die Wunder der südlichen Natur ihrem Freunde eröffnen, wie diese schon vor Jahrtausenden hier die dichterische Brust ihrer Lieblinge bewegt hatte. Hier in der Nähe der holden, zur Muße gebornen Parthenope, wo Virgil jugendlich weilte, wohin des Mannes tiefe und zarte Empfindungen sich zurücksehnten, und wo dessen Grab, von immer noch grünendem Kranze von Volkssagen reichlich umwunden, über dem Eingange der Posilippenhöhle gezeigt ward, hier am Fuße des Posilippo und in dessen Nähe, wo die ganze Natur die lieblichste Freundlichkeit mit der höchsten Größe verbindet, wandelte Stolberg in den nächsten Tagen nach seiner Ankunft in Neapel am häufigsten. „Zu dem Zauber der Aussicht auf das Meer, seine Gestade und Inseln, einer Aussicht, die wirklich unaussprechlich schön ist, gesellet sich der rauschenden Wogen Gesang, die Milde der wohlthätigen Luft, die Heiterkeit des Himmels und die Fülle immer keimender, blühender, schwellender, reifender Fruchtbarkeit. Hier ist das Jahr wirklich rund, hier tanzen die freundlichen Horen mit verschlungenen Händen zur Melodie der Freude! Als Griechen dieses Land entdeckten, wurden sie bezaubert durch seine Schönheit, hierher versetzten sie die hesperischen bezauberten Gärten, hierher die blühenden elyseischen Gefilde. Homer läßt seine Sirenen hier singen, an italischer Küste zauberte seine Circe. Felsen und Strudel des Meeres erschienen vor den trunkenen

---

[1]) Wenn Stolberg in dem kurzen Umrisse der Geschichte der Stadt Neapel — VII, 343 — anführt, daß der Hohenstaufe Conradin mit Billigung des Papstes in Neapel enthauptet sei, so folgte er einem diesseit und jenseit der Alpen allgemein verbreiteten Irrthum. Fr. v. Raumer hat in der Geschichte der Hohenstaufen IV, 622 nachgewiesen, daß Clemens der Vierte Karls von Anjou Verfahren durchaus mißbilligt habe.

Augen des göttlichen Homer als lebende Ungeheuer; alles athmet Leben, hier, wo die Phantasie immer unterhalten, das Herz von der immer jungen Natur entflammt wird! Selbst der ernste, forschende Aristoteles spricht noch wie von einer neuen Welt von diesem lieblichen Lande, welches durch seine natürlichen Reize und trunkene Poesie für die Bewohner des alten Griechenlands lange Zeit ein Peru war, wie es sich das sechszehnte Jahrhundert dachte, ein bezaubertes Schlaraffenland.“ —

In Neapel besuchte Stolberg wiederholt den Landsmann Philipp Hackert, den trefflichen Landschaftsmaler aus der Uckermark, welchen der König ehrte und liebte. Stolberg fand den Maler mit den Seehäfen beider Königreiche beschäftigt. Sein Bruder Georg Hackert stach die Häfen, so wie der Bruder die Gemälde vollendet hatte, gleich in Kupfer. Auch lernte Stolberg den aus Hayna im Hessischen gebürtigen Heinrich Wilhelm Tischbein, den Director der Academie der Künste zu Neapel, kennen. An diesen einsichtsvollen Kunstkennern fand er freundliche Führer und Ausleger beim Besuche der an Kunstsachen reichen königlichen Sammlungen. In der folgenden Zeit des Aufenthalts wurden auch die entferntern Umgebungen der Hauptstadt besucht, welche, interessant durch die Geschichte, reizend als Gefilde der Poesie, interessanter noch und reizender durch die Natur sind [1]). Der Vesuvius mußte seinem uralten Rechte gemäß die besondere Aufmerksamkeit der Reisenden wiederholt in Anspruch nehmen. Seinen Gipfel zu besteigen, ließ der Steinregen des damals wieder zürnenden Berges nicht zu; daher erstiegen sie ihn bis zu einem großen Felsenstück, welches noch ein Drittel der ganzen Berghöhe vom Gipfel entfernt dalag, von einem der älteren Ausbrüche aus dem Krater hervorgeschleudert. Auf diesen Felsen setzten oder legten sie sich, sahen und hörten die fast unnachlassende Arbeit des Gewaltigen. Rings umgeben von den grausen Denkmalen der früheren Verwüstungen, welche die Annalen der Natur hier aufwiesen, war ihnen die Wahrnehmung ihrer gegenwärtigen That desto interessanter. „Von jedem Donner des Berges“, erzählt Stolberg u. A., „ward der Fels, auf welchem wir saßen, sehr fühlbar erschüttert. Der jedesmal folgende Aschendampf ward immer schwärzer, immer beladener

[1]) S. W. VII, 367 fgg. VIII, 14 fgg.

mit Steinen. Diese rollten, wenn sie wieder herunter gefallen, rasselnd wie Hagel an Fensterscheiben, über die Schlacken. Zwischen dem Donnern im Berge und dem Auffliegen der Steine hörten wir oft ein fürchterliches Sausen, wie von siedenden Wassern. Rothglühend rollten große Schlacken, nachdem sie hoch aufgeworfen, dann herunter gestürzt waren, weit hinab und kamen uns so nahe, daß mein Kammerdiener eine zwischen Steinen wie mit einer Zange faßte. Sie diente mir zum Kohlenbecken, denn der Wind wehete kalt und scharf. Sie war so glühend, daß Jacobi eine Tabakspfeife an ihr zündete, und als wir sie am Abend meiner Frau zeigten, war sie noch nicht abgeglühet, wiewohl sie nicht größer war als etwa eine achtpfündige Kanonenkugel. ....." — Stolberg unterläßt es nicht, allenthalben auf seiner Reise diesseit und jenseit der Alpen seine theilnehmende Aufmerksamkeit auch auf die Natur des Bodens, auf die Bewirthschaftung desselben, auf die Cerealien, auf Pflanzen und Blumen zu richten, und gewährt auf diesen Gebieten der Kenntnisse viel mehr Belehrung als die meisten Reisebeschreiber, welche auf ihrer Fahrt oder Wanderung die breiten Heerstraßen nicht verlassen, über sie hinwegeilen, um in den größeren Städten das bewegtere Leben der Menschen, ihr Schaffen und Treiben, wie es die Straße, der Markt und die Salons darbieten, zu erreichen, oder um aus dem Anblicke der Denkmale und Werke früherer Zeiten ihr Können und Wollen wahrzunehmen und zu genießen. Unser Reisender schließt den 74. Brief mit großer Bescheidenheit — seine Mittheilungen aus den verschiedensten Gegenden der Reise bezeugen dieselbe —: „Wie manches Blümchen möchte ich Dir nennen können! In diesem Garten Gottes bereue ich oft, die Botanik nicht zu wissen. Ich vergesse keine Blumenart, die ich einmal gesehen habe, keine Baumart. Die Kenntniß der Namen würde ich minder ungern entbehren, wenn diese Entbehrung mich nicht außer Stand setzte, Dir manche Freude mitzutheilen. Mittheilung, welcher Zauber ist in dir, da du sogar trockne Nomenclatur zu beleben weißt!"

Schon im August des vorigen Jahres [1]) gestand der Reisende: „Du weißt, daß ich kein Botanist bin, ich liebe aber die Pflanzen mit Leidenschaft, und es macht mir jedesmal große Freude, wenn ich neue

---

[1]) S. W. VI, 70.

Arten sehe, oder wenn ich diejenigen wild wachsend finde, welche wir in den nördlichen Provinzen Deutschlands sorgfältig pflegen müssen." — Zu den Genüssen, welche in dieser Zeit reichlich erweiterte Kenntniß und Kunst, noch viel reichlicher die Natur Stolberg darbot, gesellte sich im heimischen Schooße der Familie eine neue Freude. Am 2. April ward die Gräfin Sophie so leicht, wie der glückliche Vater schreibt, wie eine Neapolitanerin von der kleinen Sibylle entbunden. — Am 14. April bestieg Stolberg mit seinem Sohne und mit Nicolovius — Jacobi war um diese Zeit nach Rom gereist, um der kirchlichen Feier des Osterfestes zuzusehen — eine Felucke mit acht Seeleuten, um in den nächsten Tagen die am Eingange des Golfs von Neapel gelegene Inselgruppe zu besuchen. Procida nahm sie zuerst auf, wo die Bewohner die Führer der Gesellschaft heimlich und mit Ehrfurcht fragten, ob Stolberg ihr König sei, dann die größte und schönste dieser Inseln, Ischia, die ihnen schon von fern als der Mittelpunct dieser paradiesischen Gegenden erschien und welcher Inseln und Gestade, ringsum sie kränzend, huldigen zu wollen schienen. „Hier öffnete sich zwischen blühenden Bäumen der Anblick des Meeres, der Inseln und Gestade. Diese Inseln, diese Gestade, wo hinter Procida sich der Posilippo streckt, hinter diesem die theils niedrige Landzunge, welche mit dem hohen runden Misenusberge endet, geben eine Linienperspective, wie man sie selten findet. Und wer, es sei denn, daß er in Italien gewesen, wer kann sich die Wirkung der Luftperspective denken, welche diesem Lande eigen ist? Ein zarter, lichter Dunst schwebet über den Gegenständen, vorzüglich über dem Meer, seinen Inseln und Gestaden, einen Zauberschleier um sie werfend, der ihre Reize auf eine nicht zu beschreibende, nicht zu vergessende Art erhöhet. Dieser Zauberschleier verdient desto mehr so genannt zu werden, weil er alles verschönert und nichts verhüllet; ja er bringt die Gegenstände näher, er schmeichelt dem Auge mit sanften Abschattungen. Nirgends sah ich so weit in die Ferne, wie in diesem Lande, wo jeder Blick in die Nähe und in die Ferne so belohnt wird." — In dem Flecken Borgo d'Ischia lernte Stolberg auch an dem Sprachgebrauch der Bewohner dieser kleinen Insel den der Bewohner der Odysseeischen Ithaka verstehen. Zwischen jenem Flecken und Neapel ging täglich eine Postfelucke. Die Seefahrt dauerte oft 10 Stunden; wer sie scheute, reiste zu Lande von Neapel

bis Capo Miseno, ließ sich dort übersetzen nach der nahen Procida, durchging die Insel und ließ sich von ihr nach Ischia rudern. Diese Art zu reisen nannten die Ischiesen „zu Lande gehen". Bei seinem spätern und längeren Aufenthalt auf dieser Insel schickt Stolberg wiederholt Boten nach Neapel, die zu Lande gingen, d. h. über Procida und Cap Miseno [1]). — Von der Feluce aus, welche nach Capri zielte, wandten die Fahrenden noch manchen Blick auf das paradiesische, von einem wohlgebildeten, freundlichen und sehr lebhaften Völkchen bewohnte Ischia zurück. Stolberg hoffte hier nach seiner Rückkehr aus Sicilien längere Zeit zu weilen. Als die Fahrt zur größeren Hälfte zurückgelegt war, überraschte das Schiffsvolk die Gesellschaft mit dem unerwarteten Anblick der Delphine. Nach eingezogenen Rudern begann jenes zu pfeifen. Eine Menge von Delphinen kam herbei und hob sich in krummen Sprüngen aus den Wogen bis nahe an das Schiff. Auf Capri entzückte Stolberg die größte und schönste Meeresaussicht, welche er je gesehen hatte, da, wo in der Nähe der Capelle S. Maria und der Wohnung eines Einsiedlers die Trümmer vom Palaste des Tiberius gezeigt wurden, welcher diese Insel und diese Lage als die geeignetste Wohnstätte gefunden hatte, um von hier alle Instrumente der Herrschaft über eine halbe Welt zu handhaben, und der, wie Stolberg sagt, nicht ein Dümmling wie Claudius, nicht ein tolles Ungeheuer wie Caligula, Nero und Domitian, sondern ein planvoller Tyrann war, der die Tyrannei in ein System brachte, welches keiner seiner Nachfolger so rein erfaßte, wie er es ersonnen hatte. — „Die Leutlein der Insel sind lebhaft und gesticulirend wie die Ischiesen. Ein altes Weib ward von der frischen Gesichtsfarbe meines Sohnes und von seinen blonden Haaren bis zu einer Art von komischer Entzückung gerührt. Sie tanzte rund um ihn herum, hob die Arme in die Höhe und ahmte, da sie keine Castagnetten hatte, das Geklapper derselben mit schneller Bewegung und lautem Anschlagen der Zeigefinger und der Daumen nach. Dabei sang sie wie begeistert: Quanto è bello! sopra bello! sotto bello! tutto bello, bello! O quanto bello! — Von Capri aus landeten sie an das Städtchen Massa, von wo sie auf Mauleseln nach Sorrento ritten, gelegen in immer grünendem

[1]) Vergl. S. W. VIII, 138 fg.

Thale an einer Bucht des Meerbusens von Neapel, wo, wie verinselt durch seine Lage, ein Völkchen lebte im Ueberfluß von Allem, was das Herz erfreuen kann. Der Reisende schrieb: „Der Seidenbau nährt viele Menschen, und sowohl in Sorrento als in Capri sieht man oft die Weiber, auf den flachen Dächern oder in der Hausthüre sitzend, an kleinen Webestühlen seidene Bänder weben. Aus braunen, von der Sonne verbrannten Händen laufen rosenfarbene, glänzende Faden; von Söller zu Söller schwatzen sie mit einander über die Gasse weg, oder mit Männern, die unten stehen, und das flinke Zünglein wetteifert mit dem hin- und hergeworfenen Webschiffchen ..... Mit vaterländischem Stolze zeigen Sorrento's Bürger das Haus, in welchem der unsterbliche Dichter Tasso geboren ward." — Wie Ischia's, so hoffte Stolberg auch Sorrento's Besuch künftig wieder zu erneuen. Diese kleine Reise von fünf Tagen steigerte die Erwartung von der bevorstehenden größeren nach Puglien — Apulien —, Calabrien und Sicilien. Den 27. April schied Stolberg von seiner Gattin und seinen beiden Kindern in Neapel [1]). Stolbergs, Nicolovius' und Jacobi's Reisegefährten waren auch jetzt die classischen Schriftsteller der Alten, wie bisher auf dem classischen Boden, um das Verständniß der Gegenwart durch die Zeugen des Alterthums und um dieses und seine Schriftsteller durch den Text der Gegenwart zu erhellen. Stolbergs Vertrautheit mit der classischen Litteratur, vorzüglich mit den Dichtern, welche er zum großen Theile auswendig wußte, erhöhte das Interesse für Vergangenheit und Gegenwart. Wo die spielende Fabel ihre Blumen in die Wiege der Städte, Landschaften und Völker gestreuet, sammelte er sie leicht und mit freudiger Empfindung auf; wo die schöne Natur durch die Kunst der Poesie wiedergeboren war, traten beide, Natur und Dichter, in ihrer Wahrheit und Schönheit desto näher und die Pragmatik der Geschichtschreiber führte ihn an Ort und Stelle tiefer und vielseitiger als früher in die geheimnißvolle Werkstätte der menschlichen Kräfte. — In Portici schlossen sich den Reisenden zwei Freunde aus Münster an, der Freiherr Adolf von Droste-Vischering und sein Bruder Caspar Max, später Bischof von Münster,

[1]) S. W. IX, 314.

mit ihren Begleitern, dem Vicarius Bungens und dem Hauptmann Colson.

Die Freiherren hatten dem Grafen und der Gräfin Grüße und Briefe von ihren Münsterschen Freunden überbracht. An seinen um einige Jahre jüngern Freund Nicolovius schrieb der Fürstin Gallitzin Sohn Demetrius: „Schon lange hätte ich Ihnen schreiben müssen, um Ihnen meine Erkenntlichkeit an den Tag zu legen; wenn ich es nicht that, so kam es hauptsächlich davon her, weil ich nicht wußte, wohin ich meinen Brief addressiren sollte. Mit Freuden ergreife ich diese Gelegenheit, die sich mir anbietet, Ihnen meinen Dank schriftlich abzustatten, da ichs nicht mündlich kann.

„Das Andenken, welches Sie mir von Düsseldorf aus geschickt haben, hat mich sehr gefreut; vorzüglich rührte michs als Zeichen, daß Sie meiner eingedenk gewesen waren, ohngeachtet ich gewiß nicht viel dazu beigetragen habe, das Andenken meiner Ihnen interessant zu machen. — Ich kann zwar für jetz (wegen meiner Unwissenheit in der Englischen Sprache) das Buch, welches Sie mir geschickt haben, noch nicht benutzen, es muntert mich aber zum Fleiß und dadurch zur Hoffnung auf, da ich den Robertson ziemlich verstehe, bald im Stande zu sein, Ihr Geschenk zu benutzen.

„Ich breche in der Hoffnung ab, Ihnen künftiges Jahr meinen Dank mündlich abstatten zu können. Ich bitte meine gehorsamsten Empfehlungen an den Herren Grafen und die Gräfin von Stolberg und habe die Ehre zu sein Ihr dankbarer und ergebener Demetrius von Gallitzin.

„P. S. Meine Mutter versichert Sie ihrer ganzen Hochachtung. Meine Schwester bittet, sie in des Herren Grafen und der Gräfin Andenken zu empfehlen, und empfiehlt sich auch dem Ihrigen. Wir grüßen alle von Herzen den Herren Georg Jacobi."

Der Weg führte die vereinte Reisegesellschaft durch das herrliche Thal zwischen La Cava und Vietri nach dem Meerbusen und der Stadt Salerno. Von hier kehrten am 29. April die Münsterschen Freunde nach Neapel zurück, in der Hoffnung, mit Stolberg später in Sicilien wieder zusammenzutreffen. Stolberg und seine Gefährten kamen über eine Kette der Apenninen und über Avellino nach Puglien,

überschritten den Fluß Ofanto — Aufidus — und erreichten Canossa. Von hier aus besuchten sie, den Livius in der Hand, das Schlachtfeld von Cannä, wo der Anblick der Gegenden die Thaten der Vorzeit überraschend sinnlich darstellte und ihren irrenden Schatten Gestalt und Farbe gab. Eine Bauernfrau kam herbei und hinweisend auf einen Stein in der Nähe einer Quelle sprach sie mit gewichtigem Nachdruck: Hier verblutete Paul Aemil! Ueber Barletta am Adriatischen Meere und Bari gelangten sie, ehe sie Tarent erreichten, zum Städtchen Mondrone, wo sie die Einwohner mit der Feier ihres Schutzheiligen beschäftigt fanden. Der Beschreibung dieser Feier fügt Stolberg die allgemeine Bemerkung zu: „Dieses Volk ist noch immer geneigt, seine Feste als Lustbarkeiten anzusehen. Mit dieser eitlen Kurzweil mischt sich oft ein so inbrünstiges als flüchtiges Andachtsgefühl, eine Strohflamme, welche bei einigen sich vielleicht kaum vom Bilde zum Heiligen selbst, geschweige denn zu demjenigen erhebet, dem Andacht und Kniebeugung allein gebühren.“ Am 7. Mai langten sie in Tarent an. Hier lernte Stolberg den Erzbischof von Tarent kennen, mit welchem Herder auf seiner italienischen Reise vom August des Jahres 1788 bis zum Juli 1789 in Neapel längere Zeit Freundschaft und Umgang pflegte und dessen Kenntnisse und edlen Charakter dieser mit großem Enthusiasmus hervorhob [1]). „Der Erzbischof von Tarent“, schreibt Stolberg, „ein Neapolitaner vom edlen Geschlechte der Capece-Latro, hatte die Güte, uns am 8., gleich am Morgen des Tages nach unsrer Ankunft, in seinen gastfreundlichen Palast zu führen. Er ist ein Mann von vielem Geist und von außerordentlicher Anmuth, dessen Physiognomie, aus welcher Seelenadel und Milde leuchten, eine mir auffallende Aehnlichkeit hat mit den Gemälden Heinrichs des Vierten von Frankreich. Ich habe wenige Menschen gesehen, welche so vertraut mit der Natur wären wie er, und ihre Schönheiten so zu genießen wüßten. Daher er auch zu den Wenigen gehört, zu denen man ein Zutrauen gewinnt, als wäre man seit Jahren ihr Freund.“ Am 10. Mai feierten die Tarentiner das Fest ihres Patrons, des heiligen Cataldus. Die Tarentiner lieben als Christen ihre Feste, wie ihre Väter die

[1]) Herders Leben, S. 246. — Stolbergs S. W. VIII, 208 fg. — Arnold, Jacobi's Briefe II, 54.

ihrigen als Heiden liebten. Sie reisen Meilen weit, um die Feste anderer Städte mit zu begehen. Dagegen waren viele Fremdlinge aus der Nachbarschaft zu dieser Feier gekommen. „Die Herren vom Magistrat", erzählt Stolberg, „hatten mir die Ehre zugedacht, im feierlichen Umgang dem Heiligen einen Stern vorzutragen. Der Erzbischof hatte Mühe, es ihnen auszureden. Sein Ansehen, nicht meine Ketzerei, schützte mich gegen diesen Antrag. — Das Völkchen ist sehr abergläubisch. Manchem Tarentiner, mehr noch mancher Tarentinerin, scheint das silberne Bild des Heiligen der nächste Gegenstand wahrer Verehrung zu sein. Einem von heiligem Eifer entbrannten Paulus würden sie wie die Ephesier entgegen eifern und schreien: Groß ist Cataldo, der Patron von Tarent! ..... Der Charakter des Volkes ist milde. Sie brausen wohl auf, mit südlicher Lebhaftigkeit, aber ihr Aufbrausen ist nicht wüthend. Bei ihrem Eifer sind sie tolerant. Des Eifernden Toleranz ist edel. Nur die Dummheit oder die Schalkheit — öfters diese — rühmen die Toleranz des Gleichgültigen." — Ueber Brindisi und Lecce näherten sie sich Otranto, erblickten das Adriatische Meer, wo es die griechische Küste badet, und riefen, wie die 10,000 des Xenophon: Meer! Meer! sahen bald die Gebirge des alten Epirus, die mit ewigem Schnee bedeckten, oben wetternden akrokeraunischen Gebirge. Es trieb sie oft, einen Ausflug nach der Insel Corfu zu machen, um das Land der Phaiaken und von dort die Homerische Ithaka zu besuchen; aber so leicht die Ueberfahrt war, so schwer wurde die Rückkehr gemacht durch die strenge Quarantina, besonders damals, da sich in Morea die Pest wieder geäußert hatte. Als Stolberg Gallipoli und Puglien verließ, gab er den Bewohnern das Zeugniß, daß es ein gutes Volk sei, welches freundlich, ohne Eigennutz, die Gastfreundschaft mit gutem Herzen übt. — Am 17. Mai ging er in Gallipoli unter Segel und gelangte nach Cotrone — Kroton — in Calabrien und von da nach Catanzaro. Das System der Landesökonomie dieser Provinz, einer der meist gesegneten in Europa, fand er auffallend schlecht und fügt den einzelnen nachgewiesenen Posten der Mißverwaltung das Ergebniß hinzu: „So leiden die Einwohner eines Paradieses Noth! So nimmt die Bevölkerung eines Landes ab, dessen Ehen außerordentlich fruchtbar sind, wo aber so viele aus Furcht vor größerer Noth von der Ehe abgeschreckt werden. Und wahrlich, es erfordert eines Para-

dieses, wie Calabrien ist, um dennoch bei dieser Noth Einwohner zu behalten, um bei Drangsalen jeder Art ein so frohes Völkchen zu ernähren, wo der Ochsentreiber auf der Sackpfeife dudelt, wo der flinke Bursch in Sprüngen und mit Gesang der Ziegenheerde auf den Bergen nachhüpft." Allenthalben auf den Wegen Calabriens bot sich der Anblick der Verwüstungen und Trümmer jener gewaltigen Erderschütterung dar, welche im Jahre 1783 diese Provinz und Sicilien heimgesucht hatte; allenthalben traten lebende Zeugen hinzu, welche den Reisenden das schaudervolle Gemälde durch die erzählten Schicksale der Menschenopfer zu Tausenden noch näher brachten. — Am 26. Mai war ihre Ankunft in Reggio. In einem fruchtbaren Thale an das hohe Gestade sich lehnend, am Faro gelegen, fanden sie die Lage der Stadt als eine der schönsten, die sie je gesehen hatten. Als Stolberg im Begriff war, von hier nach Sicilien überzusetzen, schrieb er: „Ich verlasse mit Rührung des schönen Italiens schönste Provinz. Der allbelebenden Sonne näher als die anderen, wird sie gekühlt von Lüften beider Meere, von der Höhe ihrer Berge, von schattenden Wäldern, von zahllosen Quellen, welche, ihre Gefilde tränkend, noch jetzt Auen und Bäume mit dem frischen Glanz des ersten Grüns bekleiden. Was verschiedene Welttheile Schönes und Großes haben, vereiniget Calabrien. Hier findet der Indier seine Dattel, und der Lappländer würde sein Auge weiden an des benachbarten Aetna Schnee. Die Aussichten auf das Meer, auf Calabriens eigene Gestade und auf die Gestade Siciliens, auf die Meerenge hier und auf das weite Meer dort, aus dem die liparischen Inseln, einzelne Berge, sich thürmen, auf den hehren Aetna, dessen Herrlichkeit in furchtbarer Schönheit das Auge immer wieder auf Sicilien hinreißt, und Sicilien unter ihm schwinden macht: alles das, verbunden mit den freundlichsten Reizen der blühendsten Natur, die auf ihrem Schooße mich wiegend mir ihre mannigfaltigsten Schönheiten zeigte, alles das erfüllte mich mit einer Empfindung, die des Ausdrucks nicht bedarf, ihn verschmäht, weil sie über den Ausdruck erhaben ist, mit einer Empfindung, welche, sich mit den süßesten Erinnerungen und Empfindungen meines Lebens und mit meinen heiligsten Gefühlen vereinigend, mein Dasein erweiterte. ....." Am 27. Mai war die Ueberfahrt von Reggio nach Messina. Stolberg hatte bereits auf seinen Wanderungen in Italien erneueten und erhöhten Genuß

der Homerischen Gesänge in der Nähe der besungenen Gegenstände gefunden, der alte Heros und seine Natur waren ihm befreundeter als je geworden. Sicilien, das weitere Gebiet der Homerischen Welt, betrat er mit der Lobpreisung des Sängers: „Homer hat unter andern höhern Verdiensten auch dieses, daß er über die Kunde der Länder und Völker, die er gesehen hatte, ein Licht verbreitete, welches den Geographen und Geschichtschreibern die Nacht des Alterthums theils erhellet, theils in eine Dämmerung verwandelt, bei welcher wir die Gegenstände zwar nicht deutlich sehen, doch aber wahrnehmen können. Oder ich möchte ihn mit dem Monde vergleichen, dessen sanfter Strahl die Gebürge, Wälder und Gewässer umher zeiget, sie aber in einen solchen Silberschleier hüllet, daß ein ungeübtes Auge nichts als Abenteuer sieht und Zauber ahndet, wo ein mit diesem freundlichen Begleiter vertrauter Blick sich der mannigfaltigen Erscheinungen freuet, seine Phantasie spielen läßt mit halb beschimmerten, halb dunkeln Felsengestalten und mit riesenmäßigen Schatten, zugleich aber im Geiste dasjenige, was jenen befremdet, in richtiges Verhältniß und mit seinen wahren Farben zu ordnen weiß." Stolberg fährt, wie früher im festländischen Großgriechenland, auch in Trinakrien fort, die Geschichte des Landes und die der einzelnen griechischen Colonien in kurzen Umrissen mit der Beschreibung der Gegenwart zu verbinden. Auf der ersten Tagereise von Messina längs der nördlichen Küste der Insel blühten den Reisenden zahllose und sehr hohe Granatbäume; auf der zweiten empfing sie das Schloß Brolo, auf einem Felsen an einem sanft gekrümmten Busen des Meeres sich erhebend, und das am Meere gelegene, von diesem und den nahen Bergen gekühlte liebliche Thal Piano di Brolo [1]). Von den nahen Bergen stiegen sie wiederholt in's Thal hinab, bezaubert von dieser Gegend, deren göttlich schönes, den Nymphen geweihtes Waldthal schon Diodor pries als Geburtsstätte des Daphnis, des Erfinders des Hirtengedichts und der zu seiner Zeit noch in Sicilien geliebten Gesangsweise [2]). Am 5. Juni gelangten sie nach Palermo, der Hauptstadt des Landes, dem Sitze des Vicekönigs und eines Erz-

[1]) Also auch hier ein Bregel, Brohl, Brühl, Broglio, Brolium, *περίβολος*.

[2]) S. W. VIII, 347—352. Dieses Thal belebte Stolbergs Erinnerungen noch in hohem Alter. Gesch. der Religion Jesu Christi XII, 228.

bischofs, welcher Primas des Königreichs war. Arabische Paläste erinnerten an die ehemalige Herrschaft und an den Geschmack der Saracenen. Die Aussicht auf das Meer, auf nahe Berge und Vorgebirge und auf grünende Ebenen erheiterte die regelmäßig gebaute Stadt. In ihr wurde er bekannt mit dem damals berühmten, später als litterärischer Betrüger berüchtigt gewordenen Malteser Abbate Vella. Seine arabischen Urkunden, die frühere Landesgeschichte betreffend, waren bereits 1791 mit einer italienischen Uebersetzung auf königliche Kosten gedruckt. Auch war er im Besitze einer Handschrift, welche die arabische Uebersetzung von den verlorenen Büchern des Livius, von Buch 60 bis Buch 76, enthalten sollte, von denen auch später der erste Band gedruckt wurde. Stolberg erkannte den Fälscher nicht, um so weniger, da er des Arabischen unkundig war; auch gelehrte Orientalisten wurden getäuscht; selbst der große Tychsen pries das göttliche Genie des Vella. Professor Joseph Hager, welcher als ein mittelmäßiger Orientalist galt, nahm den gelehrten Prüfern den Schleier von den Augen. Die freundlichste Erscheinung in Palermo war die Ankunft der Freiherren von Droste von Neapel, in deren Gesellschaft die schöne sicilische Reise fortgesetzt ward. Den 10. Juni führte die Gesellschaft der Weg von Palermo über Montreale und über Höhen und Thäler von einer Fruchtbarkeit, welche Alles bewährte, was alte Schriftsteller von Sicilien erzählen, nach Alcamo, wo die Serenaden des Volks in den mitternächtlichen Stunden Stolberg erinnerten an Horazens leises Geflüster — lenes susurri — in der neunten Ode des ersten Buches und an den sinnreichen Neapolitaner Abbate Galiani, der, wie er sagte, wohl tausendmal Zeuge der Scene gewesen, von welcher Horaz redet, und dessen richtige Erklärung er in Neapel in der „Gazette littéraire de l'Europe" gelesen hatte [1]). In den folgenden Tagen ward die Wanderung über die großen Ueberbleibsel der alten Stadt Egesta, über Trapani, über den Berg San Giuliano — den Eryx der Alten — nach Girgenti fortgesetzt. Ihr Vetturino war ein munterer und guter Mann, der in der größten Hitze wie eine Cicade sang und sie durch seine abenteuerlichen, feurigen Nationallieder oft ergötzte. In Girgenti nahmen Stolbergs Aufmerksamkeit längere Zeit die Ruinen altgriechischer

---

[1]) S. W. VIII, 394 fgg.

Größe in Anspruch, auch diejenigen, welche außerhalb der jetzigen, aber im Bezirk der alten Stadt Agrigentum als schöne Denkmale altdorischer Baukunst zahlreicher als irgendwo in Italien und Sicilien vorhanden sind. Hier auf der felsigen Höhe von Girgenti, wo der Geist der Vergangenheit an dem Angesicht der Gegenwart vorüberging, von wo die Geschichte der Menschheit, auf dem besuchten Boden ihrer Natur, fortfuhr, Stolbergs Geist auf diesem natur- und thatenreichen Eilande zu begleiten, äußert er u. A.: „Es ist eine wahre Freude für den Beobachter menschlicher Begebenheiten, von da an, wo wir jetzt stehen, einen Blick auf verflossene Jahrtausende zu werfen. Wenn der Gegenstände Wechsel ihn ergötzet hat, so verweilt er noch mit Liebe auf den blauen Fernen, welche dem ersten Anblick wie Gewölk erscheinen, sich aber nach und nach dem hingehefteten Blick zu entwickeln beginnen. ..... Gehe jeder seinen Weg! In den weiten und sehr dunkel beschatteten Regionen menschlicher Kenntnisse nimmt der Wald der Geschichte seinen Platz ein, und verliert sich mit mancherlei Bäumen derselben Art so nach und nach in den benachbarten Hain der Dichtung, daß es wohl keinem gelingen würde, wenn er durch einen Graben oder mit einer Mauer beide von einander trennen wollte. Wenigstens würde mancher der Unsern über den Graben weg lüstern hinüber schauen nach den goldnen hesperischen Aepfeln, oder diesseit der Mauer den jenseitigen Philomelen lauschen. Ja, was noch mehr ist, wofern auch eine Pallas Athene in Mentors Gestalt (in ihrer eignen würde sie ihn nicht verführen) unsern pragmatischen Weltweisen leitete, und für ihn die Gränzschnur zöge: wer stünd' ihm, oder vielmehr wer stünd' uns dafür, daß nicht mancher beflügelte Samen aus dem Fabelhain diesseits aufgesprossen? nicht mancher Kern aus dem Walde durch lose Vögel in den jenseitigen Hain wäre hinüber getragen worden? .....“

Nach der Abfahrt von Girgenti am 21. Juni Fortsetzung der Reise über Palma, Terranova — Gela der Alten — nach Caltagirone, in dessen Nähe sie den hoch hinter den nahen Bergen hervorragenden Aetna erblickten, dessen Rauch sie den ganzen folgenden Tag aufsteigen sahen, und rothen Gluthstrom, als es dunkel ward. Schon jetzt schreibt Stolberg: „Ich bitte Dich, unser Glück zu bewundern, daß wir nicht nur den Vesuv während seines Ausbruchs sahen, sondern nun auch zu einer Zeit den Aetna besuchen, da er mit jeder Schönheit geschmückt,

mit jeder Furchtbarkeit gerüstet ist." Mit dem Anblicke von Siragossa drängten sich Stolberg große Erinnerungen in die Seele; er wandte das Auge von dem verwirrenden Anblick und ruft die Edlen des alten Syrakus aus der stillen Tiefe der Zeit hervor, unter diesen: Gelon, welcher nie unter Tyrannen gezählt werden müsse, Hermokrates, Dion, Timoleon, Archimedes, Theokrit. Von diesem schreibt er: „Wem bei der Geburt die freundlichste der Musen die Lippe küßt, wen sie, wie den Theokritos, weihet, im Elemente des Schönen zu leben, und durch Mittheilung andere zu beleben, ihre Empfindung für das Schöne zu entwickeln und zu erhöhen, der stimmt sich dem Zeitalter zu Liebe nicht herab, und ist eben dadurch, daß er sich nach diesem nicht herabstimmt, des Beifalls der Zeitgenossen sicher, sichrer des Kranzes der allzeit gerechten Nachwelt. So gewiß das Blei sinket und die Feder steigt, so gewiß gefällt das Schöne, denn auch die moralische Natur hat ihre Gesetze wie die physische. — Theokritos lebte ein Geschlecht nach Alexanders Zeit, und es schien, als wäre mit dem früh erblassenden Helden auch das Gefühl erhabner Schönheit und einfältiger Größe aus der griechischen Welt, die durch ihn so erweitert ward, gewichen. Aber die Natur selbst und ihr Liebling Homer hatten den sicilischen Dichter gebildet, hatten ihn so vor Mißbildung verwahrt, daß er am Hofe eines Königs, und eines Königs in Aegypten, der Natur treu blieb. Spielend unter Hirten sang seine dorische Muse mit freundlicher Einfalt, als wollte sie im Wettgesange nur ein Lamm der Heerde ihnen abgewinnen; und sie ersang ihm einen Kranz, den weder Bion, der Smyrnäer, noch Moschos, der Landsmann des Theokritos, wiewohl unsterblich auch sie, erhielten, und den der große Virgil mit der viel besaiteten Leier seines Hirtenliedes ihm nicht abgewann." Der Geschichte der Stadt Syrakus wird eine umfangreiche, auf gründliche Kenntnisse der Quellen gegründete und mit feinem Geschmacke der Darstellung geschriebene Beilage zum 91. Briefe des vierten Bandes der Reisebeschreibung gewidmet. Mit Recht! Sind doch die Begebenheiten dieser Stadt, deren Bürger eben so wenig der wahren Freiheit fähig als geneigt waren, ein Joch zu tragen, nicht nur durch ihren Wechsel unterhaltend, sondern auch höchst lehrreich und bilden, vorzüglich in den Zeiten revolutionärer Erschütterungen, ein practisches Compendium der Politik. Von der Geschichte der Großstadt Syrakus,

welche zur Zeit ihrer Blüthe über 1 Million Inwohner zählte und beinahe 4 deutsche Meilen im Umfange hatte, wendet der Reisende sich zum heutigen kleinen Siragossa und zu den Trümmern der Vergangenheit. Gerührt vom Wechsel der menschlichen Schicksale und von der Nichtigkeit menschlicher Größe, ruft er mit Pindaros aus, welcher unter den griechischen Schriftstellern einer seiner Lieblinge war und immer blieb [1]):

> „Kinder Eines Tages — Was ist Jemand? was ist
> Niemand? Ein Traum vom Schatten sind die Menschen!
> Umwallet sie aber ein Glanz, von Zeus gesandt, so besuchet
> Die Menschen ein helles Licht und ein sanftes Leben!"

Bald nach seiner Ankunft ging Stolberg zu dem Malteserritter Sav. Landolina Nava, dem er empfohlen war. Dieser gefällige und rechtschaffene Mann, welcher die Kenntniß des jetzigen Landes mit der Alterthumskunde verband, erbot sich sehr, ihn und seine Begleiter mit den Alterthümern dieser Stadt bekannt zu machen, und schenkte mit wahrer Herzensgüte ihnen während der sechs Tage ihres Aufenthalts seine ganze Zeit. Am 2. Juli des Mittags bestiegen sie kleine Fahrzeuge von Syrakus und gelangten die Nacht in Catania an, am Fuße des Berges Aetna und am Meere gelegen, wo die merkwürdigen Reste des Alterthums, die Natur und die Bekanntschaft mit einigen Männern der Universität sie einige Tage aufhielten, ehe sie zum größten und letzten Ziele ihrer sicilischen Reise, zum dampfenden Aetna, gelangten. Am 5. ritten sie auf ihren Maulthieren von Catania über den vulkanischen Boden und über die auf ihm ruhenden fruchtbaren Dörfer den Berg hinan. Weiterhin [2]) erzählt Stolberg u. A.: „Wechselnde Höhen und Thäler, der Wald, der Vollmond zu unsrer Linken und rechts die entflammte Wolke das Rauches, welche sich über des jetzigen Ausbruchs Gluthstrom, den ein Gipfel des Gebürges uns verbarg, einer Feuersäule gleich, in gewundenen Kreisen erhub, gaben dieser Nacht Schönheiten, welche so vereinigt nur auf diesem Berge, und selbst auf ihm nur selten, zu sehen, dennoch nicht seltner als erhaben

---

[1]) Pyth. *H* am Ende. Stolbergs S. W. VIII, 80. IX, 188.

[2]) S. W. IX, 241 fgg. Vgl. Goethe, italienische Reise, S. W. XIX, 275 fgg.

sind.... Bald begann nun die hohe unfruchtbare Gegend und die Luft war sehr kalt. Wir stiegen um 1 Uhr des Nachts von unsern Maulthieren ab, um unsere erfrornen Glieder des Schutzes einer zweiten Lavahöhle genießen zu lassen. Unter der Wölbung dieser starren Lava lagen wir in schwarzer Asche, zwischen scharfzackigen Schlacken. Dieses Lager würde uns dennoch auf einige Stunden willkommen gewesen sein, wenn wir Zeit zur Ruhe gehabt hätten. — Wir empfanden die Kälte desto lebhafter, als wir nach einer Viertelstunde uns wieder auf den Weg machten.... Rund um uns sahen wir beim tagenden Lichte Gefilde der Verwüstung, wild durch einander geworfene, starrende Massen von Lava, Schlacken, aus dem Schlunde des Aetna zu verschiedenen Zeiten hervorgeschleuderte Felsen, dazwischen Schnee und schwarze Asche; links den dampfenden Krater. Vor uns lagen, in ferner Tiefe, der Toro und andere Berge, und ein langes schwellendes Wolkenbette, dessen äußerste sich verlierende Seiten den Blick weder von den Bergen, noch vom Meere rein absondern konnten, bis flammend die Sonne sich erhub und die ganze Gegend ordnete. Es war wie eine neue Scheidung des Lichts von der Finsterniß, des Trocknen und der Gewässer.... Auf den grauen Dunst des westlichen Lufthimmels warf der Aetna seinen schwarzen Schatten. Rund um den Aetna stehen seine Söhne, tief unter ihm vulkanische Berge, 36 Vesuve. Das nördliche, östliche und südliche Sicilien lag unter uns, mit seinen Bergen, Strömen, See'n und Städten. Tief unter uns erhuben sich Wolken, welche die Sonne mit Gold umsäumte, die Schatten der Wolken flogen unter ihnen vor dem Westwinde über die weite Landschaft hin. Nachdem wir staunend und ergötzet dieses Schauspiel genossen hatten, machten wir uns auf, um den höchsten Gipfel des Berges zu ersteigen.... Nun standen wir am großen, runden, unabsehlichen Schlunde. Er hat die Gestalt eines Trichters, doch ist seine Rundung nicht regelmäßig; seine spitze Vertiefung entzieht sich dem Auge bald. Rund umher steigen dünne Rauchwölkchen aus kleinen Dampflöchern wie aus Schornsteinen auf; dem Schlunde selbst entstürmen mit wirbelnder Bewegung gewundene Kreise schwarzen und weißen Rauches...." Am Abende des 7. Juli ritten sie zum Fuße des Berges, auf dem sie drei Tage und drei Nächte gelebt, da, wo

der Flecken Giarre liegt, wieder zurück. Wie die Reisenden des Aetna Gipfel und die Vulkane seines Gebirges rund umher mit allen Schrecken der Natur gerüstet gefunden hatten, so fanden sie am 8. und 9. auf dem Wege von Giarre nach Messina seine untern Gegenden mit allen ihren Reizen und mit jeder Fruchtbarkeit geschmückt. Zwischen Taormina und Messina fand Stolberg Gold- und Silberbergwerke, die einem Fürsten Cesaro gehörten, die so wenig als die königlichen Bergwerke bearbeitet wurden. Den Tadlern dieser Unterlassung glaubte er nicht beistimmen zu müssen. Er äußert mit sichtbarer Hinneigung zum System der Physiokraten: „In einem Lande, wo der Waizen 20-, 30- und 40fältige Frucht trägt, in einem Lande, das reicher als irgend eins an vielfältigen Gaben der Natur ist, welche theils freiwillig sich darbieten, theils mit geringer Müh' erworben werden, in einem solchen Lande muß man nicht nach Gold oder Silber im Schooße der Berge graben; man muß durch fleißigen Landbau und durch vernünftige Beförderung des Handels anderer Länder Gold und Silber hineinleiten. Wohl angebauet, wohl verwaltet, würden Sicilien und Neapolis bald das Herz von Europa werden, in welches durch große Adern und durch feines Geäder die Metalle fremder Länder zusammenflössen." In Hinsicht des Handels tadelt Stolberg die großen Beschränkungen desselben, tadelt, daß man, statt wie England Prämien für die Ausfuhr zu geben, jede ausgehende Waare hoch besteure.... Das wahre Uebel schien ihm aber darin zu liegen, daß nicht der Landmann dem fremden Schiffer sein Korn verkaufen darf, daß nur der Edelmann dieses Recht habe, und daß auch dieser nicht auf den Verkauf sicher rechnen könne, da die Kornausfuhr oft plötzlich gesperrt werde. Weiterhin fährt er fort: „Eine große Ursache der Schwäche des Landes liegt wohl darin, daß der dritte Stand zu wenig Rechte hat. Wiewohl die königlichen Städte Repräsentanten zum Parlamente schicken, wird dieses Standes Interesse nicht hinlänglich wahrgenommen, da diese Repräsentanten aus dem kleinen Adel genommen werden. Da indessen in manchen Städten dieser kleine Adel auch Handlung treibt und also ein gemeinschaftliches Interesse mit den Kaufleuten aus der Bürgerschaft vertheidigt, wird dieser Fehler der Verfassung etwas gemildert. — Wo der Adel Antheil am Handel nimmt, ist die

Scheidewand zwischen ihm und dem dritten Stande minder sichtbar als bei uns, wo die Ritterschaft, und ich meine zu ihrer Ehre, wie zum Besten des Landes, jede Art des Erwerbes den andern Ständen gern überläßt.“ Ueber die ständische Verfassung und Zustände der Insel berichtet er u. A. noch Folgendes: „Die Rechte des Parlaments sind groß, wiewohl sie durch Mißbrauch selten wirksam werden, weil sich die mächtigsten Mitglieder auf mancherlei Art vom Hofe abhängig machen lassen. Keine außerordentliche Abgabe kann ohne Bewilligung des Parlaments aufgelegt werden. —

„Die Pfründen der Geistlichkeit sind zum Theil sehr groß. Aber Sicilien hat nur 2 Erzbischöfe und 7 Bischöfe, dagegen im Königreich Neapel 21 Erzbischöfe und 110 Bischöfe gezählt werden. Die Canonici haben ansehnliche Einkünfte. Man findet viele unter ihnen, welche durch vernünftigen Betrieb des Landbaus ihren Mitbürgern ein nützliches Beispiel geben. Einige widmen sich den Wissenschaften. Sie pflegen sehr gastfrei zu sein. Diese Tugend der Gastfreiheit wird auch von den Ordensgeistlichen in den meisten Klöstern geübt. . . . Man ist diesen die Gerechtigkeit schuldig, sie nach den Grundsätzen ihrer Kirche zu beurtheilen. Und dann — sage dieser oder jener, was er wolle — das Leben eines wahren Ordensgeistlichen ist ein hartes Leben. Wer, um sich zu veredlen, wer um Gottes willen Selbstverläugnung übet, wer, um das Unsichtbare zu ergreifen, den süßesten Freuden des Lebens entsagt, wer bei Beobachtung strenger Vorschriften und Uebungen demüthig vor Gott und freundlich gegen Nebenmenschen bleibt, der verdient unsre Hochachtung, unsre Ehrerbietung; er ist über jeden Spott des Leichtsinns so sehr wie über den Unglimpf des Reisenden erhoben, der sich freundlich in Klöstern bewirthen läßt, und ohne Unterschied, hinter dem Rücken, einige 100 Meilen von ihnen entfernt, sich und seichte oder bittre Leser über ihre Bewohner lustig macht, sich nicht entblödet, sie mit dem gehässigen Namen Pfaffen zu schelten, da er doch vielleicht mit litterärischer Hochachtung von den verstümmelten Pfaffen der Cybele, oder von andern Götzendienern der Alten, wie von ehrwürdigen Priestern reden würde. — Fern sei es von mir zu läugnen, daß viele Mönche und Priester den Namen Pfaffen verdienen. Jeder unwürdige Geistliche — sei er Katholik oder Protestant

— der sich von der Kirche nährt und gegen ihre Grundsätze lebt und redet, ist ein Pfaff. Jeder, der, dem Geist seiner Kirche und seinem Gewissen treu, anerkannten Pflichten nachlebt, ist ein Mann, den wir ehren müssen, desto mehr ehren, wenn er mit wahrer Selbstverläugnung, um Gottes willen, ein mühseliges Leben geduldig in Hoffnung lebt. . . ." Fernerhin heißt es: „In Ländern, wo die Natur vieles freiwillig, vieles für geringe Arbeit hervorbringt, müßten durch die Eröffnung neuer Bahnen der Industrie die Menschen zur Arbeit gelockt werden. Hier wird die Ermunterung der Industrie oft durch Saumseligkeit der Regierung vernachlässigt, oft auch — und das ist noch schlimmer — durch widersinnige Sorgfalt gehemmt.

„Lebhafte Phantasie, mißleitet durch schlechten Unterricht in der Religion, gebiert den Aberglauben. Dieser setzet leichte Uebungen an die Stelle gewissenhafter Erfüllung der Pflichten, sinnloses Gewäsch an die Stelle der Herzensreinheit und der Liebe. So befördert er die Unsittlichkeit und oft den Unglauben." —

Am 10. Juli Abends bestieg Stolberg mit seinen Gefährten im Hafen von Messina, wo er am 27. Mai gelandet war, einige Speronari, kleine Fahrzeuge, welche wegen ihrer leichten Beweglichkeit am meisten geeignet sind, den Seeräubern zu entrinnen. Sie segelten zu den Liparischen Inseln, deren einige besucht wurden, verließen dieselben und landeten, einem verfolgenden Barbaresken-Fahrzeug glücklich entrinnend, am Nachmittage des 14. Juli in Neapel. Stolberg eilte von hier nach San Jorio bei Neapel zur Gattin und zu den Kindern, welche er den 27. April verlassen hatte. Um noch einige Sommermonate in einer der schönsten Gegenden Italiens zuzubringen und ihrer in ungestörter Freiheit zu genießen, schifften sie am 21. Juli nach dem Thale Sorrento, in welches Stolberg uns schon vor einigen Monaten geführt hatte und in dem sie jetzt bis zum 18. August weilten [1]). „Wir wohnen in einem angenehmen Landhause, eine halbe Stunde vom Städtchen Sorrento, nahe beim Flecken Carotta. Zwischen Pomeranzen und Reben, welche beide weit über das zweite Stockwerk des Hauses emporstreben, sehen wir aus den Fenstern und von zwei

[1]) Die Beschreibung dieses Thales überhaupt S. W. IX, 315 fgg.

großen, freien Söllern auf der einen Seite hinter vielen Gärten hohe, mit Wald bewachsene Berge, auf der andern, auch hinter Reben und Obstbäumen, das Meer, die krummen Ufer, Neapel und Portici mit dazwischen liegenden Landhäusern, welche, in dieser Ferne beide vereinigend, den Anblick Einer ungeheuern Stadt hervorbringen und uns unsre paradiesische Einsamkeit desto werther machen. Im Hintergrunde der Aussicht unterscheidet das Auge vierfache Gebürgreihen, deren letzte sich im Abruzzo thürmet. Nahe scheinend erhebet sich links die hohe Insel Ischia, welche alle Abend, wenn neben ihr die Sonne sinket, im Abendroth zu schwimmen scheint".... Aus diesem Thale schrieb er den 10. August an den Freund Fr. H. Jacobi, welcher in diesen Tagen nach seinem Pempelfort zurückgekehrt war. Zu Jacobi's übrigen Leiden war im Mai dieses Jahrs noch eine Augenschwäche getreten, welche schnell so bedenklich wurde, daß er den gänzlichen Verlust seines Gesichts besorgen mußte. Um sich zu zerstreuen, wollte er nach Frankfurt auf die Krönung, von da nach Karlsruhe zu Schlossern reisen. Der befürchtete Einfall der Franzosen hieß ihn auf dem Weg wieder zurückkehren. Nun ging er im Juli nach Aachen. Hier fand er Herder mit seiner Frau. „Die Freude des Wiedersehens verschlang alle Erinnerung des zwischen uns gewesenen Haders", schrieb er an Wilhelm v. Humboldt, „und wir brachten vier sehr glückliche Wochen mit einander zu." — Jacobi's und Herders Freundschaft war seit 1786 über Spinozismus brüchig geworden. Im Sommer 1792 ging Herder auf den Rath der Weimarer Aerzte nach Aachen, um hier in den Dampfbädern den heftigen, fast chronisch gewordenen Rheumatismus zu heilen [1]). Jacobi widmete die Zeit seines Aufenthalts seinen Angehörigen in Vaels, der Freundschaft Herders und der Brunnenkur und kehrte an Geist und Körper gestärkt wieder zurück. Der gichtbrüchige Herder schrieb ihm einige Tage darauf in seiner oft geübten Weise, dem Ausdruck guter oder böser Laune einige Reimlein zuzufügen, u. A.: „.....Ich sehe die schönen Wiesen um Aachen schon

---

[1]) Jacobi's A. B. II, Nr. 225, S. 137 fgg. Nr. 215, S. 100 fgg. Herders Leben von Caroline Herder, S. 265. Düntzer, aus Herders Nachlaß II, 241 fg. 286 fgg.

wieder mit hoffender Freude an, und singe mit jener verkleideten Fee im Spanischen:

> Vielleicht ist dies der Morgen,
> Der meinen Aachner Sorgen
> Ein fröhlich Ende bringt."

Stolberg bezeichnet Herders Wesen so kurz als wahr. Er schrieb u. A. an Jacobi: „Wiewohl ich täglich, und gewiß sehr oft, und nie ohne die innigste Liebe an Dich denke, so feierten wir doch in den letzten 19 Tagen des Monats Juli das 19tägige Erinnerungsfest unsers Aufenthalts in Pempelfort, und Du warst mir noch gegenwärtiger als sonst. Ich freuete mich von ganzer Seele, neulich von George, welcher einen Brief von Deinem Sohne dort bekam, zu erfahren, daß Deine Augen sich sehr gebessert haben. Sie haben uns vielen Kummer gemacht. Möge die Brunnenkur Dich dem Leibe nach wie einen verjüngten Adler stärken! Für Deine Geistesjugend ist mir nicht bange!

„Mich verlangt zu hören, wie Du von Herdern geschieden seist? Dieser Proteus wird in mancherlei Gestalten um Dich gespielt haben. Je mehr Geist einer hat, desto eher ist (wie das zugeht, sehe ich nur so in der Dämmerung, aber ich habe das sehr oft durch viele Erfahrungen bewährt gefunden) der Verstand die Dupe des Herzens. Und nur daher zweifle ich, ob es Dir werde gelungen sein, diesen angenehmen Unhold so zu schnüren, daß er in seine Urgestalt sich zurück habe winden müssen. Auch ist es an sich schon sehr schwer, theils weil er des Zaubers gar viel in seiner Gewalt hat, theils weil er durch vieles Hin- und Herbeugen sein Fleisch und Gebein in Knorpel und Schuppen verwandelt, und die Urgestalt verloren hat.

„Ach, über wie vieles hätte ich mit Dir zu sprechen! Wir schöpften nur von so mancher Fülle oben ab. Und was kann man mehr thun, als abschöpfen in diesem Leben, würden auch 19 Tage in 19 Jahre verwandelt? Man schlägt einige Faden über einander, und glaubt, man werde eine lange Schnur drehen, welche durchs Labyrinth des Lebens führen soll! Was wäre es um uns ohne die hohe Hand, diese unsichtbare, aber fühlbare, nicht fabelhafte Ariadne! . . ." Einige Tage

später zeichnet Nicolovius [1]) in einem Briefe an Jacobi mit nicht weniger charakteristischen Zügen Herdern: „Mich freut's, daß Herder, — obgleich er leichter als einer dem Hauche der Zeit nachgiebt, und Beides ist, ein Rohr, vom Winde bewegt, und ein Mann im weichen Kleide in der Könige Häuser, — an Hamanns Schriften mit Hand anlegen will. Er ist mir eine liebliche Erscheinung, eine glänzende Morgenröthe, durch welche aber die Erde nicht befruchtet und Same und Keim nicht in's Leben gefördert wird. Wehre nur, daß er mit seinem Haß gegen alle Personalität im Himmel und auf Erden Dir Deine und Hamanns Sonne nicht zu sehr vernebele. Ein wenig mag er's thun, der schwachen Augen Eurer Zeitgenossen halber." — Den 18. August siedelte Stolberg auf die nahe Insel Ischia hinüber, deren Volkszahl sich damals auf 22000 Menschen belief. „Die Naturschönheiten des Piano di Sorrento haben einen ernsten Character und vielleicht mehr erhabene Größe. Die Reize von Ischia sind freundlicher und erfüllen das Herz mit Heiterkeit. Das Völkchen ist vielleicht das liebenswürdigste auf Erden. Leichtes Blut wallet in ihren Adern, ihr ganzes Wesen ist Freundlichkeit und Freude. Herzliche Freundlichkeit und Freude sind nie von Einfalt der Sitten und nie ist diese von der Unschuld getrennt." Stolberg glaubte auf dieser paradiesischen Insel wie in den Gärten des Alkinoos zu wandeln [2]). Seine Wohnung war in der Nähe der berühmten Bäder dieser Insel bei einem wohlhabenden Winzer, dem Besitzer mehrerer Weinberge. Dieser alte Wirth, seine Frau, eine Tochter, Franzesca, von 17 Jahren, ein älterer und jüngerer Sohn machten die Familie des Hauses aus. Mit ihr lebten, in völlig gleichem Umgange, außer den Stunden der Arbeit, eine alte und junge Magd. Eine arme Verwandte von 15 Jahren, Fortunata, war fast immer im Hause. Fortunata, ein zart gebildetes und schönes Mädchen, übertraf die Andern an Grazie, Leichtigkeit und Laune. Franzesca mit vollblühenden Wangen war das Ideal wohlwollender Heiterkeit. — Nicolovius beschreibt in einem Briefe an einen Freund die Insel, schildert in allgemeinen Zügen ihre Bewohner und geht dann über zu einer besondern Zeichnung von heimischen Familien-

---

[1]) Nicolovius' Leben, S. 48.

[2]) Homers Odyssee VII, V. 114 bis 126.

scenen und zur weitern Auszeichnung der Natur der Inselbewohner. Diese mögen hier einen angemessenen Platz finden; denn die Tage in Ischia gehörten nicht nur zu des Verfassers, sondern immerhin auch seiner Reisegesellschaft freudigsten Lebenstagen [1]).

„..... Von der Straße kam man auf einer Treppe in den Hof. Von zwei Seiten schloß ihn das Haus, von der andern der Weinberg und eine niedrige Mauer längs der Straße ein. Jede Stube hatte eine Thür nach dem Hofe, keine hing mit der andern zusammen, nur durch ein kleines Fenster dicht unter der Decke oder durch eine Oeffnung in der Thür bekamen sie Licht. Sie dienten nur für die Nächte und die Regenzeit. Das Gesellschaftszimmer war der Hof. Ein Rebendach schützte einen Theil desselben vor der Sonne. Auf einem großen Tisch unter diesem Dach wurden die Mahlzeiten gehalten. Eine kleine Küche stand abgesondert gebaut auf dem Hofe. Neben ihr war eine Cisterne. Die Dächer auf der ganzen Insel sind platt. Oft sieht man Leute auf ihnen Feigen trocknen oder andere Geschäfte treiben. Auf dem unsrigen war ein Zelt, das der Tochter des Hauses zur Mittagsruhe, dem alten Vater bisweilen zum Nachtlager diente. Nimmt man die Leiter fort, so ist, wer sich auf dem Dache befindet, gefangen; zieht er sie in die Höhe, so ist er unzugänglich. Des Abends wurden Tisch und Stühle bei Seite geschafft, der Hof wurde zum Tanzsaal und die Stufe vor den Stubenthüren zum Sitz. Nirgends haben wir den Neapolitanischen Tanz, die Tarantella, schöner tanzen sehen. Gewöhnlich tanzen ihn zwei Mädchen; die dritte schlägt den Tamburin und singt. Klagen eines getrennten oder unglücklichen Liebhabers, auch wohl Trotz eines verschmähten, sind der Inhalt der meisten dieser Lieder. In manchen von ihnen stehen Madonna und Cupieto (Cupido) in Eintracht neben einander. — Die Tänzerinnen stellen sich einander gegenüber, ergreifen mit beiden Händen die Zipfel ihrer breiten Schürze,

---

[1]) Nicolovius' Leben, S. 38 bis 47. Dieser Aufsatz wurde 1796 im Taschenbuch von J. G. Jacobi mitgetheilt. Die Archives littéraires de l'Europe nahmen mit einem ungemeinen Beifall eine Uebersetzung davon auf, und selbst ein Auszug des Aufsatzes, welchen später J. Bapt. Ant. Suard in seinem „Publiciste" veranstaltete, machte nach den Berichten an J. G. Jacobi das plus brillante fortune.

und hüpfen links und rechts. Bald setzen sie die linke Hand in die Seite, und halten die Schürze mit der rechten hoch in die Höhe, bald ziehen sie die Schürze eng um die Kniee. Jeden Augenblick verändern sie ihre Stellung und ihr Spiel mit der Schürze. Bald schweben sie bei einander vorbei; bald geben sie mit sanfter Beugung des Knies und Hervorschleifen des Fußes sich das Zeichen, in der Mitte zusammen zu kommen, lassen die Schürze fallen, schweben im Kreis um einander und schlagen mit emporgehaltenen Händen die Castagnetten zusammen, oder ahmen ihren Schall mit den Fingern nach. Die Laune der Tänzerin kann den Sinn, den vielleicht dieser Tanz auszudrücken bestimmt ist, mit jedem andern vertauschen. Fortunata tanzte eines Abends, uns zu gefallen, mit einem rohen lombardischen Burschen, und bitterer Hohn wurde der Ausdruck des Tanzes.

„Dieselbe Grazie und das zarte Gefühl, das sie beim Spiel und Tanz äußerten, schimmerte aus allem hervor, was sie sagten und thaten. Des Morgens, wenn wir aufstanden, fanden wir eine Rebe voll der schönsten Trauben über unserm Tisch hängen, und während wir frühstückten, brachte unser alter Wirth uns einen Korb voll auserlesener Früchte seines Weinbergs und Gartens. Oft gegen Abend lud uns Franzeska zu einem Spaziergang ein, führte uns in einen Weinberg ihres Vaters, und ließ uns niedersitzen, wo die Aussicht am schönsten war, und pflückte uns die reifsten Trauben. Unterwegs machte sie uns mit den Namen und Heilkräften der Pflanzen bekannt, die ihr merkwürdig schienen. Fortunata ging täglich früh Morgens am Meer spazieren, und ertrug deshalb den Unwillen ihres Bruders. Als wir eines Abends allein ausgingen, und sie vor ihrer Hausthüre sitzen sahen, luden wir sie ein, mit uns zu kommen. Sie nickte Ja! und verschwand, und erschien nach wenigen Augenblicken von Haupt bis zu Fuß mit ihren neuen Kleidern geschmückt. Sie ging neben uns und unterhielt uns mit einer Würde, die in unserm Lande eine feine Erziehung vermuthen ließe.

„Diese natürliche Grazie vermissen sie ungern. Fortunata äußerte oft Mißfallen an der Braut ihres Bruders. „Erstlich", sagte sie, „sie ist häßlich; zweitens, sie kann nicht spielen, nicht singen, nicht tanzen; sie kann nichts! Sie ist häßlich, häßlich!" Fragten wir dann,

ob sie nähen könnte, kochen und dergleichen, so war immer die Antwort: „O ja! ja! aber erstlich, sie ist häßlich; zweitens, sie kann nicht spielen, nicht singen, nicht tanzen; sie kann nichts. Sie ist häßlich, häßlich!“

„Der Geist der Freude, der immer von Morgen bis Abend in unsern Hausgenossen erschien, war seit einigen Tagen von Fortunata gewichen. Wir hatten sie sehr schlecht gekleidet gefunden, und ihr Rock, Schürze, Schleier und ein schwarzsammtnes Wämmschen geschenkt, alles nach Sitte der Insel. Seitdem war sie tiefsinnig und wir forschten vergebens nach der Ursache. Eines Abends, während des Tanzes, setzte ich mich auf die Schwelle neben sie und wiederholte die oft gethane Frage: „Was fehlt Dir?“ „Ciuquagli! (Ohrringe)“ lispelte sie mir in's Ohr. Ich sah sie an, als hätte sie mich zum Besten. Es war ihr tiefer Ernst.

„Sie duzten uns bald anfangs, und als wir fragten: Nennt ihr denn Jedermann Du? sagten sie: „Nein, nur wen wir lieb haben.“ Auch ruhten sie nicht (wie die Liebe immer gern neu tauft), bis sie jedem von uns einen Beinamen gegeben hatten, mit dem sie uns nachher immer und nie ohne Freude riefen. So nannten sie den Dicksten von uns Pallone (Ballon), den Blühendsten Rosa di Maggio (Mairose).

„Außer dieser Freundlichkeit unsrer Hausgenossen erfuhren wir ähnliche von andern Insulanern. Wir ritten oft aus und jeder Esel hatte seinen Treiber. Dadurch kamen wir zu mancher Bekanntschaft unter den ärmern Winzern. Wo sie uns sahen, luden sie uns in ihre Weinberge ein. „Kommt“, sagte mir ein gewisser Filippo, als ich eines Tages seinen Weinberg vorbeiging und nicht hineintreten wollte, „kommt! ich gebe euch auch die süßesten Trauben. Ich allein weiß, wo sie hängen; selbst meiner Frau hab' ich sie nicht gezeigt.“ Er führte mich unter den Rebdächern bis in die Mitte des Weinbergs, wo die süße Frucht hing. Oft zeigten auch Leute, die uns ganz unbekannt waren, sich uns gefällig. Ich ging eines Morgens nach der Kirche hinauf, um der Firmelung beizuwohnen. Die Hitze und ein Esel, der neben dem Wege stand und durch Schönheit und Schmuck mein Auge auf sich zog, reizten mich zum Stillstehen. „Wollt ihr reiten?“ fragte mich ein gut gekleideter Mann, der zu mir trat, „der

Esel gehört mir.“ Als ich sein Anerbieten nicht annehmen wollte, bat er mich, ging seinen Weg zu Fuß, wandte sich noch um, und rief dem Knaben zu: er solle brav treiben und vor der Kirchthür meiner warten. Weder je vorher noch nachher habe ich diesen Mann gesehen.

„Wir gingen manchmal Abends auf eine Anhöhe neben einem Berge, Tabor, von dem wir die Sonne untergehen und den Mond heraufkommen sahen. Nicht weit unter diesem Hügel wohnte eine Frau, Maria Giuseppe, die, sobald sie uns oben erblickte, einen Teller mit Trauben und Feigen brachte, sich traulich zu uns setzte, und von ihrem Hauswesen erzählte, wie sie ihren Mann aus Neapel zurückerwartete, was sie ihm zum Willkommen kochen wollte u. s. w. — Den Ischiesen, wie allen Italienern, ist die Benennung Mensch ungewöhnlich. Jeder ist ihnen ein Christ, das ist, ein Katholik. „Wie viel Christen dort gehen! Sechs Christen sind mit dem Schiff untergegangen!“ und so immer. Dennoch sahen sie, daß wir ihre Religionsgebräuche nicht beobachteten, ohne sich's kümmern zu lassen. Ihr Glaube ist ihnen Freude und Muth. In ihren frommen Ausdrücken erheben sie sich selten über die Mutter Gottes. „Heilige Nacht! Madonna behüte euch!“ war ihr gewöhnlicher Abendgruß. Ihr vertrauen sie in Krankheiten. Stirbt ein Erwachsener, so beten sie für seine Seele. Der Tod eines Kindes scheint ihnen ein Glück. „Du bist traurig“, sagte mir Franzeska eines Tages, als ein Kind aus unsrer Gesellschaft gestorben war. „Ich weiß, was du denkst. Auch ich denke an's Kind, aber bin froh; denn es ist im Paradiese.“ Sterben heißt ihnen in's Paradies eingehen. Auch sagten sie wohl scherzend von einem Verstorbenen: „Er ist zu Orsinna gegangen!“ weil ein Mann dieses Namens ein Landhaus in der Nähe besaß, das il paradiso hieß.

„Die heiligen Feste sind ihnen Tage der Freude. Gleich anfangs hatten sie uns oft gesagt, wir müßten bis zum Fest ihres Schutzheiligen bei ihnen bleiben. Und als wir wirklich so lange blieben und an ihrer ungeduldigen Erwartung Theil nahmen, gaben sie uns freudig das Leben ihres Heiligen zu lesen, damit auch wir sähen, welch ein Mann das wäre. Il Beato Giovanne war sein Name. Er war ein Ischiese von Geburt, manchem seiner noch lebenden Landsleute

und Schutzkinder bekannt und Ordensgeistlicher in einem Kloster der Hauptstadt. Schon bei seinem Leben war der Ruf seiner Heiligkeit groß. Man sah ihn während einer Prozession, ohne die Erde zu berühren, daher schweben, ein andermal unbenetzt durch den Regen gehen. An einem Feste des heiligen Januarius wollte auch er am Hochaltar vor dem Wunderblute beten, verlor im Gedränge seine Krücke, und setzte sich traurig an der Kirchenthüre nieder. Nach einer Weile sah man die Krücke über den Köpfen des jauchzenden Volkes dem heiligen Greise zufliegen und an seine Brust sich lehnen. Als er starb, wollte das Volk zu seiner Leiche zugelassen werden. Man fürchtete Gedränge, und stellte starke Wache um den Leichnam. Dennoch vermißte man an ihm plötzlich eine große Zehe. Noch weiß man nicht, wo diese Reliquie hingekommen ist. Als wir ihnen einmal unser Befremden äußerten, daß sie einen noch nicht heilig gesprochenen Schutzherrn verehrten, brachen sie in lautes Lachen aus. „Nicht heilig?" sagten sie, „und er hat so viele Wunder gethan."

„Sein Fest wurde, außer der gewöhnlichen Feier in der Kirche, des Abends mit einer Erleuchtung aller Wohnungen auf der Insel gefeiert. Die flachen Dächer wurden rings mit Leuchten von Oelpapier besteckt. Auch wir saßen mit unsern Hausgenossen auf dem Dache, freuten uns der erleuchteten Häuser unter uns, und immer höher am Berge hinauf, und des Jauchzens, das überall erscholl. Mit Ehrfurcht zeigten sie uns hie und da Häuser, die glänzender geschmückt waren. „Da wohnt ein Vetter des Heiligen! Da eine Nichte!" u. s. w. Ihren Bekannten auf fernen Dächern gaben sie sich durch helles Pfeifen in die hohlen Hände zu erkennen, und freuten sich der Antwort. Unser alter Hauswirth sagte murmelnd, auch er wolle dem Heiligen etwas darbringen, und holte aus seiner Vorrathskammer eine alte Tonne. Sie wurde angezündet, man stand umher und freute sich der lodernden Flamme, rollte sie, ehe sie einstürzte, den Hohlweg hinunter, und folgte ihr jauchzend. Der Tag endigte mit Spiel und Tanz.

„Es war uns, als sollten wir immer bei diesen Leuten bleiben. Dennoch mußten wir scheiden. „Sind alle Deutsche so, wie ihr?" hatten sie uns oft gefragt. Beim Abschiede machten sie sich Hoffnung,

sie würden zu uns hinüberschiffen, so lange wir noch in Sorrento wohnten, und wir zu ihnen. Sie begleiteten uns an die Barke. Wir haben sie nicht wiedergesehen ...." —

Stolberg hatte acht Tage, die frohsten seiner Reise, auf der Insel zugebracht; das Gefühl der Freude hatte ihm die drei an seinen alten Freund Ebert gerichteten, in der Reisebeschreibung mitgetheilten poetischen Sendschreiben, welche er nach diesen blühenden, nicht fabelhaften hesperischen Gefilden Hesperiden nannte, eingegeben, als ihm und der Gräfin ein dunkles Wölklein den Ischiesischen Himmel trübte. „Mit Absicht läßt Gott", schrieb Stolberg, „die Weinlese vor dem Winter hergehen. So läßt er uns auch zuweilen eine außerordentliche Freudelese halten, wenn ein Schmerz uns bevorsteht. Mein kleines, in Neapel gebornes Töchterchen ward krank und starb nach sechs Tagen schmerzhafter Leiden, welche doch gewiß weit schmerzhafter für die Mutter waren, als für das Kind.

„Dieses ist heimgegangen aus einem irdischen Paradiese in das schönere himmlische Paradies! Wohl ihr, daß sie erfunden ward

Werth schnell wegzublühen, der Blumen Edens
Beßre Gespielinn!"

(Klopstock.)

„Des Völkchens Character zeigte sich liebenswürdig während der Krankheit der Kleinen. Sie wollten meine Frau durch Hoffnung der Genesung des Kindes aufrichten und nahmen lebhaften Antheil an seinem Zustande. Fremde, welche wir nicht mit Namen kannten, fragten uns nach dem Befinden unsrer Kranken. Aus dem gekrümmten hohlen Pfade vor unserm Fenster schollen oft Fragen hinauf: che fa la bambina? (Wie geht es dem Mägdlein?) .... Mit freundlicher und edler Weisheit sagte uns ein alter Winzer: Betrübet euch nicht über des Kindes Tod! Es ist im Paradiese! Es betet zu Gott für euch! Ihr habt eine Seele in den Himmel gesandt! Auf eurer Reise wird das Mägdlein über euch schweben und Gefahren von euch abwenden!" [1])

[1]) Vergl. Ode: »An meine Sophie«, S. W. II, 109 fg.

Stolberg verließ den 8. September die Insel, um seine Wohnung wiederum im Thale Sorrento zu nehmen. Er schied von jener mit dem Gruße: „Glückliches Inselvölkchen! Das Meer trennt dich von der Feste. Bleib' auch in deinen Sitten, in deiner Frömmigkeit, ein Inselvölkchen! so wird deine Freude nicht von dir weichen, und Geschlecht auf Geschlecht, zu seinen Vätern versammelt, wird höheren Freuden entgegen reifen!" —

Stolbergs große, königliche Seele erschien Nicolovius während dieser Zeit erst in ihrem vollen Glanze. Es war nicht die Liebe, welche blind macht, sondern die Liebe, welche Augen giebt, die ihn sagen lehrte, daß die Natur selten solche erhabene Geister schaffe. Stolbergs Schriften — äußerte Nicolovius öfters — sind nur Funken von dem brennenden Busch, aus dem er täglich sprach. — Von Sorrento aus schrieb er an den Kriegsrath Scheffner am 21. September:

„Im alten Tarent erhielt ich Ihren lieben Brief aus Eberswalde vom 2. März. Ich sollte mich zwar billig vom Datum Ihres Briefes nichts verlauten lassen, liebster Scheffner, aber man findet ja im Bekenntniß des Fehlers Beruhigung, und so will ich denn auch diese nicht durch Beschönigung verderben, sondern Alles von Ihrer Verzeihung erwarten und von der Gewißheit, daß Sie meinem Herzen dieses Stillschweigen nicht anrechnen werden. Ich habe manchen meiner Freunde darum nicht oder spät geschrieben, weil ich nicht wußte, wie ich's anfangen sollte, um der Fülle des Inhalts etwas abzuschöpfen. Wenn man eine volle Flasche vor sich hat, so freut man sich, sie mit einem Freunde leeren zu können, und mit einem Fasse gewöhnlicher Größe nimmt ein ehrlicher Deutscher, mit Weile eilend und mit Freunden theilend, es auch wol auf; aber das Heidelbergerfaß gafft man an und wagt sich nicht an seine altväterische Majestät und Fülle. Darum wird es auch schwerer, in einem Briefe von Italien und Sizilien zu erzählen. Beide Länder, von denen ich sehr viel erwartete, haben meine Erwartung noch sehr übertroffen. Ehe ich Italien ganz verlasse, werd' ich ein rundes Jahr darin zugebracht haben. Ich habe also alle Jahreszeiten in diesem Lande des ewigen Frühlings und der schönsten Natur zugebracht. Alle Provinzen des südlichen Italiens habe ich besucht und bin zu Pferde um ganz Sizilien gereist. Ich

war auf dem Vesuv im Augenblicke eines Ergusses. Ich vergaß seinen Feuerbach, als ich in der Nacht beim Feuerstrom des Aetna stand, welcher sich aus einem seiner Vulkane wie ein Wasserfall ergießt, dann sich in Arme theilt, Inseln bildet und drittehalb deutsche Meilen weit fortströmt. — Von Otranto's Küste sah ich Griechenlands acroceraunische Gebirge. Die griechischen Alterthümer in beiden Königreichen machten mich fast kalt für das alte Nest der Wölfin, und umfangen von den jungen Reizen der tarentinischen, der aetnaischen Wonnegefilde (denn neben seiner Hölle oder vielmehr unter ihr blüht mehr als ein Elysium), den Reizen des nördlichen Gestades von Sizilien, der sorrentinischen und ischiesischen Paradiese vergaß ich gern jede Erinnerung des Alterthums, wiewohl ich auch diesem nicht minder heilige Stunden widmete.

„Ueber den Character der Italiener und Sizilier hört man bei uns in Deutschland manches Wahre, welches durch Verschweigung manches Andern, das auch gesagt werden sollte, verleumdende Unwahrheit wird. Ich habe in allen Ständen einige edle und liebenswürdige Männer kennen gelernt, und mehr als einige solche wird schwerlich in irgend einem Lande ein wildfremder Reisender antreffen. In Puglien, Calabrien und Sizilien wird jene herzliche Gastfreundschaft geübt, welche nicht allein der hergebrachten Sitte, sondern den Empfindungen der Bewohner dieser Länder Ehre macht. Auch die moralische Natur dieser Länder bringt neben den üppig wachsenden Disteln edle Früchte jeder Art, und wer nur die Beschwerde des heißen Sonnenstrahls, sich nicht verjüngt fühlt unter ihrer lebenerzeugenden Kraft, wer nur Aufwallungen zum Frevel, nicht auch hohen Geistesschwung und liebenswürdige Freudenfülle in Italien inne wird, der sieht wahrhaftig nur den Schatten, nicht den Leib, geschweige daß ihm vom Geiste etwas ahnen dürfte.

„Seit 8 Wochen haben wir theils in diesem Felsenthale am Meere, theils in der Insel Ischia zugebracht. In Ischia lebten wir mit Familien froher, freundlicher Winzer. Sie wissen besser, als ich Ihnen sagen kann, liebster Scheffner, daß man den Menschen im Volke suchen muß, und Diogenes hätte seine Laterne sparen können, wenn er nicht in den Gassen Athen's damit hineingetapset wäre. — In Ländern,

wo der Mensch nicht in ungleichem Kriege mit den Elementen lebt, wo die Fülle der Naturgeschenke und die Milde des Himmels ihn theils vieler Bedürfnisse enthebt, theils die übrigen freiwillig oder für geringe Mühe befriedigt, in solchen Ländern gedeiht der Landmann gewiß besser als bei uns, wo gänzlicher Mangel an Muße von Kind an ihn an die rastlose Arbeit schmiedet. Hier sah ich vernünftige, milde Greise, Hausmütter von Bonhommie, zartgebildete, schöne, so sittsame als freundliche Mädchen, rasche Jünglinge und Kinder, welche mehr Vertrauen und theilgebende Freude zeigten, als ein verschüchtertes Bauernkind in andern Ländern Fremdlingen zeigen wird.

„Daß die vornehmen Stände (wiewol nicht ohne Ausnahme) hier weniger taugen mögen als bei uns, das glaube ich gern. Die Entfernung von einer solchen Natur mußte sich selbst desto härter strafen, je mehr sie muthwillig dem Modeton opferte. — In Ischia hatten wir den Schmerz, ein Mädchen von 5 Monaten, welches meine Sophie in Neapel geboren hatte und selbst säugte, zu verlieren.

„Sahen Sie nie todte Kinder? Woher, wenn auch Leiden und Zuckungen die liebe kleine Physiognomie während der Krankheit zerrütteten, woher in der Todesmiene dieses holdselige Lächeln? dieser mit dem Lächeln verbundene, überkindliche, feierliche Ernst?

„Es erschallt dem Ohre des Unmündigen, es erscheint dem Blicke des Säuglings eine Kraft jener Welt, ehe Ohr und Auge sich schließen. Es hört oder sieht einen Boten Desjenigen, der die Kinder herzte und segnete. O lieber Scheffner, unsere Weltweisen werden das Räthsel nicht lösen, das ihnen ein Säugling und mit todten Lippen vorlegt!“ —

Den 24. September trennte sich Stolberg von dem geliebten Piano di Sorrento, wollte aber das Königreich Neapel nicht eher verlassen, ohne noch vorher das liebliche Thal La Cava und die am Meerbusen von Salerno auf Felsen gelegene und entzückende Aussichten auf diesen gewährende Stadt Vietri besucht zu haben. Auf dem Rückwege nach der Hauptstadt wurden die Alterthümer von Pompeji noch einmal besehen. Nach der Ankunft in Neapel am 25. September begleitete Nicolovius die Nachricht von der Rückkehr aus Italien mit den Worten: „Das Herz wird in Italien von 1000 süßen Banden umstrickt, und der Abschied ist nicht so leicht und froh.... Eine bleibende Stätte

haben wir nun nicht mehr, unser paradiesisches Sorrento sehen wir nicht wieder, und übermorgen früh verlassen wir auch Neapel. Meine Freude ist groß, daß wir uns der Heimath nähern. Aber dennoch blutet mir das Herz, dieses Zauberland verlassen zu müssen. Glaube mir, es ist ein Land der Wunder, das Geist und Herz füllt. Mein Trost ist, daß ich einen Schatz heimbringe, der mir genügen kann, einen Schatz von Freude und Liebe. Freude und Liebe sind Leben, und von ihnen aus geht Kraft! Laßt mich Gutes ahnden für mein weiteres Leben!" — Auf der Reise von Neapel nach Rom weilte sie Caserta und der freundliche Wirth Hackert 24 Stunden. In Rom wurden zunächst noch einige Gallerien, welche den vorigen Winter nicht besucht waren, besehen, dann aber zwei Tage den erinnerungsreichen Denkmalen Tiburs und den ewigen Naturreizen Tivoli's, vor Allem den nahen Wasserfällen des Teverone gewidmet. Stolberg näherte sich diesen auf dem beschwerlichern engen, aber bei jedem Schritte neue Schönheiten zeigenden Pfade bis zur sogenannten Grotte der Sirene. „Enger zusammengedrängt zwischen den Wölbungen der Felsen, deren mannigfaltige Gestalten mit jedem Zauber, welchen Felsenhallen hervorbringen, geschmückt sind, schäumet und donnert mit einem Ungestüm, welcher jeden Augenblick reißender zu werden scheint, der Strom in den Abgrund hinab, wo er dem Aug' in hohler Tiefe desto eher entschwindet, da der abschüssige, immer benetzte Rand des Felsenufers den unmittelbaren Zutritt versagt. Wendest Du Dich links, so siehst Du den höhern Wasserfall, der sich in die Grotte des Neptuns ergießt und von dannen, in mehrere getheilt, herabrauscht. Schließest Du die Augen einen Moment, um sie gestärkter wieder zu öffnen, so betäubt Dich desto mehr der stürzenden Gewässer Schall, weil das Ohr allein unterhalten wird. Gleichwohl ist weder dieser Schall, noch auch an Herrlichkeit der Fülle dieser Anblick mit dem gewaltigen Rheinfall bei Laufen zu vergleichen, wo Entsetzen und Wonne den betäubten und geblendeten Zuschauer mit ihrer ganzen Macht ergreifen; aber die phantastische Gestalt der rund umwölbenden Felsen giebt diesem Wasserfall bei Tivoli seine eignen Reize und sanftere Schauer eines heiligen Grauens" [1]).

---

[1]) S. W. IX, 370 fg. Vergl. Heinse's Beschreibung in: »Briefe zwischen Gleim u. s. w.« II, 408 fgg.

Darauf führte ihn ein angenehmer Spaziergang aus der Stadt zu den Gegenden, die den lebendigsten Commentar zu dem von Horaz so vielfach besungenen Tibur und zu seinen Umgebungen bilden. In der Nachbarschaft eines Klosters sah er die Ruinen, welche für Horazens Landhaus ausgegeben werden, und hielt sich in dem seit Jahrhunderten bis zur Gegenwart geführten Streit über die Villen des Horaz an seinen alten römischen Lebensbeschreiber, welcher auf das bestimmteste den Aufenthalt auf seinem Sabinischen und Tiburtinischen Gute unterscheidet, besuchte aber nicht, wie 10 Jahre früher Heinse dies that, die 5 Stunden hinter Tivoli gelegene größere Ville des Dichters an dem heutigen Orte Licenza, ehemals Digentia. Am Abend besucht' er die großen Ruinen von der ungeheuren Ville des Mäcenas, aus der sich Arme des Wasserfalls ergießen. „Es war mir ein angenehmer Gedanke“, berichtet er, „daß in diesem Hause Horaz gewiß sehr oft, und manchesmal Virgil, Freunden der Poesie ihre unsterblichen Werke zuerst vorlasen. Im fruchtbaren Thale erinnerte mich der Anblick eines Knaben, welcher, auf einem Apfelbaume stehend, reifes Obst pflückte, an die von Horaz besungenen Obstgärten, welche von flüchtigen Bächen getränkt wurden — mobilibus pomaria rivis —.“

In Rom lernte er noch kennen den edlen und liebenswürdigen Venetianer Canova, der mit seltnem Fleiße ein viel seltneres Genie und große Kühnheit mit jener Gabe, die Natur rein zu ergreifen und in ihren bedeutungsvollsten, sinnenden Momenten darzustellen, verband. Seine und seines Kunstgenossen, des geschätzten Bildhauers Trippel, Werkstatt wurden besucht. — Schon am 9. October verließen die Heimkehrenden Rom und kamen über Terni, Spoleto, Loretto, Ancona, Rimini, Bologna, Ferrara und Padua am 19. October in Venedig an. Fanden die Reisenden das Gewimmel der amphibischen Menschen dieser Stadt anstaunend lebhaft, was muß es gewesen sein zur Zeit von Venedigs großer Macht, als es der Mittelpunct des morgenländischen und abendländischen Handels war! Das Volk fanden sie so froh und so leichten Sinnes wie ein's in Italien. So zeigte es sich auch im Theater, in welchem die Nobili von Venedig nicht anders als in Domino, mit der Larve vor dem Gesichte, sich zeigen durften. Stolberg wußte wohl, wie wenig hohen Genuß die dramatische Poesie und

die Schauspielkunst darböten; deswegen und weil die große schöne Natur des Landes ihm eine wichtigere Schaubühne war, als die Kunst in den großen Städten, welche ihn nirgends lange zu fesseln vermochten, finden wir ihn nur einigemal der Comödie beiwohnend, weil in dieser am meisten des Volkes Art und Weise sich ausspricht. Der Besuch des venetianischen Truffaldino gab ihm Veranlassung zu einigen allgemeinen Bemerkungen über die Comödie, welche, hier zum größeren Theile wiederholt, uns mit Stolbergs Ansicht über diesen Zweig der dramatischen Kunst bekannt machen. „Der venetianische Truffaldino ist wenigstens eben so komisch, wo nicht noch komischer, als der Policinello der Neapolitaner, und seine Einfälle erschüttern das Haus mit dem allgemeinen Gelächter dichtgedrängter Zuschauer. — Fremde pflegen der italienischen Comödie den Vorwurf der Uebertreibung des Komischen zu machen: ein Vorwurf, welcher freilich die nüchterne deutsche und französische Comödie nicht treffen kann. Ist aber Uebertreibung ein Fehler in der Comödie? Ist nicht oft ihr Zweck, durch Caricatur auf kleine Lächerlichkeiten aufmerksam zu machen? Man verhüte jede Uebertreibung, wo man das Lächerliche vermeiden muß! Aber man tadle weder Aristophanes, noch Plautus, weder Cervantes, noch Hogarth, noch Sterne, wenn sie durch genialische Caricaturzeichnung uns belehren, wenn sie uns in den lachenden Mund ihren Trank gegen unsre Thorheit gießen! Ich vermisse, so sehr als einer, in der italienischen Comödie die feinen characteristischen Sittenzüge und die aus der innersten Menschheit geschöpfte Philosophie des Terenz; aber wer vermißt diese Vorzüge nicht auch in unsrer Comödie? Wenn Lessings Meinung, daß wir noch nicht weit genug gekommen, unsern Hanswurst entbehren zu können, gegründet sein sollte (und in der That scheinet sie mir gegründet, wofern wir durchaus eine Comödie haben wollen), so haben wir wirklich nicht das Recht, über die genialischen Schwänke des Buffo, des Policinello oder des Truffaldino die Nase zu rümpfen. Sollte man ihnen ihre Unsittlichkeit vorwerfen, ein Vorwurf, welchen ihre Zweideutigkeiten nur zu sehr rechtfertigen, ja auffordern, so würde ich sie gern zum Stillschweigen verdammen, wofern wir gleiche Strenge gegen unsrer Comödie Sittengift ausübten, welches nur deswegen nicht seine volle Wirkung thut, weil die Verfasser es in so vielem Wasser auflösen. ....."

Die mitgetheilten Grundrisse der Verfassung der Republik veranlassen Stolberg zur Mittheilung allgemeiner Ansichten über Staatsgrundsätze und Staatswesen. Diese mögen, mit den anderwärts ausgesprochenen politischen Ansichten des Verfassers zusammengestellt, eben so später erwähnt werden, wie bereits früher die über die bildende Kunst ihre Zusammenstellung gefunden haben. Ungern ließ der Reisende die Städte Vicenza, Verona, Bergamo, Brescia, ungern Mantua, Virgils Geburtsort, unbesucht; ungern entsagt' er der Reise durch Tyrols Gebirge. „Aber die Jahreszeit", sagt er, „gebot Eile, das Heimweh zu den Unsrigen noch mehr." — Am 26. October verließen sie Venedig und am Abend des folgenden Tages das Gebiet Italiens. — Stolbergs italienische Reise war vollendet. Der Reisende hatte seinen Gesichtskreis bedeutend ausgeweitet und da mit leiblichem Auge gesehen, wohin die Schätze der Litteratur und Kunst des Alterthums und der Neuzeit den Blick des Geistes schon längst gezogen hatten. Nicht nur war seinem für religiöse Stimmungen empfänglichen Gemüthe im Garten von Europa die Natur mit dem größern Reichthum ihrer schönen und erhabenen Erscheinungen als Offenbarung Gottes vielleicht noch näher und ergreifender als früher diesseit der Alpen entgegengekommen, sondern sie hatte ihm auch zugleich ein tieferes und wahreres Verständniß des Textes seiner geliebten Alten und mit ihm eine reichere Freudenquelle eröffnet, nachdem er den gemeinsamen Urtext vor sich gehabt und ihn empfunden hatte. Er war im großen Meergarten Gottes vom Lande der Hyperboreer, von Seelands Gestaden und von Petersburg und seinen Umlanden bis zu Otranto und C. Passaro mit ganz verschiedenen Nationen bekannt geworden; und wie jeder verständige Mensch weiß, daß allenthalben die Welt, wie wir sie vernünftig oder unvernünftig ansehen, uns eben so wieder ansehe und hier Wechselwirkung erscheine, so wußte er auch, daß lebhafte Vaterlandsliebe und die Vorliebe für die gewohnte heimische Sitte und Sinnesart oft Gefahren eigner nationaler Ueberschätzung und zu harter Beurtheilung anderer Nationen mit sich führen, Gefahren, deren umsichtsvolle Vermeidung auf den Weg wahrer Selbstkenntniß und der Gerechtigkeit gegen Andere führt, wie diese wiederum jene zu fördern vorzüglich geeignet sind. Ist doch die Nationalität allenthalben an sich

nicht das Höchste, aber sie ist in ihren wahren Schranken der von Gottes Fürsehung jeglichem Volke vorgezeichnete natürliche, daher leichtere und sichere Weg, um zum höchsten Ziele der menschlichen Bestimmung zu gelangen; und wie wir in den uns nahestehenden Individualitäten durch den richtigen Blick in ihr Inneres unser eignes Ich vervielfältigt und deutlicher ausgezeichnet wiederfinden und dieses gleichsam Angesichts sehen, so wird auch die gegenwärtige Beobachtung und der lebendige Verkehr mit anderen Völkern dadurch so anziehend und lehrreich, daß wir jeden merkwürdigen Nationalcharakter als eine eigenthümliche und neue Entwickelung des Menschengeistes und in gewissen Gränzen als eine Bereicherung unseres eigenen nationalen Wesens betrachten. Diese Betrachtung schließt den Schmerz bei Wahrnehmungen der Verirrungen des nationalen Charakters und solchen Erscheinungen, welche auf ein Mißverhältniß zwischen den vorherrschenden nationalen Eigenthümlichkeiten und der Erfüllung der höheren Bestimmung des Daseins hinweisen, so daß, was zu dienen bestimmt ist, als herrschende Macht erscheint, nicht aus, sondern ruft ihn vielmehr hervor. Stolberg, der edle Menschenfreund, mochte mehr als einmal diesen Schmerz auf der Halbinsel empfunden haben, aber gewiß haben nicht nur sein gut geartetes Völkchen im Thale von Sorrento und auf Ischia und die Bekanntschaft mit manchen höchst achtungswerthen, vom Geiste des Christenthums im Leben erfüllten Personen beiderlei Geschlechts in den verschiedenen Gegenden Italiens, sondern auch die feste Ueberzeugung von einer geheimnißvollen Oekonomie der Weltregierung Gottes ihm eine ausgleichende und versöhnende Beruhigung gewährt, die auch, selbst wenn er Zeuge der Greuel der Gegenwart gewesen wäre, ihre Kraft bewährt haben würde.

Daß der Glanz des römischen Ritus die Sinne des Reisenden bezaubert, im Halbtraume schmachtende Vorliebe für aristocratische Hierarchie in ihm erweckt und auf den Weg eines neuen confessionellen Bekenntnisses ihn gelockt habe, war zur Zeit eine willkürliche superstitiöse Behauptung. Darauf wiesen, wie wir sahen, seine Gänge, sein Aufenthalt und persönlicher Verkehr nicht hin. Daß er aber nicht, den meisten Reisenden gleich, bei jeder dem bisherigen Gesichtskreise fremden Erscheinung des religiösen Cultus und kirchlichen Lebens das

absolute Endurtheil der Verdammung gleich in Bereitschaft hatte, sondern vielmehr, überzeugt, daß allenthalben die erscheinende Wirklichkeit ein zu matter oder sich über Gebühr belastender Träger der Idee zu sein Gefahr laufe, oft sich und Anderen die Frage gestellt, ob ein menschliches Seelenbedürfniß, ob ein Gedanke, ob eine dem Christenthum mittelbar oder unmittelbar angehörende Lehre der mechanisch oder überflüssig erscheinenden Thuerei zum Grunde liege, kann mit Recht erwartet werden, wie es denn überhaupt tadelnswerth und eines gebildeten, selbständig urtheilenden Mannes unwürdig ist, auf den wohlgefälligen oder mißfälligen Eindruck einer dem kirchlichen Cultus angehörenden Erscheinung sofort ein günstiges oder ungünstiges Urtheil über den innern Werth des Gegenstandes zu gründen, und noch einseitiger und unwürdiger, unreife Schlußfolgerungen auf ein ganzes Gedankensystem mit diesem zu verbinden. Derjenige, welcher es der Mühe werth hält, in einer immerhin hochwichtigen Angelegenheit dieser Art zu einem so billigen als verständigen Abschluß des Urtheils für sich und Andere zu gelangen, ist, um nicht die Schale mit dem Kern, das Zufällige mit dem Wesentlichen, den Mißbrauch mit dem Gebrauch zu verwechseln, an die Aufgabe mehrseitiger Beobachtungen und einer stufenweise fortschreitenden Erweiterung des geistigen Gesichtskreises durch Belehrung Anderer gewiesen. Stolberg hatte auf seiner Reise schon während eines Aufenthalts weniger Tage in Münster erfahren, wie wenig der Gottesdienst der Kirche mit dem des Lebens in Widerspruch stehe, vielmehr seinen Beruf, diesen zu fördern, vielfach erfülle, und dieselbe Erfahrung ward ihm in Italien und Sicilien in der Gesellschaft der Droste und ihrer Begleiter und mancher Landesbewohner zu Theil. —

Am Abend des 27. October betraten die Heimkehrenden wiederum das deutsche Gebiet und kamen über das österreichische Friaul, Krain und Steiermark am 2. November in Wien an. Stolberg widmete hier seine Zeit theils der kaiserlichen Bibliothek und Bildergallerie, der großen Gallerie des Fürsten von Liechtenstein, dem Naturaliencabinet, den Gewächshäusern in Schönbrunn und den übrigen Merkwürdigkeiten der Stadt und ihrer Umgebungen, theils dem gesellschaftlichen Leben, der Erneuerung früherer Bekanntschaften von Personen, die er

in anderen Gegenden in und außer dem Vaterlande gesehen hatte, theils neuen Bekanntschaften, unter welchen er die mit Denis auszeichnet. Klopstocks Freund und Verehrer, den edlen Bardenjünger Smid, kennen wir schon; Stolberg lernt' ihn persönlich kennen in der kaiserlichen Bibliothek, „ihn", wie er schrieb, „den die Muse für seine entflammte Liebe zu ihr mit ihren Gaben beschenkte. Man findet im Menschen, wie im Dichter, den edeln, sanften, lebhaften Mann, und freuet sich, ihn so zu finden, wie man ihn zu finden hoffte. Als Bibliothekar ist er jetzt mit einem Commentar über die reichhaltige Sammlung der Handschriften beschäftigt und arbeitet auch hier mit Liebe. Er wird manche von ihm gemachte litterarische Entdeckung bekannt machen, manchen Irrthum widerlegen, aber nie seine Feder in Galle tauchen; er wird als Kritikus liebenswürdig bleiben!" — Die freundlichen Tage des Aufenthalts wurden getrübt durch eine ernste Erkrankung Nicolovius'. Er konnte, sagt sein Lebensbeschreiber, manche Nacht nicht ruhen, bis er Stolberg gesehen hatte, und fühlte wiederholt, welch ein Glück es sei, unter Menschen zu leben, die nicht nur sonst durch jede Fürsorge, sondern auch durch ihre Gesellschaft und Zuneigung ihm sein Leiden erleichterten. Nach wieder gewonnenen Kräften begab er sich am 19. December nach Emkendorf, um hier im Kreise der Freunde Stolbergs, die auch seine Freunde geworden waren, seine völlige Genesung zu finden. Jacobi langte den 1. Januar 1793 im väterlichen Hause zu Pempelfort an. Stolberg eilte an demselben 19. December, Wien verlassend, über Prag nach Dresden, wo ihn Geschäfte einige Tage zurückhielten, und erschien dann am Neujahrstage 1793 bei den Geschwistern seiner Gattin in Königsbruck. Der in den nächsten Tagen eingetretene harte Frost, dann die fürchterlich brausenden Stürme, wodurch die Wege verschneit wurden, erinnerten Stolberg daran, daß er in Deutschland sei, und geboten Aufschub der Weiterreise. Von Königsbruck schrieb er den 13. Januar an Jacobi: ..... „Ich bin fast geneigt zu glauben, daß die Blüthe des Geistes und der Empfindung Blume im Kampfe mit unsern unfreundlichen Elementen leide. Doch nein! Die reichste Gedankenfülle, das zarte Feldblümchen der reinsten Empfindung ist ja oft zu vorzüglicher Schönheit unter Deutschlands rauhem Himmel gediehen, und besonders das letzte wohl nirgends schöner.

„Hier sind mir Mirabeau's Briefe, von Manuel herausgegeben, in die Hände gefallen. Solche Gluth der Empfindung habe ich noch bei keinem Franzosen empfunden, als bei ihm. Aber sie alle oder viele zu lesen, wäre mir unmöglich. Aus den dürren Wüsten seines atheistischen Systems hauchen versengende Lüfte und verbreiten selbst über Liebesbriefe Geruch des Todes zum Tode.

„Es scheint mir evident, daß der luftige Thurm des französischen Staatensystems bald krachend einstürzen werde. Gleich jenem, war er dem Himmel zum Trotz gebaut, und die neue Babel möchte wohl bald von Tyrannen oder Sardanapalen beherrscht werden. Aber Verwirrung ist schon von ihr in die ganze Welt ausgegangen. Ich bitte Dich, liebster Jacobi, laß dem Mainzer Forster Deinen Schutz nicht mehr angedeihen! Laß sein Andenken, zugleich mit Kotzebue's Büste, in irgend einer Rumpelkammer vergessen sein! Es bedarf in diesem Augenblick einer tüchtigen Wurfschaufel, um den Waizen zu sichten und heulenden Winden die Spreu zu überlassen" [1]).

Auf der Heimkehr nach dem geliebten Holstein feierte er den 25. Januar Friedr. H. Jacobi's Geburtstag mit Gläserklang bei dem guten Ebert in Braunschweig, fand darauf in Tremsbüttel seine Kinder wieder und den Bruder mit der Gräfin Luise und seine Schwester Catharina und dann in Emkendorf seine geliebten Freunde. Von hierher schrieb er den 17. Februar an Jacobi: „Der Königsmord hat trefflich auf Viele, welche noch dem Kobold des französischen Geistes dienten, gewirkt. Ich sehe, wie Du, diese Unthat nur als eine Folge des vier-

---

[1]) Gervinus zieht in der Vorrede zum siebenten Bande der Forsterschen Schriften, S. 65, diese Stelle herbei, um den politischen Apostaten Forster, dem kirchlichen Apostaten Stolberg gegenüber, zu rechtfertigen, und ruft aus: »Friedrich Stolberg, der Apostat einer guten ehrlichen Confession, durfte den Apostaten eines elenden abandonnirten Zwitterstaats angreifen und an Jacobi schreiben, er solle Forsters Andenken mit Klopstocks Büste zugleich in einer alten Rumpelkammer vergessen sein lassen!« Stolberg sollte Klopstocks Andenken, wenn der Idealist auch einige Zeit von der französischen Revolution anders als er dachte, in irgend einer Weise je haben schmähen können!! — Zu solchen unwillkürlichen Verwechselungen führt die Sympathie für politischen Fanatismus, vorzüglich dann, wenn sie zugleich mit dem Geiste religiöser Unduldsamkeit verbunden ist.

jährigen Unsinns und der so oft gezeigten Gottesvergessenheit an. Mit Klopstocks Erklärung in der Zeitung wirst Du so wenig zufrieden sein, als ich es sein kann. Indessen kann ich Dir doch versichern, daß er den Convent verabscheut und verachtet. Ich war weit besser mit ihm zufrieden, als ich vermuthet hatte. Mein Bruder ist viel zu spät, doch ist er von seiner Verblendung zurückgekommen."



Gotha. — Druck von Emil Kramer.



